

# Synesis®

EFODON-SYNESIS (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

## ***Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben***

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

---

## **7. Jahrgang (2000)**

---

### **SYNESIS Nr. 42 (6/2000)**

**Drei neue Ergebnisse der Gleisstraßenforschung** (Uwe Topper)

**Subliminals** (Gernot L. Geise)

**Wolkenkratzer und Weissager** (Thomas Ritter)

**Mit dem Schilfboot "Abora" von Sardinien zu den Kanarischen Inseln** (Dominique Görlitz)

**Alésia, die letzte Keltenhochburg** (Gernot L. Geise)

**Sensation: Megalithen des russischen Südens** (Eugen Gabowitsch)

**Keltenschanzen-Report: Die Keltenschanzen in der Schweiz** (Christoph Pfister)

**NS-Bauwerke in Nürnberg und München** (M. Schmidt-Bredow)

**Die Sache mit den Zeiträumen** (Gernot L. Geise)

**Phoenix aus der Asche** (Roland Roth)

**Scaliger, Newton u. Hardouin: Wer hatte recht?** (Eugen Gabowitsch)

**Hrotsvith von Gandersheim** (Susanne M. Rueppel)



---

### **SYNESIS Nr. 41 (5/2000)**

**10 Jahre EFODON e.V.** (Gernot L. Geise):

Wie es dazu kam

Die Gründung der Gesellschaft "EFODON e.V."

Wieso eigentlich "EFODON"?

Wer sind wir?

Eine kleine Chronik des EFODON e.V.

Alles nur Einbildung! Grabung des EFODON e.V. in Seehausen (Gernot L. Geise)

Wasser und Biophotonen (K.-H. Fuchs)

Feuerlaufen und die Wahrheit (Gerhard Halbich)

Der Klusfelsen – frühgeschichtliche Kultstätte aus der Megalith-Kulturrepoche (Roland Roth)

Die Himmelfahrt der Meeressäugtätin (Thomas Ritter)

Avenches – Aventicum – Wiflusbürg (Christoph Pfister - Linkschaltung)

Wirklich "Nichts als die Wahrheit"? (Christiane Müller & Thomas Ritter)

Die Sache mit den Zeiträumen (Gernot L. Geise)



## SYNESIS Nr. 40 (4/2000)

Germanen, Kelten, Griechen oder Römer? (Gernot L. Geise)

Scheibenförmige Flugkörper in der Luftfahrtgeschichte (Martin Schmidt-Bredow)

**Bibliothek alter Werke:** Zur Neuerscheinung von Wilhelm Kammeier "Die Fälschung der deutschen Geschichte" (Uwe Topper)

Der Fluch des Orakels (Thomas Ritter)

Das unbekömmliche Kriegen (Gernot L. Geise)

Die Arbeit an der Zeit (Hanns Ludwig)

Grabkammern in Kraich- und Zabergäuer Cairns entdeckt (W. Haug)

Störungen der Fahrzeug-Elektronik (Gernot L. Geise)

Die unterirdischen Städte in der Türkei (Liese Knorr)

Das Mysterium Agartha (Wilfried Stevens)

Und wieder keine Katastrophe! (Gernot L. Geise)

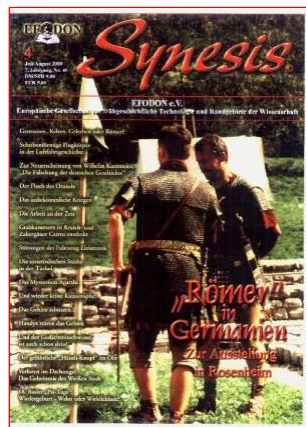
Das Gehirn schützen... (Ulrika Bjorkstén)

Handys stören das Gehirn (Thomas Kielinger)

Und der Gedächtnisschwund ist auch schon drin! (Dipl.-Ing. Joachim Gertenbach)

Der gefährliche "Händi-Knopf" im Ohr (Gernot L. Geise)

Verloren im Dschungel – Geheimnis der Weißen Stadt (Thomas Ritter)



## Das Buch der Toten Namen (Thomas Ritter)

---

### SYNESIS Nr. 39 (3/2000)

**Entwicklungssprung des Bewusstseins von der Antike zum 3. Jahrtausend** (Harry Radegeis)

**Der Pergamon-Altar in Berlin** (Uwe Topper)

**Indus-Seefahrer als Herren des Mittelmeeres mit Sitz in Malta vor 10.000 Jahren** (Kurt Schildmann)

**Exkursion zu den prähistorischen Monumenten bei Sternenfels** (Gernot L. Geise)

**Die chronologiekritische elektronische Zeitschrift macht erste Schritte** (Eugen Gabowitsch)

**Das französische Universalpendel (UP)** (Dr. M. Budke-Daeg)

**Bibliothek alter Werke: Nikolaus Morosow: "Die Offenbarung des Johannes"** (Uwe Topper)

**Auch Karlsruher wollen bei Kürzung der Chronologie dabei sein** (Eugen Gabowitsch)

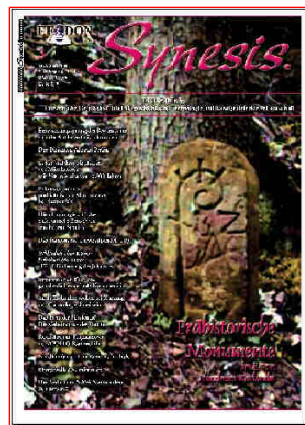
**Das Herz der Finsternis? Die Geheimnisse des Voodoo** (Thomas Ritter)

**Rückstart und Flugmanöver der APOLLO-Raumschiffe** (Gernot L. Geise)

**Nordlandfahrt – Eine Reise nach Thule** (Thomas Ritter)

**Der Verlust der NASA-Marssonden: Schlamperei!** (Gernot L. Geise)

---



### SYNESIS Nr. 38 (2/2000)

**Gedanken zum "Fürstenspiegel" d. Fray A. de Guevara** (Uwe Topper)

**Das Wunder mit den APOLLO-Mondlandefähren** (Gernot L. Geise)

**Die expandierende Bodenfläche** (Hans-Peter Thietz)

**Ophir – Der Ruf des Goldlandes** (Thomas Ritter)

**Die Geschichte der Alchemie aus chronologiekritischer Sicht** (Eugen Gabowitsch)

**Pyramiden auch in Deutschland?** (Walter Haug)

**"Y2K-Crash" – das nicht stattgefundene Horror-**

**Szenarium** (Gernot L. Geise)

**Lernt die NASA eigentlich nie dazu? Die Sache mit der Marsatmosphäre** (Gernot L. Geise)

**Lichtgeschwindigkeit und Gravitation: Projektionen höherer Dimensionen** (Rainer Schenck)



**Pyramiden im Kraich- und Zabergau entdeckt! Einladung zur Besichtigung der prähistorischen Monumente** (Walter Haug, Celtica VIPS e.V.)

---

**SYNESIS Nr. 37 (1/2000)** (vergriffen)

**Auf den Spuren d. Tempel in Indien** (Christiane Müller und Thomas Ritter)

**EFODON-Gesundheitsreport: Vier Blutgruppen – vier Strategien für ein gesundes Leben: so einfach?** (B. Teves)

**Betonbauten der Römer, Kelten und Ägypter** (Eugen Gabowitsch)

**Der APOLLO-Betrug** (Gernot L. Geise)

**Die kommende Zeitenwende und das Goldene Zeitalter** (Tibor Zelikovics)

**Das heidnische Weltbild** (Harry Radegeis)

**Alles nur Raum und sonst nichts** (Klaus-Peter Stoof)

**Im Lande der Katharer** (Christiane Müller & Thomas Ritter)

**NASA-Marssonden spurlos verschwunden** (Gernot L. Geise)

**Die Schweiz kennt ihr keltisches Erbe nicht!** (Christoph Pfister)



[zurück nach oben]

---

**Wünschen Sie ein Abo? Dann klicken Sie hier (PDF-Datei), drucken den Bestellschein aus und senden Sie ihn ausgefüllt dem EFODON e. V. zu.**

---

weiter zu den Jahrgängen

[1] [2] [3] [4] [5] [6] [8] [9] [10] [11] [12] [13] [14] [15] [16] [17] [18] [19] [20] [21]

[zurück zur Übersicht]

---



# Drei neue Ergebnisse der Gleisstraßenforschung

(c) Uwe Topper

In meiner nun fast drei Jahrzehnte währenden Forschung über Gleisstraßen habe ich in den letzten Monaten wieder einige Schritte voran tun können, wenngleich das Rätsel auch damit nicht gelöst werden konnte. Zur Information für neue Leser weise ich auf mein Buch „Das Erbe der Giganten“ (Olten 1977) sowie auf meinen Aufsatz in SYNESIS Nr. 21, S. 5-15 (1997) hin, wo ich mich ausführlich mit diesen kuriosen Resten der vorgeschichtlichen Europäer beschäftigt habe. Nur soviel sei hier wiederholt: Gleisstraßen sind in die gewachsene Felsoberfläche gehauene vertiefte Rinnen, die offensichtlich für Wagen oder Schlitten in der frühen Metallzeit angelegt worden waren, aber durch Katastrophen unbrauchbar geworden und nur selten in geschichtlicher Zeit wieder repariert und weiterbenutzt worden sind.

Die drei Etappen liegen diesmal auf Zypern, bei Athen und in Lothringen.

## *1. Gleisstraßen im Ostmittelmerraum*

Eine der beiden Forschungsaufgaben meiner Türkeireise im März-April 2000 war die Suche nach Anzeichen für die Katastrophen in frühgeschichtlicher Zeit mit besonderem Augenmerk auf Felsengleise und Küstenlinien. Das Ergebnis war in zweierlei Hinsicht überraschend.

Der wichtigste Neufund, der zwar für sich genommen bescheiden anmutet, aber im Zusammenhang mit meiner jahrzehntelangen Forschung doch ein positives Ergebnis genannt werden kann, ist ein Gleisstraßenstück vom iberischen Typ auf Zypern, und zwar in der von Claude Schaeffer fachgerecht ausgegrabenen Bronzezeit-Stadt Encomi. Das neu entdeckte Teilstück ist zwar nur etwa 10m lang, aber das reicht, um das Gleis einwandfrei zu identifizieren als handwerkliche Arbeit; es hat die genormte Spurbreite von 166 cm (äußere Breite) mit 9-16 cm breiten Rillen und steigt etwa 20° bergan, genau an einer Verwerfung zwischen zwei Schollen. Damit sind die wichtigsten Merkmale gegeben, die einen Vergleich mit den anderen europäischen Gleisen erlauben.

Etwa 50 m neben diesem Stück an einer ebenfalls möglichen Stelle am Verwerfungsrand vermuteten wir ein weiteres Stück, aber da der Fels hier zu stark mit Erdreich überdeckt ist, lässt sich ohne Grabung keine Aussage machen.

Obgleich wir gezielt in der ganzen Südtürkei und auf Nordzypern nach solchen Gleisen gesucht haben, fanden wir nur ein weiteres Stück (in Metropolis bei Afyon), das aber so undeutlich ist, dass es nur als Vermutung übrigbleibt. Unser knapper Zeitraum und die begrenzten Möglichkeiten (wir benützten nur öffentliche Beförderungsmittel und wanderten viel) dürften für den geringen Erfolg verantwortlich sein. An einigen Orten entlang der türkischen Südküste, die wir auf Verdacht nach Gleisen untersuchten (Termessos in Pisidien, Sillyon in Pamphylien), ist eine mögliche Entdeckung von Gleisen durch die Überbauung in römischer Zeit nicht mehr feststellbar. Auch in Iotape (bei Gazipasa) waren wir erfolglos. Im versunkenen Simena (westlich Antalya) waren wir leider nicht; die alte Stadt liegt einige Meter unter dem Meeresspiegel, nur die Spitze des Felsens und einige Bauten ragen noch heraus. Hier wäre für Taucher vielleicht eine Chance (etwa für Hubert Zeitlmair, der gerade wieder auf Malta weilte und seine Erforschung der unterseeischen Tempelanlage fortsetzte, wie er mir per Postkarte vom 12. 4. 2000 schrieb).

Bevor ich in nächster Zeit den Grabungsbericht Claude Schaeffers über Encomi lesen kann, bringe ich zuerst meine eigenen Gedanken nach den Fahrtnotizen:

Die bronzezeitliche Stadt war wohl rund angelegt, mehrere hundert Meter im Durchmesser, und auch in späterer Zeit (römisch?) noch bewohnt oder zumindest als Friedhof verwendet. Sie macht einen ganz seltsamen Eindruck: Die Straßen sind viel zu eng, die Innenräume der Häuser sehr klein, fast nur als Magazine verwendbar, oder für ein Bett, oft ohne Türen und immer ohne Fenster. Man stieg wohl durch die Dächer hinein, wie in Hacelar oder Catal Hüyük. Dass man in Encomi tatsächlich wohnte, zeigen die unzähligen Brunnen an, die durch die Felsoberfläche gegraben und teilweise mit Mauern versehen sind. Wahrscheinlich hatte jede Häusergruppe ihren eigenen Brunnen. Viele Häuserwände sind aus sehr großen Quadersteinen errichtet, wie bei den Römern üblich. Darüber, stellenweise auch darunter, findet sich Bruchsteinmauerwerk. Manchmal sind Säulenreste, Mühlsteinbruchstücke und Tonziegel darin verbaut. Es hat also eine Katastrophe stattgefunden. Der von Schaeffer gefundene „Aschehorizont“ ist leider für einen Laien nicht erkennbar.

Eine enorm dicke Stadtmauer aus groben Felsbrocken umgibt die Häusergruppen noch im Halbkreis an einer Seite. Diese Doppelstein-Mauer (mit Verfüllung) soll an Mykene erinnern, ist m.E. aber viel primitiver. Mit höchstens 2 m Höhe ist ihr Sinn fragwürdig: „temenos“-Begrenzung der Sakralsphäre der Stadt? Militärisch hat sie keine Bedeutung, selbst wenn ein Graben davor gelegen hätte. Verteidigung war - auf den ersten Blick - nicht das Anliegen der Bewohner, denn die Stadt liegt auf einer niedrigen Terrasse, an die sich eine Felskante mit einem etwa 5 m höheren Felsplateau anschließt. Hätte man strategisch gedacht, denn hätte man wohl dort oben gesiedelt, statt auf der tieferen Ebene.

Die lange Friedenszeit, die ich auch schon aus genauen Überlegungen für die entsprechenden iberischen Felsenstädte mit ihren großartigen Gleisanlagen annehmen musste, bleibt hier wiederum die nächstliegende Lösung.

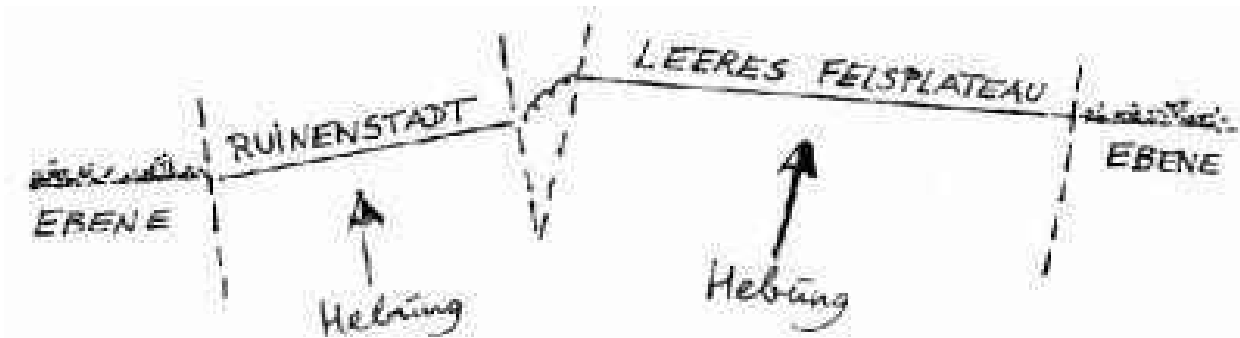
Die mitten im Wohnbereich verstreuten Gräber aus sauber behauenen Quadersteinen wirken klassisch, ähneln den naheliegenden „Königsgräbern“ (nur kleiner) und stammen sicher aus einer späteren Zeit. Da die „Königsgräber“ mit ihren hohen Kurganen, dem Dromos als Zugang und den gefundenen Pferdeopfern (und Wagen) an die Skythen erinnern, könnten die Gräber im Stadtbereich ebenfalls dazu gehören. Sie sind völlig schmuck- und schriftlos. An der Bruchkante des Plateaus sind weitere einfache Gräber in den Fels getrieben. An ihrem Ende befindet sich der schmale Ausgang mit dem Felsengleis.

Hält man sich vor Augen, dass eine Katastrophe stattgefunden hat, die die Landschaft entscheidend veränderte, dann lassen sich einige Fragen beantworten:

Die Scholle oberhalb der Stadt müsste früher auf gleicher Ebene oder tiefer gelegen haben. Das besiedelte Felsstück ragte als kleiner Buckel aus der Ebene heraus. Ruinen auf dem heute höher hinausragenden Bruchstück fehlen völlig. Wurden sie durch eine enorme Flutwelle weggespült? (Die heutige Küste ist etwa 3 km entfernt). Die nackte Felsoberfläche dort oben macht einen jungen Eindruck, als hätte hier das Meer noch lange genagt. Nur in einigen Vertiefungen ist Humus und Vegetation anzutreffen.

Haben sich nach der Katastrophe einige Neusiedler im (nun unten liegenden) Ruinenteil wieder neu eingerichtet oder dort nur ihre Gräber angelegt?

Wenn die Ausgräber in Unkenntnis der Katastrophe ihre Rekonstruktion durchführten, wie sie sich heute dem Besucher darbietet, dann reicht eine weitere Katastrophe, um den Befund ein für allemal so zu verwirren, dass er nie mehr erklärbar wird.



Faustskizze des Bodenprofils von Encomi

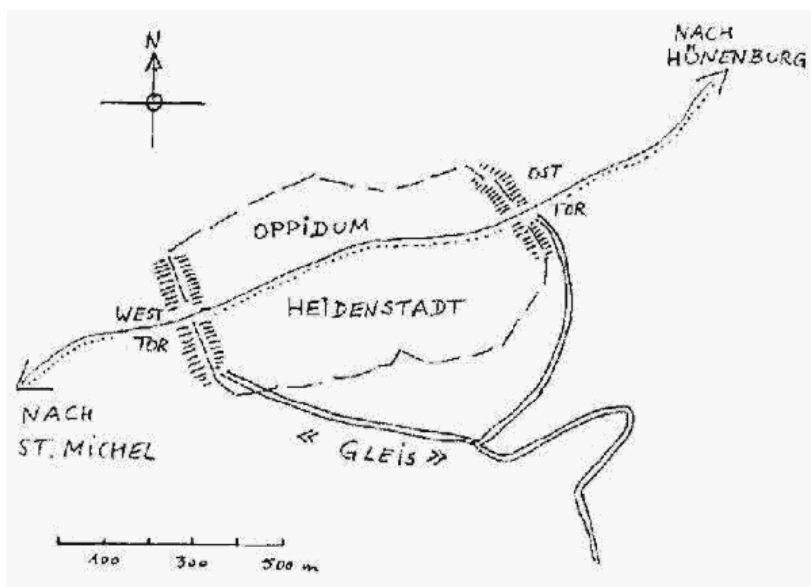
Zu erwähnen am Rande: Schaeffer hat ja zuerst (ab 1929) das stark churritische Ugarit an der gegenüberliegenden Küste von Syrien ausgegraben, und zwar stellenweise bis zu 18 m tief, wo er auf die älteste bewohnte Schicht (akeramisch-neolithisch) stieß. Selbst die Kupfersteinzeit liegt dort noch 12-16 m tief. In einer Phase der mittleren Bronzezeit (traditionell von 1700 bis 1600 v.Ztr.) sei Ugarit unbewohnt gewesen, und die letzte bewohnte Schicht, die am Schluss deutliche Kennzeichen einer katastrophartigen Zerstörung zeigt, soll ins 13. Jh. v.Ztr. gehören.

Hier in Encomi liegen die Ruinen und Gräber fast an der Oberfläche. Das Meer dürfte eine wichtige Rolle bei der Zerstörung gespielt haben. Diesem Umstand mag es auch zu verdanken sein, dass wir überhaupt ein Gleis gefunden haben. Es ist meines Wissens das erste Felsengleis im Ostmittelmeerraum.

## 2. Bericht über ein Felsengleis bei Athen

Das folgende ist ein kleiner Lesefund, der vermutlich auch schon anderen aufgefallen ist und zumindest Heinrich Bulle bekannt gewesen sein dürfte:

Fürst Pückler entdeckte im März 1836 nahe bei Athen „im Stein antike Gleise und verschiedene Vorrichtungen der Alten beim Steinsprengen sehr deutlich sichtbar“. Da ihn dies nicht weiter interessierte, haben wir von ihm nur diese kurze Nachricht, die allerdings - im Gegensatz zu seinem erotischen Abenteuer („Roman einer romantischen Liebe“) - volles Vertrauen verdient (in der gekürzten Neuaufgabe vom „Südlichen Bildersaal“, Berlin 1944, S. 141). Der Zusammenhang mit einem vermuteten Steinbruch ist auch hier bemerkenswert.



Lageskizze von Heidenstadt mit alter Straße



### **3. Besuch keltischer Gleise in den Vogesen**

Im Juni d.J. hatte ich endlich Gelegenheit, eins der bekannten keltischen Gleise in den Vogesen anzuschauen. Das keltische Oppidum „Heidenstadt“ liegt oberhalb des sehr bemerkenswerten christlichen (sicher uralten) Heiligtums St. Michel bei Zabern im nördlichen Lothringen. Zwei enorm breite und hohe Erdwälle, die einst den Zugang von Ost und West in die Stadt versperrten, sind noch gut erhalten, sonst sieht man fast nichts mehr von dem Oppidum. Die beiden gleisartigen Zugangsstraßen deuten allerdings darauf hin, dass die Anlage früher anders ausgesehen haben muss, die beiden genannten „Zangentore“ und Wälle zur Verteidigung der Stadt waren vermutlich noch nicht vorhanden. Zumindest die ehemalige Westeinfahrt missachtet das keltische Zangentor (siehe Zeichnung). Wiederum ergibt sich, dass zu den Gleisestraßen eine langwährende Friedenszeit gehört haben muss und die als Verteidigungsmaßnahmen erhaltenen Reste einer späteren Zeit zuzurechnen sind, hier vermutlich der keltischen Eisenzeit.



*Gleisanlagen beim keltischen Oppidum „Heidenstadt“*

Der für die Archäologen wichtigste Teil der beiden Gleiszufahrten ist der sogenannte „Plattenweg“ (das Wort wurde 1923 von den französischen Ausgräbern geprägt und verschleiert geschickt, worum es hier geht). Wie auch in den Alpen hieß diese Fahrstraße einst Steige; als „Steiga“ wurde sie auch erstmals 1126/27 erwähnt, wie die anschauliche Dokumentations Tafel vor Ort mitteilt. Weitere Erwähnungen als „Alte Steige“ (1607) und „Steigweg“ (1726) bezeugen, dass diese uralte Ingenieursleistung nie vergessen war.

Von dem 135 m langen Teilstück entlang einer hohen Felskante sind 64 m bestens erhalten, wobei ein Gesamtgefälle von 23 % überwunden wird, nämlich 14,4 m Höhenunterschied. Der gepflasterte Teil steigt mit 30 % an.

Wichtig für uns ist aber nicht dieses etwa 11 m lange gepflasterte untere Teilstück, sondern das sich anschließende direkt in den Fels gehauene Stück, das drei Rillen aufweist, wie ich es zuweilen auch in iberischen Städten sah: Es handelt sich um eine ältere Gleisanlage von etwa 180 cm Spurbreite (hier genau 176 cm) und eine jüngere Spur von 110 cm (hier 111,5 cm), die eine der beiden alten Rillen mitbenützt. (Zwischen beiden liegt in iberischen Städten die mittlere Spurbreite von etwa 160 cm, diese fehlt hier.) Die größte Tiefe der Außenspur beträgt 27 cm, die Rillenbreite 9,5 cm. Die jüngere Rille ist sehr viel bescheidener.

Wir haben es also offensichtlich wieder mit einer uralten und riesenhaften Anlage zu tun, die nach einer



*Gleisanlage beim keltischen Oppidum „Heidenstadt“*

Katastrophe durch eine spätere Zivilisation (Kelten oder Römer) erneut benützt wurde, diesmal mit sehr viel kleineren Wagen. Die Auswirkung der Katastrophe ist auch hier als deutliche Verzerrung erkennbar, das alte Gleis war nicht nur zu groß für spätere Benützer, sondern offensichtlich durch Felsdeformation unbrauchbar geworden. Das gepflasterte Stück („Plattenweg“) enthält natürlich nur die Schmalspur, die Platten überdecken die ehemalige Außenrinne des breiten Gleises. Darum ist die wissenschaftliche Bezeichnung dieses frühgeschichtlichen Bodendenkmals als „Plattenweg“ verkehrt, sie lenkt von der eigentlichen großartigen Anlage ab und steckt den Römern eine Ehrenfeder mehr an den alten Hut.

Tatsächlich finden wir hier am „Römergleis“ einen Hinweis auf Benützung durch Lastwagen mit Zugtieren, wodurch leider das Geheimnis wieder anwächst: Im Abstand von Schrittbreite sind zehn vertiefte „Tritthilfen“ in den Fels gehauen, also quer zur Gleisrichtung. Diese waren nötig, damit die Zugtiere (vermutlich Pferde oder Rinder) auf dem glatten Fels nicht abrutschten. Derartige Tritthilfen oder auch durch häufige Benützung eingetretene Vertiefungen sieht man bei fast allen späten Gleisen (110 cm Breite), nie jedoch bei den uralten großspurigen Gleisen, die stellenweise enorm steil aufwärts führen. Wenn ich mir vorstelle, dass die Wagen der 180 cm-Gleise ja um ein mehrfaches größer und daher auch schwerer beladen gewesen sein müssen, wer zog dann diese Fahrzeuge?



*Gleisanlage beim keltischen Oppidum „Heidenstadt“*

#### ***4. Auswertung der neuen Funde***

Auch negative Ergebnisse laden zu Überlegungen ein. Zunächst der letzte Gedanke: die fehlenden Tritthilfen oder zumindest Spuren der Hufe der Zugtiere bei allen älteren Gleisen bleiben rätselhaft. Desgleichen ist die Abnahme der Wagengröße geheimnisvoll – etwa wie bei den Faustkeilen, den Dolmen oder den Pyramiden: die ältesten sind auch die größten. Für unsere an Entwicklungsmustern geschulte Denkweise ist das unlogisch. Die Annahme einer ursprünglichen Riesenbevölkerung ist immer noch sinnvoll.

Sodann ist es überraschend, dass die Gleise zwar rund ums westliche Mittelmeer vorkommen, auch und besonders im Alpengebiet erhalten sind, aber gerade nicht im zentralen Bereich der „römisch“ verwalteten Provinzen. Im Gegenteil: Wo die Römer erobernd auftauchen, endet die Kultur der Gleisbauer oder wird höchstens noch schmalspurig fortgesetzt. Der Ursprung dieser fast gesamteuropäischen Hochkultur lag offensichtlich im Westen. Unsere Suche in Anatolien war praktisch erfolglos, nur die Insel Zypern wies ein vermutlich bronzezeitliches Gleis auf. Vergleicht man dieses mit den großartigen Gleisanlagen auf Malta oder der Iberischen Halbinsel, dann wird einem der Unterschied bewusst. Auch Griechen und Punier haben die staunenswerten Anlagen, die sie in ihren Siedlungsgebieten vorfanden, missachtet und stellenweise überbaut.

Auf der italienischen Halbinsel haben wir einerseits die enormen Gleisstraßen in Etrurien, andererseits die Gleise in Apulien und besonders auf Sizilien, also wiederum gerade nicht in Latium. Offensichtlich sind die Römer nicht nur späte Lehrlinge dieser Hochkultur gewesen, sondern auch deren letzte Zerstörer. Das hängt wahrscheinlich mit ihren ständigen Kriegs- und Raubzügen zusammen, denn zum sinnvollen Funktionieren des gesamteuropäischen Straßensystems war ein dauerhafter Friede nötig.

Und die letzte Überlegung ist eigentlich meine erste seit dreißig Jahren: Warum beschäftigt sich die offizielle Forschung nicht mit dieser geheimnisvollen Hinterlassenschaft der Europäer? Hat sie etwas zu befürchten?

*Ausführliche Literaturhinweise finden sich in meinen genannten beiden Arbeiten:*

Topper, Uwe (1977): Das Erbe der Giganten (Olten), bes. Kap. 11

(1997): „Unerklärliche Felsengleise. 25 Jahre Forschung und keine Lösung des Rätsels in Sicht“, in: EFODON-SYNESIS Nr. 21, S. 5-15

*Fotos und Skizzen (c) Uwe Topper*

# Subliminals

(c) 2000 Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 6/2000

Dass überall in unserer heutigen Umwelt Subliminals zum Einsatz kommen, ist nicht allgemein bekannt. Das liegt jedoch daran, weil dieses Thema anscheinend totgeschwiegen wird, damit nicht die Interessen finanzstarker Gruppen gestört werden.

Die Computer-Zeitschrift c't in ihrem Heft 14/2000 hat nun einen Leserbrief veröffentlicht, der sich darauf bezieht, dass jene Zeitschrift in ihrer April-Ausgabe als „Aprilscherz“ eine Meldung brachte, dass auf DVDs (das sind Spielfilme auf CDs) versteckte Botschaften vorhanden seien. Der Leser hat es nachgeprüft und schreibt: „...Mir persönlich ist das Lachen im Halse stecken geblieben“, denn der „Aprilscherz“ war keiner. Der Leser empfiehlt, Spielfilm-Videos Standbild für Standbild durchzusehen, was natürlich, schon vom Arbeits- und Zeitaufwand her völlig unmöglich ist. Er hat jedoch bereits einige Filme begutachtet und so manche versteckte Botschaft gefunden.

## **Was sind Subliminals?**

Der Begriff kommt aus dem Englischen und bedeutet „unterschwellige Beeinflussungen“. Das sind Botschaften oder Informationen, die nicht über das Bewusstsein, sondern über das Unterbewusstsein bei uns eingeschleust werden. Das Gefährliche daran ist, dass unser Unterbewusstsein jede Information wertfrei als „wahr“ aufnimmt und gegebenenfalls nach dieser Information handelt.

Während wir in der Lage sind, offen auf uns kommende Informationen zu erkennen und durch unseren Verstand bewusst zu entscheiden, ob wir diese Information als "wahr" oder „unwahr“ einstufen wollen, ob wir danach handeln oder nicht handeln wollen, liegt die Sache bei den Subliminals völlig anders. Unser Unterbewusstsein nimmt sie auf, weil es alle noch so "unwichtigen" Informationen aufnimmt, während unser Bewusstsein überhaupt nicht registriert, dass hier eine (unerwünschte) Informationsaufnahme erfolgt.

Diese biologische Eigenart wird von verschiedenen Seiten ausgenutzt, um uns zu bestimmten Dingen zu beeinflussen, ohne dass wir dies bewusst bemerken.

Das beginnt mit der Kaufhaus-Hintergrund-Musik, der unterschwellige Kauf- und ?-Diebstahl“-Anweisungen unterlegt sind. Filme sind mit versteckten Botschaften versehen.

Aber es gibt auch andere Anwendungen: Subliminal-Cassetten, mit denen man sich selbst beeinflussen kann, beispielsweise um die eigene Persönlichkeit aufzubauen oder zu trainieren oder unliebsame Angewohnheiten (Rauchen...) loszuwerden. Das sind jedoch Beeinflussungen, denen man sich freiwillig aussetzt.

---



Screenshots aus „Hör mal wer da hämmert“ (im Original „Tooltime“), im Samstagnachmittagsprogramm von RTL (aus: c't Nr. 14/2000, Leserforum)

---

### **Wie funktionieren Subliminals?**

Subliminals können auf verschiedene Art funktionieren. Prinzipiell geschieht das über eine Informationsaufnahme, die über das Gehör oder die Augen vor sich gehen kann. Die akustischen Subliminals sind gesprochene Botschaften, die meist einem Musiktitel unterlegt und in einer Frequenz aufgenommen werden, die das menschliche Ohr zwar aufnimmt, das Bewusstsein jedoch nicht hören kann. Selbst durch genaues Hinhören ist es nicht möglich, die Botschaften erkennen zu können. Das habe ich selbst mit Subliminal-Cassetten ausprobiert. Die Botschaften sind jedoch - nur weil wir sie bewusst nicht hören können - nicht etwa nicht vorhanden. Unser Unterbewusstsein nimmt sie auf und handelt danach.

Die optischen Subliminals sind ihrer Technik nach wesentlich ?“. Meist handelt es sich um Werbe-Einblendungen in Filmen. Filme bestehen meist aus etwa 24 Bildern pro Sekunde. Das ist etwa die Frequenz, bei der unser Bewusstsein nicht mehr zwischen Einzelbildern unterscheiden kann und fortlaufende Einzelbilder als fließende Bewegungen wahrnimmt. Die durch die Augen hereinkommende Datenmenge ist zu groß, so dass nur ein Teil vom Bewusstsein verwertet werden kann. Das ist gerade so viel, dass wir damit „leben können“. Die alten Super-8-Filme liefen noch mit achtzehn Bildern pro Sekunde, und auch diese Frequenz reichte aus, um eine kontinuierliche Bewegung zu erzeugen. Bei weniger als achtzehn Bildern fängt der Film an zu flackern. Innerhalb einer solchen Bildfrequenz ersetzt man ein einzelnes Bild durch die gewünschte Botschaft. Beim Abspielen blitzt sie nur einen Sekundenbruchteil auf, viel zu

kurz, dass wir sie bewusst erkennen können, denn die Trägheit unseres Bewusstseins lässt ein solches Erkennen nicht zu. Diesen Effekt nutzen übrigens auch Zauberkünstler aus, indem sie verblüffende Tricks mit einer Schnelligkeit vorführen, welche die Trägheit unseres Bewusstseins übersteigt. Wir können uns dann anstrengen wie wir wollen, es nutzt nichts. Die Natur unserer Sehorgane lässt zwar Geschwindigkeiten in noch größerer Geschwindigkeit zu, unser Bewusstsein kann diese Informationsflut jedoch nicht bewältigen. Alles, was eine gewisse Geschwindigkeit übersteigt, sehen wir nicht, auch wenn wir es möchten. Und beim Film wird ein Einzelbild, das in einer 24-Bilder-Frequenz versteckt ist, von unseren Augen zwar aufgenommen, aber von unserem Bewusstsein nicht erkannt.

Doch unser Unterbewusstsein hat auch das versteckte Einzelbild erkannt und die darin versteckte Botschaft, nach der es sich dann richtet, sofern wir ihm die Gelegenheit dazu bieten.

Wie das funktioniert, möchte ich an einem Beispiel erläutern: Gesetzt den Fall, in einem Film wäre eine Zigarettenwerbung untergebracht, dann wäre diese Information bei uns völlig wirkungslos, wenn wir Nichtraucher sind. Ein Raucher hingegen könnte beeinflusst werden. Raucher bevorzugen meist ihre "eigene" Zigarettenmarke. Bewusst werden sie diese jederzeit kaufen. In einer Situation, wenn „ihre“ Marke ausverkauft ist und sie entscheiden müssen, welche "Ersatzmarke" sie kaufen, könnte eine unbewusste Beeinflussung Wirkung zeigen, indem sie dann - da es letztendlich egal ist, welche „Ersatzmarke“ sie kaufen - zu jener beworbenen Marke greifen.

Dass Subliminals funktionieren, beweisen nicht nur die Kauf-Cassetten, sondern auch Untersuchungen, die man in Kaufhäusern angestellt hat, in denen den Käufern irgendwelche Artikel suggeriert wurden. Tatsächlich wurden diese Artikel bevorzugt gekauft. Das funktionierte sogar bei sogenannten Ladenhütern, die sonst keiner kaufen wollte.

Angeblich sind in Frankreich bei den letzten Wahlen in Rundfunk und Fernsehen Subliminals eingesetzt worden, um das Wählerverhalten zu beeinflussen.

Zurück zum Anfang: Unterschwellige Botschaften sind in fast jedem Spielfilm eingebaut (Fernsehen, Video, CD, DVD usw.). Da die meisten Filme aus Amerika kommen, sind diese Botschaften meist in Englisch, was erstens nicht jeder versteht und zweitens nicht unbedingt auf unsere europäischen Lebensgewohnheiten abgestimmt ist.

Das soll nicht etwa heißen, dass wir dieses Thema auf sich beruhen lassen können, denn es glaubt doch wohl niemand, dass deutsche Interessengruppen nicht ebenfalls ihre Subliminals platzieren!

## **Literatur**

**Gernot L. Geise: „Unsere Existenz: Nur ein Traum?“, Peiting 2002**

---

---

**Thomas Ritter**  
**Wolkenkratzer und Weissager**  
**Die Einheit der Gegensätze in Hong Kong**

Hong Kongs Kultur und die spirituelle Tradition der Stadt sind trotz der 150 Jahre des britischen Einflusses weitgehend chinesisch geblieben. Hier stößt man noch auf viele Traditionen, die dem von westlicher Marktwirtschaft beherrschten Geschäftsleben vollkommen zu widersprechen scheinen.

Jedoch waren die Chinesen von jeher ausgemachte Pragmatiker, die es ganz ausgezeichnet verstanden, aus jeder Religion, Philosophie und Lebensweisheit das ihnen besonders geeignet erscheinende herauszufiltern. So entstand in dieser Stadt eine ganz besondere Mischung aus östlicher und westlicher Tradition.

Ein wichtiges Element chinesischer Kultur sind die dem Mondkalender folgenden Tierkreiszeichen. Anders als die im Westen gebräuchlichen Tierkreiszeichen steht im chinesischen Mondkalender ein Zeichen für je ein Jahr, sich in einem zwölfjährigen Zyklus wiederholend. Da das chinesische Neujahr nach dem Mondkalender jeweils auf die Zeit zwischen Mitte Januar und Mitte Februar fällt, zählen die ersten Wochen unseres Sonnenjahres immer noch zum alten Mondkalenderjahr.

Ebenso wie den Tierkreiszeichen im Westen werden auch den chinesischen verschiedene positive und negative Eigenschaften nachgesagt. Dies ist für Chinesen insbesondere im Hinblick auf den zu wählenden Ehepartner von großer Bedeutung. Stimmt die astrologische Konstellation zwischen den beiden nicht, so wird ein späteres Scheitern der Ehe für niemanden überraschend kommen. Da sich die jüngere Generation in Hong Kong ihren Partner für das Leben in aller Regel selbst wählt, bedarf es dann schon einer gehörigen Portion von Pragmatismus, um eventuell negativ beeinflusste Konstellationen doch noch in Einklang zu bringen.

Für diese Angelegenheiten sind

die in allen größeren Tempeln anzutreffenden Weissager zuständig. Sie werden von den Chinesen in Hong Kong in solchen und anderen wichtigen Angelegenheiten gern konsultiert, sei es in privaten oder geschäftlichen Angelegenheiten. So holen sich viele ihren Tipp für das nächste Pferderennen oder auch für ihren Besuch in den Spielcasinos von Macau bei den berühmten Weissagern des Wong Tai Sin Tempels ab.

Zu Beginn einer solchen Orakelzeremonie schüttelt man den Chim, einen mit nummerierten Bambusstäbchen gefüllten Köcher solange, bis ein Stäbchen herausfällt. Danach wird die Nummer dieses Stäbchens notiert. Dies lässt sich mehrmals wiederholen. Zusätzlich kann man bei entscheidenden Fragen die Sin Pui werfen. Das sind zwei nierenförmige Holzstücke, die auf einer Seite flach, auf der anderen hingegen gewölbt sind. Fallen beide Hölzer beim Wurf auf die flache Seite, so bedeutet dies „nein“, fallen sie auf unterschiedliche Seiten, so heißt das „ja“. Kommen beide Holzstücke auf der gekrümmten Fläche zu liegen, so muss man sie noch einmal werfen.

Die Ergebnisse werden notiert und anschließend vom Weissager mit Hilfe des chinesischen Almanachs, einer Art von Jahreshoroskop, interpretiert.

Eine wichtige Rolle im Alltag der Bewohner Hong Kongs spielt auch Feng Shui, die „Lehre von Wind und Wasser“. Diese auf geomantischen Prinzipien fußende Lehre scheint zunächst der im Geschäftsleben vorherrschenden westlich geprägten Business-Mentalität zu widersprechen. Doch niemand würde es in Hong Kong wagen, sich in entscheidenden Angelegenheiten über die von einem Feng Shui Meister getroffenen Anordnungen hinwegzusetzen. Feng Shui beruht auf den taoistischen Prinzipien von Yin und Yang, den sich ergänzenden Gegensatzpaaren,

die alle Bereiche des Lebens und der Natur durchdringen, so etwa Dunkel und Hell, Feucht und Trocken, Warm und Kalt; sowie der Harmonisierung der fünf Elemente Holz, Feuer, Erde, Metall und Wasser.

Eine sehr entscheidende Rolle spielt Feng Shui im Geschäftsleben und in der Architektur. So wurde beispielsweise beim Bau des Regent-Hotels zur Hafenseite hin eine dreizehn Meter hohe Glasfassade errichtet, damit der hinter dem Hotel an Land hausende Drache auch weiterhin im Hafenbecken schwimmen gehen kann. Der Grundriss der Standard Chartered Bank wurde aus Oktagonen aufgebaut. Die Achtecke wehren nämlich böse Geister ab. Daher sieht man auch in vielen Wohnungen mindestens einen achteckigen Spiegel am Fenster. Bei dessen Anblick, so heißt es, erschrecken sich die Geister vor ihrem eigenen Anblick und fliehen. Aus diesem Grund werden Spiegel auch gern gegenüber von Türen angebracht.

Auch bei Terminen spielt Feng Shui eine wichtige Rolle. Einladungen zu wichtigen Vorstandssitzungen und Meetings oder ähnlich entscheidenden Terminen, so auch zu Hochzeiten, geben den Beginn der Veranstaltung auf die Minute genau an, also 14.22 Uhr, und nicht etwa 14.00 Uhr. Keiner der Teilnehmer wird es wagen, zu spät zu kommen, es sei denn, er beabsichtigt, die Firma in den Bankrott zu treiben oder die Ehe mit Unfrieden zu behaften.

Egal, ob ein Haus erbaut wird, eine Straße angelegt werden soll, ein Baum gefällt wird oder ein neuer Tunnel für die U-Bahn entsteht, der Rat eines Feng Shui Meisters ist in jedem Fall erforderlich, wenn man Ungemach vermeiden will. Noch wichtiger als in den geschilderten Fällen ist seine Konsultation aber bei der Auswahl der Grabstätte, von deren Lage – am besten nach Süden, auf einem dem Meer zugewandten Hang- und dem damit verbundenen



# Hong Kong

Wohlergehen der Ahnen hängt es ganz entscheidend ab, ob die Nachfahren von Unbill verschont bleiben. Sollten die Ahnen nicht zufrieden sein, so können sie als böse Geister wiederkehren, solange, bis ihnen die entsprechende Ruhestätte ausgewählt worden ist, und sie auch sonst mit der notwendigen Ehrerbietung behandelt werden. Dazu gehört auch, dass ihnen an Totentagen genügend Opfer dargebracht werden, und dass die Nachfahren auch sonst ihrer regelmäßig gedenken. Sollten sie dennoch vom Unglück heimgesucht werden, so muss ein taoistischer Priester zu Rate gezogen werden, denn nur ihm ist es möglich, die verärgerten Vorfahren, die in der Geisterwelt fortleben, zu besänftigen.

Nur wer es versteht, die überall hausenden Drachen und Geister nicht zu verärgern, ist vor Unglücksfällen einigermaßen gefeit. Vielleicht gelingt es ihm ja sogar, sich dieser Wesen in einem positiven Sinn zu bedienen. Deshalb sind viele Tempel

von kleinen Hainen umgeben, da Bäume als die Wohnstätten guter Geister angesehen werden.

Zum Schluss noch eine kleine Frage:

Würden Sie 5 Mio HK\$ – das sind etwa 1,67 Mio DM - für ein Autonummernschild bezahlen? Doch wohl eher nicht – es sei denn, auch Sie sind eingeschwoener Anhänger der „Lucky Numbers“-Philosophie. Diese besondere Art der Numerologie durchzieht alle Bereiche des Lebens und wird von den meisten Hong Kong-Chinesen sehr ernst genommen. So steht die 1 für „immer“, die 2 für „einfach“ oder „leicht“, die 3 für „langes Leben“, die 4 für „Tod“, die 5 für „Glück“, die 6 für „doppelt“, die 7 für „stabil“, die 8 für „Reichtum“ und die 9 für „Gesundheit“.

Für die Wahl eines wichtigen Termins ist es also ratsam, die geeignete Zahlenkombination zu finden – kein Wunder, dass die Standesämter in Hong Kong am 8.8.1988 bereits Monate im Voraus ausgebucht waren. Die Eröffnung eines Geschäftes oder die Übergabe eines neuerbauten Hauses finden nie willkürlich statt. Auch würde kein Chinese in einen

Krankenwagen mit der Nummer 4 steigen, egal wie schlecht es ihm auch gehen mag. Bei Hong Kongs derzeit höchstem Gebäude, dem Central Plaza, wurde genau darauf geachtet, wie hoch es gebaut wurde, und zwar 1.228 englische Fuß. Dies bedeutet in der „Übersetzung“ soviel wie „immer leichter, leichter Reichtum“. Aus diesen Überlegungen heraus werden von den Gläubigen in den Tempeln immer drei, sechs oder neun Räucherstäbchen abgebrannt, als Ausdruck des Wunsches nach einem langen und gesunden Leben.

Und die Nummernschilder? Es gibt einige Zahlenkombinationen, die als „lucky“ gelten und die, sofern sie frei sind, jedes Jahr auf einer besonderen Auktion versteigert werden. Der Erlös fließt wohltätigen Zwecken zu. Am meisten Glück verheißen die Nummern ohne Kennbuchstaben, denn sie sind zugleich die ältesten. Und für welche Nummer würden Sie 5 Mio HK\$ zahlen? Klar doch, für die 8888.....

## Literatur

Nadler, Alexander: „Hong Kong“, Iwanowski Reisebuchhandlung, 4. Auflage, Dormagen 1998

Dominique Görlitz

# Mit dem Schilfboot „Abora“ von Sardinien zu den Kanarischen Inseln

Auf den Spuren der ältesten Seefahrer des Mittelmeers

## Auf Seereise mit Methoden der experimentellen Archäologie

Dreißig Jahre, nachdem Thor Heyerdahl mit seinen Papyrusbooten RA I und II in wagemutigen Expeditionen den Atlantik befahren hat, soll eine neue Schilfbootexpedition weitere Beweise für die Seetüchtigkeit des Schilfbootes liefern. Für viele Wissenschaftler war die Überquerung des Atlantiks durch die RA II kein Beweis, dass die frühen Zivilisationen des Mittelmeers kulturelle Impulse über den Atlantik vermittelten, weil Thor Heyerdahl mit seinen Expeditionen immer an der Küste Marokkos startete, genau dort, wo der Kanarenstrom ohnehin nach Amerika driftet. Sollten tatsächlich vorzeitliche Seefahrer transatlantische Seereisen durchgeführt haben, mussten sie zuerst das Westmittelmeer mit seinen schwierigen Winden überwinden, um den Atlantik überhaupt zu erreichen. Doch diese Segelfähigkeit, gegen die nördlichen Winde das Mittelmeer zu überqueren, hatten die Papyrusboote nicht. Auch die TIGRIS segelte auf ihrer Fahrt über den Indischen Ozean nicht gegen Wind, da sie eine zu kleine Segelfläche besaß und die Kiel-schwerter an den falschen Positionen angebracht waren. Neue Entdeckungen an prähistorischen Felszeichnungen belegen aber, dass die Seefahrer der Steinzeit bereits erfolgreich gegen die Winde gesegelt sein mussten. Aus diesem Grund wird diese Expedition mit einer verbesserten Takelung erproben, ob Schilfboote seetechnisch in der Lage waren, quer und gegen die vorherrschenden Winde zu segeln.

## Überseeische Wanderungen in der Steinzeit?

Fährt ein Schiff vorüber, so sieht man nur wenige Augenblicke seine Bahn im offenen Meer. Schon wenige Minuten später haben Wind und Wellen seine Spuren verwischt, und es ist unmöglich zu sagen, woher es gekommen und wohin es gesegelt ist. Wie aber sollen wir heute erklären,



Abb. 1a: Beim Einbaumbau

welche Wanderungen und Entfernungen die Seefahrer der Steinzeit auf dem Meer zurückgelegt haben? Dass die Menschen der Steinzeit bereits die Meere befahren, ist offenkundig: Ein Blick auf eine Landkarte des Mittelmeers zeigt, warum die Besiedlung in der Jungsteinzeit (Neolithikum) an den nördlichen Stränden des Mittelmeers begann, wenn wir für diese frühe Zeit eine Hochseeschifffahrt voraussetzen. Die Landkarte zeigt regelmäßige Meeresströmungen und dokumentiert, dass deren Regelmäßigkeit ein bedeutender Faktor in der Verbreitung der neolithischen Lebensweise war. Diese Strömungen brachten Schiffsbesatzungen wieder und wieder zu den selben Küstengebieten und helfen, die erstaunlichen kulturellen Ähnlichkeiten zwischen dem Ost- und Westmittelmeer zu erklären. (1) Unwiderlegbare Beweise für diesen Kulturaustausch stellen die Einführung der Tier- und Pflanzenzucht, die Verbreitung der Herzmuschelkeramik und die Ausbildung des weitverbreiteten Obsidianhandels dar. Dieser Verbreitungsprozess wird von den Historikern als „Vorderasiatische Kulturdrift“ bezeichnet. Die Verbreitung jener neuen, ackerbäuerlichen



Abb. 1b: Die Versuche mit selbstgebaute Einbäumen auf der Ostsee endeten selbst bei geringen Windstärken stets mit der Wasserung der gesamten Besatzung.

Lebensweise aus den östlichen Kulturzentren in das Westmittelmeer war nur durch eine erfolgreiche Seefahrt möglich. Aus diesem Grund ist es unbedingt notwendig, die prähistorischen Schiffe und deren maritime Fähigkeiten zu erforschen. Eine exakte Erklärung der historischen Prozesse ist ohne eine realistische Beurteilung der vorgeschichtlichen Schifffahrt unmöglich.

Doch das Urteil über die maritimen Fähigkeiten früherer Wasserfahrzeuge fällt die Gelehrten in der Regel nur von alten Modellen und Belegen der darstellenden Kunst. So sind die Lehrmeinungen über deren Seetüchtigkeit meist nicht mehr als indirekte Schlussfolgerungen, die sich auf Vergleiche und Rückschlüsse von bekannten Seefahrzeugen stützen, aber nicht auf realer Kenntnis des zu beurteilenden Fahrzeugs beruhen. So messen leider viele Fachkollegen bei der Beurteilung von Wanderungen in der Frühzeit immer noch mit zweierlei Maß: Kontakte über Land: JA! Über See: NEIN! Das war ihrer Meinung nach erst mit den Holzse-

# Schilfboot

gelschiffen möglich, die am Ende des 4. Jahrtausends v.Chr. entwickelt wurden. Welche Wasserfahrzeuge vorher im Gebrauch waren, welche Reichweite und Reisewege sie auf dem Mittelmeer ermöglichten, darüber herrscht noch weitgehende Unklarheit. Deshalb besteht auch dreißig Jahre nach den spektakulären RA-Expeditionen durch Thor Heyerdahl die Aufgabe, mit der Experimentellen Archäologie in der Praxis zu erforschen, welche Fähigkeiten die frühgeschichtliche Seefahrt hatte. Obwohl die Experimentelle Archäologie nur die praktische Möglichkeit überprüfen kann, schränkt sie die Spekulationen über die Reichweite früher Seereisen erheblich ein. Somit wird dieses Experiment unsere Erkenntnisse auf eine realistische Basis stellen, und wir können genauer erklären, woher jene steinzeitlichen Kulturen gekommen und wohin sie in Richtung Westen gesegelt sind.

## Die Anfänge des Schiffbaus

Auf der Suche nach den Ursprüngen des Bootsbaues sehen wir vier Wurzeln, die in die Flöße einschließlich der Schilfboote, die Einbäume, die Rindenboote und die Hautboote zu unterteilen sind (2).

Die letzten beiden Wurzeln spielten bei der Herausbildung der frühesten Handelsrouten keine entscheidende Rolle. Nur der Einbaum und das Floß konnten in seetüchtige Fahrzeuge verwandelt werden, wenn wir die handwerklichen Fertigkeiten voraussetzen. So sind kleine Einbäume bereits bis zum 6. Jahrtausend v.Chr. nachgewiesen. Doch viele Experten zweifeln an deren hohem Alter, die durch die C-<sup>14</sup> Methode datiert wurden. Weiterhin ist es unwahrscheinlich, dass es in dieser frühen Zeit möglich war, einen Einbaum nur mit Hilfe von Mikrolithen herzustellen, da Steinäxte und Dechsel erst in den späten neolithischen Schichten erscheinen (3). Außerdem glaube ich nicht daran, dass der Einbaum ein Fahrzeug für weite Seereisen war, weil bereits bei geringen Windstärken kleine Wellen in den Rumpf schlagen und der Einbaum untergeht.

Eine Überprüfung aller vorge-

schichtlichen Bootsdarstellungen aus dem Mittelmeerraum zeigt, dass alle seetüchtigen Fahrzeuge in Form von papyriförmigen Booten dargestellt oder konstruiert worden sind. Deshalb



Abb. 2: Die Felszeichnungen aus Oberägypten zählen zu den ältesten Schiffdarstellungen der Menschheit. Ihre zahlreichen Aufbauten dokumentieren, dass diese Darstellung nicht die Stunde „Null“ des Bootsbaues gewesen sein kann.

können wir annehmen, dass das Schilfboot das älteste maritime Fahrzeug ist, welches wahrscheinlich bereits vor Jahrtausenden verwendet wurde. Diese Hypothesen stellen uns vor Erklärungsprobleme: In welcher Bauweise wurden Schilfboote konstruiert? Waren es Segelschiffe? Welche Segelfähigkeit können wir für diese Schiffe annehmen?

Die Antworten auf diese Fragen bleiben nur Annahmen, es sei denn, wir begeben uns Jahrtausende zurück in eine Zeit, in der Schilfboote im breiten Umfang verwendet wurden. Heute haben wir nur wenig Nachweise über die verloren gegangene Tradition der Schilfbootseefahrt. Diese Tradition können wir in Felszeichnungen und Siegeldarstellungen nachvollziehen, die um das Mittel-

meer gefunden wurden. Wir haben eine Menge ikonografischer Belege auf Siegeln von Kreta, Malta oder dem berühmten goldenen Ring von Thyrsins. Weiterhin existierten beinahe bis in unsere Zeit hinein die letzten Überreste des Schilfbootbaus auf einigen Mittelmeerinseln, wie beispielsweise den *Fassoni* auf Sardinien oder den *Papyrella* auf Korfu. Mit beiden Fahrzeugen wurden noch im 20. Jahrhundert weite Fahrten zum Fischen auf dem Mittelmeer unternommen, wie Erzählungen der letzten noch lebenden Schilfbootbauer zu berichten wissen.

Aber die besten Quellen sind in den Felszeichnungen des vorgeschichtlichen Ägyptens erhalten (4). Nur die vorägyptischen Darstellungen geben uns die erste Anleitung, wie diese Boote aussahen und wie sie zu handhaben waren. Bereits die ältesten Darstellungen aus dem *Wadi Hodein Magoll* zeigen papyriförmige Boote mit einer kompletten Takelage. Der Betrachter kann so bedeutende Erfindungen wie Mast, Segel, Ruderbrücke und Korbhütte sehen. Angesichts dieser komplizierten Aufbauten kommt man unweigerlich zu der Auffassung, dass diese Darstellungen nicht der Beginn, sondern die Fortsetzung einer langen Tradition des Bootsbaues sind.

All diese vorgeschichtlichen Boote sind Boote mit hohem Bug. Es gibt keinen Zweifel daran, dass sie Schilfboote waren. Durch die Experimen-



Abb. 3: Noch heute werden auf Sardinien Schilfboote gebaut, wie sie ehemals fast im gesamten Mittelmeerraum benutzt wurden. Dieses Foto wurde im Sommer 1998 in St. Giusta bei dem jährlich stattfindenden *Fassoni*-Rennen aufgenommen.

# Schilfboot



Abb. 4: Das Schilfboot DILMUN I wurde aus Gemeinem Schilfrohr gebaut, das fast neun Wochen auf der Ostsee schwamm, ohne dass es seinen Auftrieb verlor.

te von Thor Heyerdahl und unserer Projektgruppe konnte nachgewiesen werden, dass verschiedene Sumpfpflanzen unterschiedlicher botanischer Zugehörigkeit dazu in der Lage sind, eine lange Zeit im Wasser zu schwimmen: Das Schilfboot Dilmun I, gebaut aus dem Gemeinen Schilfrohr - *Phragmites* - schwamm über neun Wochen im Wasser, ohne dass es seinen Auftrieb verlor.

An dieser Stelle möchte ich die weit verbreitete Ansicht widerlegen, dass der Schilfbootbau nur in bestimmten Gebieten entstand, in denen nicht ausreichend verwendungsfähiges Holz wuchs. Diese Ansicht ist falsch, weil die Forschung mit Hilfe der Pollenkunde eindeutig beweisen kann, dass alle Mittelmeergebiete in der Frühzeit dicht bewaldet waren. Nicht das Fehlen von verwendungsfähigem Holz, sondern die freie Verfügbarkeit und Verwendungsfähigkeit von Sumpfpflanzen war der Grund für diese weitverbreitete Art der Seefahrt. Weiterhin benötigt der Schilfbootbau keinen hohen Aufwand an technischer Ausrüstung und war mit den Arbeitsgeräten der Steinzeit leicht zu bewerkstelligen. Auf der Grundlage unserer Erfahrungen im Schilfbootbau brauchten wir nur neun Tage Bauzeit, um die sechs Meter lange und 1,5 Tonnen schwere DILMUN II zu bauen. Dieser geringe technologische Aufwand war eine bedeutende Vor-

aussetzung bei der Entwicklung see-tüchtiger Boote in früher neolithischen Zeit.

Doch es sprechen noch weitere Argumente für die Nutzung der

Schilfboote als Hochseeschiffe: Die Erfahrungen der Schilfbootbauer vom Schatt-el-Arab aus dem Irak lehren uns, dass man das Baumaterial im Sommer zur Blütezeit ernten soll, weil dann die Schilfhalm mehrere Monate bis Jahre schwimmfähig bleiben. Dieser Effekt beruht auf Cuticula. Diese Wachsschicht überzieht alle Pflanzen und schützt sie normalerweise gegen die Verdunstung im Hochsommer. Doch vor allem in der Blütezeit ist dieser Transpirationsschutz besonders dick ausgebildet. Damit verhindert er nicht nur, dass die Pflanze nur sehr langsam Wasser von Innen nach Außen verliert, sondern auch in umgekehrter Richtung. Das Wasser kann jetzt nur sehr langsam in die Schilfpflanze eindringen, und der Halm bleibt lange schwimmfähig. Außerdem führt die Wasseraufnahme niemals zur völligen Sättigung des Baumaterials.

Große biologische Objekte wie Holz oder Schilf sind nur begrenzt quellfähig, d.h. sie nehmen nicht mehr

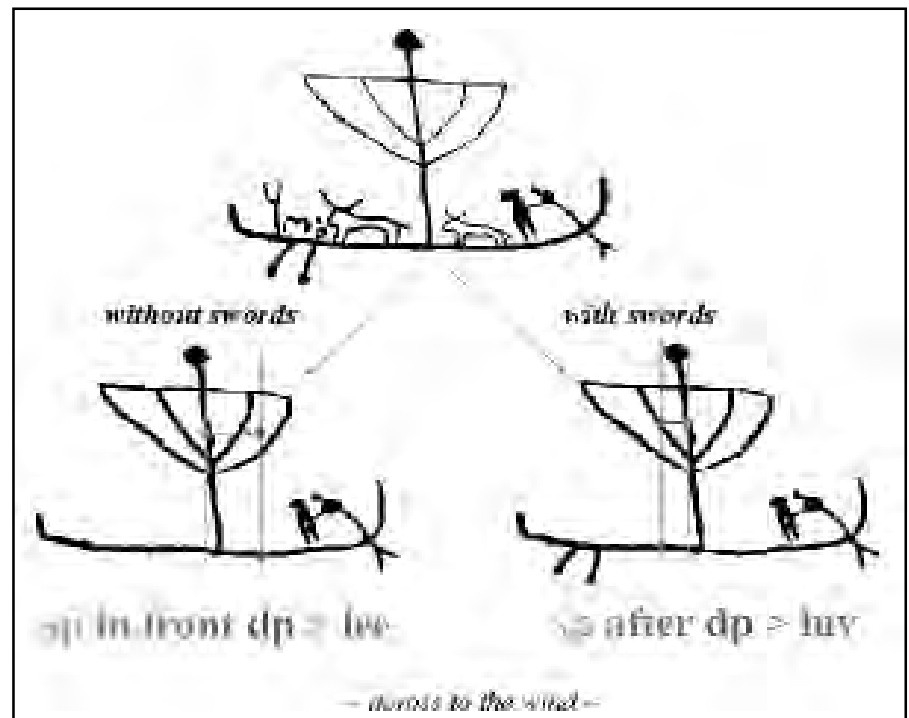










Abb. 5: Die Projektgruppe berechnete eine Reihe prähistorischer Zeichnungen, um eine Aussage über die Segelfähigkeit treffen zu können. Diese Computergrafik aus dem Wadi Sayala zeigt, welchen positiven Einfluss das Anbringen von Seitenschwertern auf einen luvgerigen Segelplan hat. Auf der linken Seite (ohne Seitenschwert) ist der Segelplan leegierig, auf der rechten Seite mit Hilfe von zwei Schwertern luvgerig. Nur Boote mit einem luvgerigen Segelplan können quer und gegen den Wind segeln. (sp=Segelplan, dp=Lateralplan)

# Prähistorische Felsbilder liefern die Grundlage für die Rekonstruktion

	Mastposition	Segeltypen	Schwerteinsatz	Takelage
Vorbilder				
Vorbilder				
Herkunft	Nubien, Westafrika	Westafrika, Magell, Arabien, Indien	Indien, Westafrika	Vermutlich Westafrika, Arabien, Indien
Bemerkungen	Diese Darstellungen aus Ägypten zeigen, daß man den Mast nicht nur auf dem Vorschiff, sondern auch auf dem Mittelsteck aufstellte. Dadurch wird der Segelzug für das Ahn-Wind-Segeln günstig in Richtung vertrieben.	Bereits in den Vorzeit konnte man das rechteckige Ahnsegel und das Dreieck-Quadratsegel. Der letzte Typ kann als der Vorläufer der lateinischen Segels angesehen werden.	Diese Prähistorikerungen betonen die Nutzung der Seilbeschwerte zum Segeln. Die auch Gabelung kann man T. Die mehrere Seile sind ebenfalls erkennbar. Ihre Anordnung liefert die konstruktive Grundlage für weitere Entwicklungen.	Alle Darstellungen sind mit sehr grobem Material hergestellt. So eine Art Fährboot für die Fahrt über Topprunden. Außerdem besitzen die ältesten Schiffe eine einfache Rudertakelage. Die z. T. von der Konstruktion her

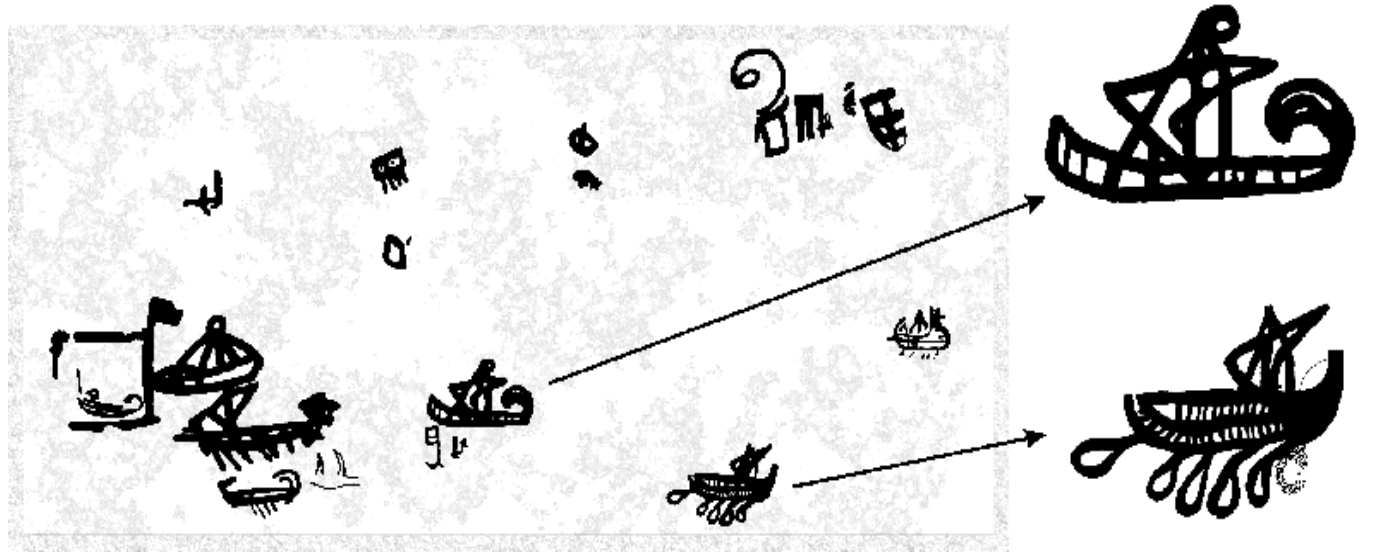


Abb. 6a und b: Prähistorische Felsbilder geben den Bauplan vor.

als 85 % Wasser auf. Durch diese Eigenschaft wird das Schiff mindestens 10-15% seiner Dicke als Freibord behalten. Sollte sich das Schilf aber wider Erwartung hundertprozentig mit Wasser sättigen, wird auch dieses Ergebnis die Crew nicht von der Weiterreise abhalten, da Wasser bekanntlich in Wasser nicht untergeht. Die Crew würde über diese Situation zwar nicht besonders glücklich sein, doch unsere Korbbütten sind so konstruiert, dass wir auf ihnen noch wohnen und steuern können, wenn das

Schiff sein Freibord völlig verloren hat.

Das vermutlich wichtigste Argument ist die erstaunliche Sicherheit der Bündelboote: Es sind Flöße in Schiffsform, die keinen hohlen Rumpf besitzen. Wie bei jedem Floß versickern bei Sturm die Wellen durch die zahllosen Ritzen zwischen den Schilfhalmen, und das Fahrzeug taucht wie ein Korken aus dem Wasser wieder auf. Und man kann sich nirgends auf dem Meer so sicher fühlen wie auf einem Schiff, auf dem

man kein Wasser schöpfen muss. Diese enorme Sicherheit, dass das Schilfboot praktisch unsinkbar ist, muss dazu beigetragen haben, dass sich die frühen Seefahrer immer weiter hinaus auf die offene See gewagt und allmählich diese weiträumigen Verbindungen aufgebaut haben.

Kein anderes Wasserfahrzeug der Frühzeit kann sich in Bezug auf Schwimmfähigkeit, Stabilität und Belastbarkeit mit dem vorgeschichtlichen Schilfboot messen. Aber auch über die Steuerung von Schilfsegelbooten gibt es

neue Erkenntnisse, die althergebrachtes Wissen in Frage stellen.

### Prähistorische Felszeichnungen gaben den Bauplan vor

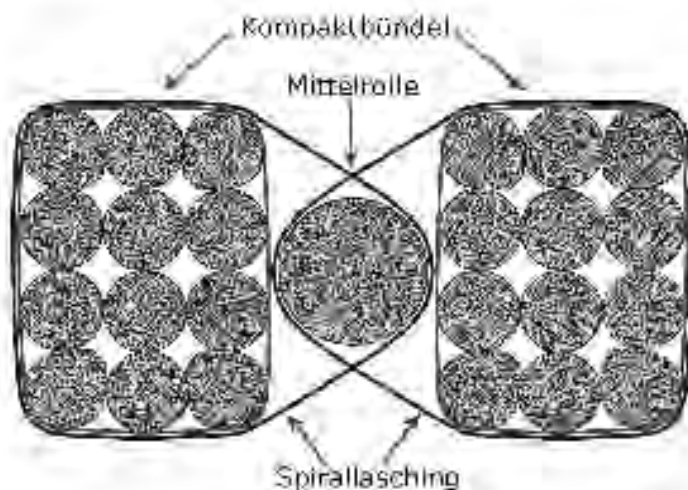
Die Felszeichnungen in der ganzen Welt sind im gewissen Grade miteinander vergleichbar. In ihrer künstlerischen Primitivität zeigen sie immer die gleichen Motive: Menschen- und Tierdarstellungen. Nur in Skandinavien und Oberägypten erscheinen in überraschender Anzahl Boote, die in ihrer Vielgestaltigkeit dokumentieren, dass sich der Mensch schon seit Vorzeiten mit dem Schiffbau und der Seefahrt beschäftigte (5). Der Vergleich und die Interpretation der Bootsdarstellungen zeigt, dass diese Bilder keine reinen mythologischen Darstellungen sind, sondern einen ikonografischen Ausschnitt der vorgeschichtlichen Seefahrt repräsentieren. Ohne eine Beachtung der Felsbildkunst hat man wenig Aussicht, sich ein einigermaßen adäquates Bild von jenen Schiffsbauern zu machen, denn für die vorzeitlichen Künstler waren diese Piktogramme die einzige Möglichkeit, ihr Wissen und ihre Erfahrungen zu konservieren. Es spricht vieles dafür, dass die Schöpfer dieser Schiffsbilder auch die Schiffsbauer waren. Obwohl es für diese These keine Beweise gibt, zeichnen sich die Felsbilder durch eine Reihe von technischen Details aus, die nur einem erfahrenen Bootsbauer bekannt gewesen sein dürften.

Dem Bau des Schilfbootes ABO-RA gingen Jahre umfangreicher Forschungen und Studien voraus. Unter der Leitung von *Dominique Görlitz* und *Cornelia Lorenz* baute die Projektgruppe mehrere kleine Schilfboote sowie Einbäume und erprobte diese erfolgreich auf der Ostsee. Es folgten Studienreisen nach Ägypten, auf die Kanaren und beinahe alle großen Mittelmeerinseln. Dort entdeckte der Autor auf steinzeitlichen Felsdarstellungen einige Schilfboote mit Segeln, die seitlich am Rumpf mit Steckschwertern dargestellt wurden, die von Wissenschaftlern bisher nur als Ruderriemen angesprochen worden waren. Diese Entdeckung bildete die wichtigste wissenschaftliche Begründung für die Behauptung, dass bereits in der Vorzeit die Menschen erfolgreich gegen den Wind segeln konnten. Obwohl diese Darstellungen



Abb. 7: Die Dilmun III auf der 100. Kieler Woche im Juni 1994. Hier konnten wir bei Windstärken um 5 mindestens 75° gegen den Wind segeln. Ein Ergebnis, das selbst unsere kühnsten Erwartungen überstieg.

Querschnitt der Anordnung im Baugerüst



Querschnitt des Schilfbootrumpfes

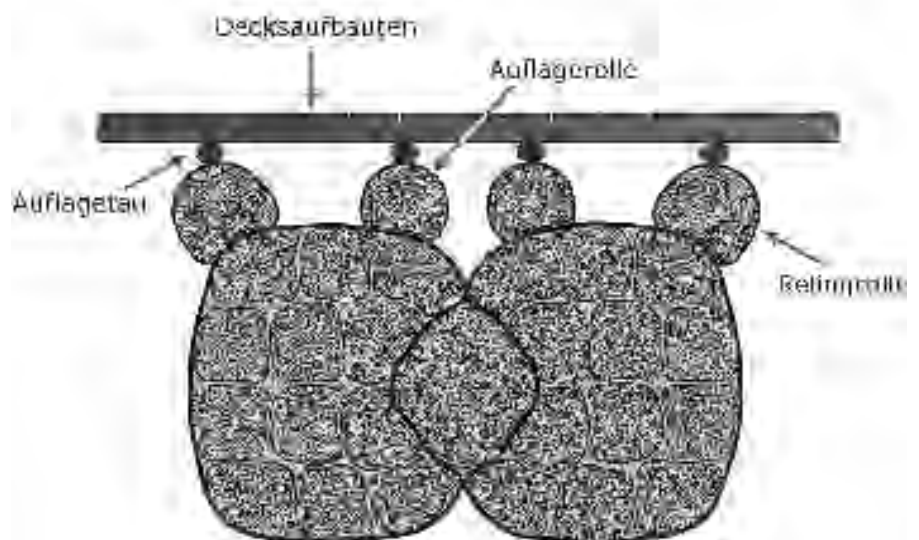


Abb. 8: Querschnitt durch den Schilfrumpf



Abb. 9: Das Baugerüst

zwar sehr schematisch sind, beweisen sie, dass der wichtigste Entwicklungsschritt im Schiffbau noch in der Steinzeit vollzogen worden war (6).

Mast und Segel erscheinen in so frühen Perioden, dass die Entwicklung des Segelboots mit kompletter Takelung noch in der Vorzeit stattfand. Der berühmte Experte *Lanstrom* machte die interessante Beobachtung, dass in der Frühzeit der Segelmast weit vorn in der Nähe des Bugs aufgestellt wurde, und diese Schiffe nur vor dem Wind segeln konnten (7). Diese Schlussfolgerung ist korrekt, wenn man seiner Auffassung folgt, dass diese Boote ohne eine Art Kiel ausgestattet worden waren. Aber eine sorgfältige Analyse mit allen vor-ägyptischen und altsumerischen Darstellungen wird aufzeigen, dass einige Fahrzeuge auch mit Seitenschwertern ausgestattet wurden. Diese Schwerter können als festgebundene Riemen seitlich am Rumpf erklärt werden, die als Ersatzkiel dienten: Das Schilfboot ist ein Floß in Schiffsform ohne Kiel. Doch für die Steuerung braucht es wie jedes Segelschiff ein Kiel. Deshalb benötigt auch das Schilfboot Einrichtungen, die helfen, das Fahrzeug im Wind zu halten. Ohne jeden Kiel kann das Floß nicht steuern, denn der Wind wird wegen der hohen Seitabdrift das Boot vom Kurs abtreiben.

In dem riesigen Arsenal vorzeitlicher Schiffsdarstellungen aus Afrika und Vorderasien kann man eine Menge Bilder entdecken, die beweisen, dass der Einsatz von Seitenschwertern gut bekannt war. Neben einer sumerischen Darstellungen aus Kuwait (8) vermitteln uns besonders

vorägyptische Felsgravierungen wichtige Erkenntnisse über die Seitenschwert-Segeltechnik, denn die Künstler haben die Schwerter nicht nur irgendwie, sondern in exakter Position und Anzahl dargestellt. Außerdem stimmt die kategorische Behauptung Landströms nicht, dass der Mast in der Frühzeit nur im Vorschiff aufgestellt wurde. Eine Reihe vorgeschichtlicher Bilder beweisen, dass man durch Erfahrungslernen herausgefunden hat, den Mast für das Amwindsegeln in der Mitte des Bootes aufzustellen und durch Seitenschwerter den Segelplan hinter den Lateralplan zu legen (9). Wir können durch sehr frühe Darstellungen lernen, dass die Schwerter immer an den gleichen Stellen befestigt wurden: in unmittelbarer Nähe von Bug und Heck und manchmal am Mittelschiff.

Die Rekonstruktion der Seitenschwert-Segeltechnik war die Hauptaufgabe unserer Projektgruppe, um in Erfahrung zu bringen, ob vorgeschichtliche Segelboote gegen den Wind segeln konnten oder nicht.

In den letzten Jahren testeten wir drei Segelschilfboote und erreichten dabei bemerkenswerte Ergebnisse. Mit unseren besegelten Schilfbooten DILMUN II und III konnten wir diese verlorengegangene Segeltechnik wieder rekonstruieren. Auf der 100. Kieler Woche 1994 segelte die Dilmun III sogar bei Windstärken um 5 mindestens 75° gegen den Wind (10). In den Vorexperimenten auf der Ostsee konnten wir lernen, dass wir das Schilfboot am besten in den Wind segelten, wenn wir die Schwerter auf der Lee-Seite ins Wasser steckten und bei großen Windstärken fuhren. Die

Segelergebnisse lehren uns weiterhin, dass das schwere Schilfboot nur mit der Strömung gegen den Wind ankommt. Gegen die Strömung kann es nur Raumkurse segeln, da es über Grund zu wenig Fahrt macht.

### Bootsbau nach Methode der vorzeitlichen Seefahrer

Der Schiffbau begann im September 1997 mit der Ernte von über zwanzig Tonnen China-Schilf, das wir in ehemaligen Braunkohlegruben im Raum Leipzig ernteten. Leider hatte uns sowohl der sardische als auch sächsische Umweltverband die Bergung der originalen Schilfpflanzen untersagt, so dass wir auf dieses „Ersatzmaterial“ umsteigen mussten. China-Schilf zählt aber auch zu der botanischen Familie der Süßgräser (Poaceae) und weist eine gleich gute Schwimmfähigkeit auf. Nach der Bergung und Trocknung des Schilfs wurden im Winter 1997/98 große Schilfrollen verschnürt. Monatelang bündelten unsere Schüler, Jugendlichen und Studenten in ihrer Freizeit 32 riesige Schilfbündel mit einer Länge von etwa sechzehn Metern bei einem Gewicht von mindestens 400 kg. Parallel zu diesen Arbeiten flochten wir 150 m<sup>2</sup> Schilfmatten, die später wie eine Art „Schilfmantel“ unser Schilfboot umgaben. Ende Mai 1998 waren die Bündelarbeiten abgeschlossen und zwei Spezialtransporter fuhren die Schilfrollen samt Equipment für den Bootsbau nach Sardinien. Die Projektgruppe reiste den Schilfrtransporten kurze Zeit später nach, um in den Sommerferien das Schilfboot zu bauen.

Nach Methode der vorzeitlichen Bootsbauer wurden über dreißig Schilfrollen in ein hölzernes Baugerüst getragen. Es verlieh dem künftigen Schiff seine hochseetüchtige Form. Im Baugerüst wurden aus den vielen Einzelbündeln zwei große Kompaktbündel gebaut. Zwischen beide „Riesenrollen“ wurde schließlich noch eine dritte, aber etwas kleinere Rolle gelegt, die das Rückgrat des Doppelrumpfbootes bildete. Nach diesem Arbeitsgang führte man zwei lange Taue in ständigen, spiralförmigen Wicklungen von beiden Seiten her um die Schilfbündel. Mit der gemeinsamen Kraft aller Männer und Frauen samt der Hilfe aller italienischen Hotelgäste haben wir vier Tage lang beide Spiraltaue fest angezogen. Dabei

drückten sich die beide großen Kompaktbündel so an die kleine Rolle in der Mitte, dass ein massiver Doppelpfand entstand, der ein wenig Ähnlichkeit mit einem modernen Katamaran besitzt.

Anschließend wurden die Rellingrollen mit einem dicken Stropp auf dem Schilfrumpf befestigt. Dieses Ringtau sollte die Aufbauten tragen. Die Befestigung der Rellingrollen war die letzte Baumaßnahme. Gerechnet ohne die Verschnürung der einzelnen Schilffrollen hat der Bau des Bündelbootes eigentlich nur siebzehn Tage gedauert. Mit einer Länge von 10,50 Metern und Breite von 3,50 Metern sollte es ausreichend Platz für die Takelung und Unterbringung der neunköpfigen Crew bieten.

Im Winter 1998/99 fertigten die Bootsbauer zwei Korbhütten, Teile des Segelmasts und acht Paar bewegliche Seitenschwerter an, die im Frühjahr durch eine Spedition aus Borna nach Sardinien transportiert wurden. Im April 1999 begann die letzte Phase der Expeditionsvorbereitung mit dem Auftakeln des Schilfbootes. Vielen Schwierigkeiten und Problemen zum Trotz konnte das Schilfboot am 16.05.1999 seinem Element übergeben werden. Unsere Mühe hatte sich gelohnt, denn unser Schiff, nur gebaut aus Schilf, Seilen und Holz, schwamm hervorragend.

Das Schilfboot wurde nach dem altkanarischen Gott ABORA benannt, der auf kanarischen Stufenpyramiden verehrt wurde (11), wie sie auch auf Sardinien und Sizilien stehen.

Bis zum Expeditionsstart wurde die ABORA fertiggestellt und auch einige Testfahrten durchgeführt. Am 22.05.1999 startete die ABORA von Alghero auf ihre abenteuerliche Reise. Tausende von Einheimischen und Touristen verabschiedeten die ABORA und ihre neunköpfige Besatzung. Zu den Besatzungsmitgliedern der ABORA gehörten neben drei jungen Bootsbauern aus Chemnitz auch ein Arzt, zwei Kameraleute aus Mittweida und mehrere erfahrene Skipper, die die Expedition auf unterschiedlichen Abschnitten begleiteten. Ein Filmteam der ZDF-Reihe „Terra X“ hat die Expedition dokumentiert. Auch ein selbst produzierter Expeditionsfilm wird in den Dritten Programmen veröffentlicht.



Abb. 11a und b: Das Verzurren der Spirallasching. Mit der vereinten Kraft aller Männer und Frauen wurden die beiden Spiraltäue fest verschnürt. Es entstand ein massives Doppelpfandboot (siehe unten).



Die ABORA sollte entlang archäologischer Wanderungsrouten bis zu den Kanarischen Inseln segeln.

Archäologische Funde deuten an, dass zwischen den frühen Kulturzentren im Mittelmeer ein reger Kulturaustausch stattgefunden hat, der vermutlich bis zu den Kanarischen Inseln reichte. Belege für diese Kontakte über das Meer sind die Verbreitung von Stufenpyramiden auf den großen Mittelmeerinseln, Nordafrika und den Kanaren. Die Seefahrer nahmen Haustiere und Saatgut mit sich und verbreiteten dadurch die „moderne Kultur“ der Jungsteinzeit bis an die Grenzen der Alten Welt. Eine dieser

Wanderungsrouten führte von Sardinien um Korsika herum über die Balearn bis nach Spanien.

Wir haben versucht, entlang dieser Route so weit wie möglich vorwärts zu kommen. Besondere Schwierigkeiten hatten wir mit der Überwindung der für das westliche Mittelmeer im Sommer typischen Wetterveränderungen und wechselnden Winden. So lagen wir mehrfach bei Flaute vor der Küste fest oder wurden von zunehmenden Winden aus ungünstigen Richtungen zurückgetrieben.

Wir können im Ergebnis feststellen, dass die von uns gewählte Route





Abb. 10a: Maßarbeit! Die Mittelrolle passte genau zwischen beide Kompaktbündel. Alle anderen Arbeiten am Schilfboot wurden wie zu Zeiten der Pyramidenbauer nur per Hand durchgeführt.

durch ein frühgeschichtliches Schilfsegelboot befahren werden konnte. Von Alghero aus sind wir unter vollen Segeln entlang der Steilküsten von Nordwest-Sardinien bis nach Korsika gesegelt, um die gefährliche Straße von Bonifacio zu passieren. Gegen eine starke Strömung vor der Ostküste Korsikas führte unsere Fahrt bis nach Bastia, um schließlich mit Hilfe des Segelsportzentrums Elbas über Elba bis nach Piombino zu fahren. Auch wenn aus verschiedenen Gründen das Experiment in Piombino beendet wurde, hatte die ABORA den schwierigsten Navigationsweg auf dieser Expeditionsetappe zurückgelegt. Dieser Seeweg wäre niemals möglich gewesen, wenn die ABORA nicht quer zum Wind hätte segeln können.

Die gesamte, geplante Expeditionsrouten innerhalb einer Seglersaison vom Frühjahr bis zum Sommer mit einem Schilfboot zu befahren, ist nach unseren Erfahrungen auf dem schwierigen West-Mittelmeer unwahrscheinlich. Möglicherweise erfolgten damals Langstreckenreisen in Etappen über zwei oder mehrere Jahre. Am Überwinterungsort wurde Schilf gesucht, ein neuer Schilfkörper gebunden und unter Einsatz aller noch verwendbaren Teile der alten Fahrzeuge im Frühjahr die Reise fortgesetzt. Vielleicht wurden die Schilfboote auch einfach nur getrocknet und im nächsten Jahr noch einmal verwendet.

Mit Sicherheit haben sich weite Besiedlungen über Generationen abgespielt. Die Verbreitung bestimmter

Kulturträger kann man sich durchaus über das sogenannte *Inselhopping* vorstellen, bei dem man in Sichtweite von einer Inselgruppe zur anderen fuhr, um so im sicheren Abstand von der Küste zu neuen Siedlungsplätzen zu fahren. Keinesfalls musste bei dieser Art der Seefahrt ständig quer und gegen den Wind gesegelt werden, denn man fuhr vermutlich mit den vorhandenen Strömungen. Doch um einer Küstenlinie zu folgen, bei Wetterveränderungen oder um eine geeignete Insel anzusteuern, mussten bereits die Segelboote der Steinzeit quer zu den vorherrschenden Windrichtungen segeln können. Anders wären die weiträumigen Besiedlungen und die kommerziellen Kontakte über das windige Mittelmeer nicht möglich gewesen.

### **Konnten bereits die Schilfboote der Steinzeit quer und gegen den Wind segeln?**

Die Hauptaufgabe dieser Expedition bestand darin, mit Hilfe der Seitenschwertsegeltechnik dieses kiellose Schilfboot quer und gegen vorherrschende Winde zu steuern. Die gesegelten Kurse bestätigen diese Annahme. Bei günstigen Windstärken zwischen 3-4 ist es uns gelungen, mit der ABORA 90° quer zum Wind zu segeln. Auf kurzen Strecken segelte die ABORA unter günstigen Bedingungen sogar 83° am Wind. Allerdings gelangen uns die Kurse nur bei geringen Wellenhöhen und sehr kurzen Strecken. Bei größerem Seegang konnten wir eine Seitabdrift von 20-30° nicht vermeiden, so dass ab Wind-

stärke 5 Kurse zwischen 110 - 120° über Grund erreicht worden sind.

Auf der Grundlage unserer Expeditionserfahrungen sehen wir Möglichkeiten zur weiteren Verbesserung der Segeleigenschaften, denn der Mast der ABORA war zu weit in der Mitte des Boots aufgestellt worden. Diese Mastposition macht das Schilfboot auch ohne Nutzung der Bugseitenschwerter zu luvgerig. Aus diesem Grund konnten wir nicht alle Schwerter am Bug einsetzen, um die Seitabdrift wesentlich zu verringern und so das Schilfboot gegen den Wind zu steuern. Wäre der Segelplan leegiger gewesen, hätte man bei voller Schwertauslastung mit großer Sicherheit Kurse unter 80° am Wind über längere Strecken und höheren Windstärken erreicht.

Mit dem Wissen und den Erfahrungen der Expedition ABORA können wir die Spekulationen über die Segeltüchtigkeit vorgeschichtlicher Schilfboote erheblich einschränken. Unsere experimentellen Daten werden wir den bisherigen Interpretationen alter Felsbilder und Modelle gegenüberstellen und auswerten. Vorgefasste Lehrmeinungen über die eingeschränkte Manövrierfähigkeit steinzeitlicher Schilfboote müssen nach unserer Ansicht korrigiert werden, da die ABORA auf jeden Fall 90° quer zum Wind segeln konnte. So müssen sich steinzeitliche Seefahrer



Abb. 10b: Die Mastbefestigung

# Schilfboot



Abb. 12: Die Erbauer der ABORA: Wir sind ein buntgemischtes Team vorzeitlicher Bootsbauer, das aus Schülern, Studenten und Leuten anderer Berufsgruppen besteht. Insgesamt sind wir etwa zwanzig Mitstreiter im Alter zwischen 14 und 36 Jahren. Gemeinsam realisierten wir unser ehrgeiziges Ziel, ein Segelschiff der Steinzeit zu bauen.



Abb. 13a: Der Hüttenbau



Abb 13b: Die Hütten werden auf dem Schilfboot aufgestellt

früher als zu dem heute anerkannten Zeitraum mit ihren einfachen Segelschiffen auf das Mittelmeer gewagt haben.

So wie wir auf unserer ersten großen Expedition gelernt haben, bestimmte Gebiete bei einer zweiten Fahrt zu meiden oder für neue Reisen wieder aufzusuchen, haben auch die Menschen der Steinzeit gelernt, das Meer als Wasserstraße zu nutzen. Generationen von Seefahrern haben diese maritimen Transportbänder genutzt und sind ihnen an die entferntesten Küsten der Alten Welt gefolgt, wo sich ihre Spuren im weiten Atlantik verlieren.

## Die Expedition erreicht unversehrt die Toskana

Ursprünglich sollte die ABORA in zweieinhalb Monaten bis zu den fernen Kanarischen Inseln segeln. Statt dessen landet die ABORA nach 55 Tagen an der toskanischen Hafenstadt Piombino. Dort wurde die ABORA mit Hilfe der beiden Sponsoren *Turisarda* und *Linea dei Golfi* erfolgreich geborgen. „Wir wissen jetzt, warum Odysseus auf seiner Irrfahrt durchs Mittelmeer zehn Jahre gebraucht hat“, lautete das Credo des Expeditionsleiters. Für ein einfaches Segelschiff ohne Motor sind Fernreisen wie auf dem Atlantik über viele hundert oder tausend Seemeilen nicht möglich. Obwohl die ABORA bei fünf Windstärken trotz verkleinerter Segelfläche immerhin 4,1 Knoten Fahrt erreichte, waren in diesem Seegebiet größere Reisedistancen von maximal dreißig Seemeilen pro Tag nicht realisierbar, weil die Winde beinahe täglich ihre Stärke und Richtung änderten.

Das Schilfboot lag nach fast zwei Monaten sehr tief im Wasser. Bei stärkerem Wind wurde der Schilfrumpf vor allem von kurzen Wellen völlig überspült. Die Mannschaft arbeitete dabei bis zu den Knien stehend im Wasser. Möglicherweise war das für die Menschen der Vorzeit ein akzeptables Risiko, für ein wissenschaftliches Experiment jedoch nicht. Außerdem war das Angebot der *Linea dei Golfi*, das Schilfboot kostenlos zu bergen, zu verlockend, um die Reise

# Schilfboot

wegen weiteren zwei- oder dreihundert Kilometern fortzusetzen. Aus Verantwortung für die Sicherheit und Gesundheit der Expeditionsmitglieder wurde das Experiment deshalb in Piombino mit den bis dahin erzielten Ergebnissen beendet.

Dennoch hatte die Schilfbootexpedition ABORA bewiesen, was sie beweisen sollte: Ein aus Schilf gebautes Boot hatte nach fast zweimonatiger Seereise seine Schwimmfähigkeit nicht eingebüßt und konnte alle Kurse bis 90° quer zum Wind segeln. Für ein hochseetüchtiges Wasserfahrzeug, das weite Entfernungen auf der offenen See überwinden soll, ist dieses Resultat ein wesentliches Kriterium. Diese Manövrierfähigkeit war seit den ersten frühgeschichtlichen Handelsfahrten gefordert, um gewinnbringende Fahrten zu fernen Partnern überhaupt zu ermöglichen. Nur wenn eine Besatzung in der Lage war, ihr Schiff dorthin zu steuern, wohin sie segeln musste oder wollte, „und nicht dahin, wohin sie durch die Strömung getragen oder durch guten Wind getrieben wurde“ (12), sind regelmäßige Kontakte und der Austausch von Kultur- und Handelsgütern denkbar. Besonders bei der von so vielen Historikern postulierten frühgeschichtlichen Küstenschiffahrt ist eine gute Manövrierfähigkeit eine wesentliche Voraussetzung, um an einer Küste gezielt entlang zu segeln oder bei auflandigem Wind nicht ungewollt zu stranden. Doch im Gegensatz zu dieser weit verbreiteten Ansicht über die Schifffahrt schätzen die meisten Seefahrtshistoriker die Manövrierfähigkeit der ersten Seefahrzeuge recht gering ein. Dieses Urteil muss auf Grund der Segelergebnisse der ABORA jedoch revidiert werden.

## War die Straße von Gibraltar für vorgeschichtliche Seefahrer unerreichbar?

Die Geschichtsbücher preisen die Phönizier ausdrücklich und übereinstimmend als die erfahrensten Seefahrer, denen schon im 6. Jahrhundert v. Chr. die Umsegelung von Afrika gelang. Die Reise von der Küste Kleinasiens durch die Straße von Gibraltar bis nach Britannien gehörte zu den



Abb. 14a: Die Reiseroute der ABORA

Routineunternehmungen der phönizischen Seeleute, die sich von Großbritannien das begehrte Zinn für die Bronzeverarbeitung holten (13). Diese Reisen wurden bereits im 2. Jahrtausend v. Chr. durchgeführt, das die Geschichtsbücher nicht nur als das Bronzezeitalter, sondern auch als das „Goldene Zeitalter der Seefahrt“ bezeichnen.

Den Phöniziern steht aber nicht der Rang zu, als erste Seefahrer den Seeweg durch die Straße von Gibraltar entdeckt zu haben. Überreste alter Siedlungen an den Küsten Spaniens, Marokkos und auf den Kanaren dokumentieren, dass lange vor der

Antike ein reger Austausch zwischen entfernten Kulturzentren stattgefunden hat. Dabei müssen Schiffe wieder und wieder die Straße von Gibraltar passiert haben.

Archäologen brachten auf den ferneren Kanarischen Inseln eine Reihe von Funden ans Tageslicht, die die Anwesenheit einer vorantiken Bevölkerung wahrscheinlich machen. Als die Spanier begannen, die Kanarischen Inseln zu erobern, trafen sie auf eine Urbevölkerung, die vor allem aus hellhäutigen und blauäugigen Menschen bestand, die groß wie Hünen waren. Es waren weiße Steinzeitmenschen, die eine erstaunliche Kultur,

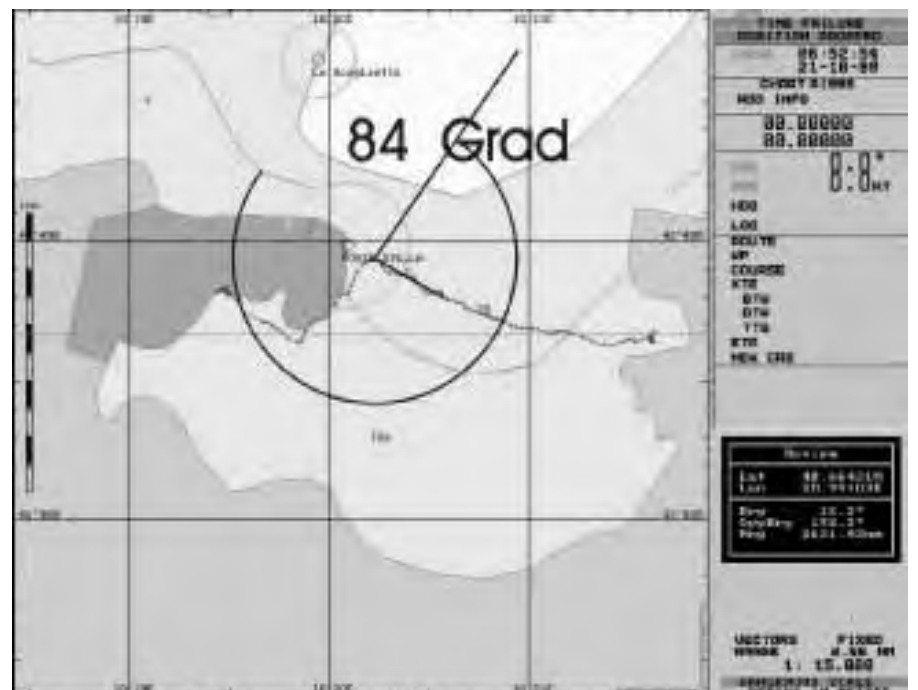


Abb. 14b: GPS-Protokoll, das den Segelkurs von 84° am Wind bei einem NO-Wind bei Windstärke 2.5 bft vor der Küste NW-Elbas dokumentiert

# Schilfboot



Abb. 14: Bei starken Westwinden schob die ABORA mächtig Lage, als wir quer zum Wind eingangs der Straße von Bonifacio segelten.



Abb. 15: Bei ordentlichen Winden segelten wir auch über die Nacht hindurch. Auf dem Meer ein besonderes Erlebnis. Allerdings hatten wir nur selten in den Abend- und Nachtstunden kräftigen Wind, der die ABORA voranbrachte.

Religion und Ethik besaßen. Diese Guanchen verteidigten in erbitterten Kämpfen ihre Heimat und unterlagen der spanischen Konquista erst nach jahrelangen blutigen Kämpfen (14).

Die Legenden der Guanchen sprechen von Göttern und ihren Taten, die wir in ähnlicher Art auch vom Mittelmeer her kennen. So kennt man auf der Kanareninsel La Palma einen Gott Namens Abora, der auf Stufenpyramiden angebetet worden ist (15). Die Kraft Abora entsteht immer, wenn sich das Meer *Moneiba* und der Himmel *Ataman* vereinen. Er verkörpert das uralte dualistische Prinzip von einem männlichen und einem weiblichen Wesen - vermutlich die religiöse Tradition des steinzeitlichen Mutterkultes. Dieser Kult steht in einem Zusammenhang mit dem Sonnen- und Pyramidenkult der großen Mittelmeerinseln, da alle Pyramiden der Kanaren in Ost-West-Achse ausgerichtet sind. Der Gott Abora verkörpert für die Ureinwohner La Palmas die gute Kraft, aus der das Leben hervorgegangen ist - die Urkraft, Quelle und Energie des Lebens.

Diese Stufenpyramiden existieren tatsächlich noch auf La Palma und befinden sich in unmittelbarer Küstennähe, was auch eine maritime Verbindung dieses Kulturträgers offenbart. Die Spuren des legendären Fruchtbarkeitsgottes Abora sind ein schönes Sinnbild für das verlorengegangene Wissen über jene frühen Kulturen, die lange vor den Phöniziern den Seeweg durch die Straße von Gibraltar gekannt haben müssen. Vielleicht können wir eines Tages den Schleier über diese unbekannte Priesterkaste lüften, die ihre Religion und Architektur mit Hilfe der prähistorischen Hochseeschifffahrt über das Mittelmeer verbreitete. (16)

Aus diesem Grund soll ein neues Schilfboot auf die Reise gehen, das von Spanien aus in westliche Richtung weiter segeln wird. Eine verbesserte ABORA II soll die gefährliche Straße von Gibraltar erreichen, um mit diesem vorzeitlichen Schiff das Tor zum Atlantik aufzustoßen. Frühgeschichtliche Felsbilder auf der Iberischen Halbinsel wie bei Laja Alta, Los Palomas oder Borna/Spain be-



Abb. 16: Leider war der Mast zu weit auf der Mitte aufgestellt, so dass wir bei stärkerem Wind unsere Bugschwerter nicht setzen durften. Dies führte zu einer Seitabdrift von etwa 30°. Die ABORA erreichte so ohne ausreichend Kielschwert am Bug noch Kurse zwischen 100° bis 115° über Grund, obwohl sie hart am scheinbaren Wind segelte.

kräftigen diese Ansicht (17). Vermutlich haben bereits zu sehr viel früherer Zeit Seefahrer auf Schilfbooten diesen Navigationsweg befahren und dabei auch die erste Urbevölkerung auf die Kanarischen Inseln geführt.

### **Achtung vor den Leistungen der Seefahrer in der Frühzeit**

Unserer Meinung nach stellen die Schilfboote in der Jungsteinzeit die höchstentwickelte Verkehrsform dar. Weiträumige Entdeckungsreisen über Land haben sicherlich auch stattgefunden, müssen aber auf Grund der ökologischen Bedingungen Europas in der Steinzeit viel schwieriger gewesen sein. Undurchdringliche Wälder, ausgedehnte Sümpfe und Gebirge waren natürliche Hindernisse, die den Aktionsradius und Ausbreitungsgeschwindigkeit erheblich eingeschränkt haben.

Hingegen konnten große Flüsse, Seen und später auch die Meere mit ihren regelmäßigen Strömungen die Ausbreitung verschiedener Kulturen begünstigen. Bereits in der Steinzeit hatten die Menschen gelernt, seetüchtige und steuerbare Schilfboote zu bauen, die neben der Besatzung auch Fracht, Familienmitglieder, Proviant sowie Kulturerzeugnisse mitnehmen konnten. Sicher waren auch damals kürzere Fahrstrecken häufiger als angesprochene Fernfahrten. Sie wurden vermutlich erst durch hohen Bevölkerungsdruck (Flucht aus Mangel an

Lebensgrundlagen, religiöse Streitigkeiten oder Krieg) erzwungen und sicher mit unzähligen Opfern bezahlt. Die Ausbreitung der jungsteinzeitlichen Kultur konnte dennoch nicht aufgehalten werden. Sie war nur durch eine hoch entwickelte Seefahrt möglich.

Wir meinen, dass unsere mutmaßlichen Vorfahren enormes Wissen und Erfahrung beim Bau sowie der Steuerung von Schilfbooten besaßen und deshalb auch ohne Kompass, GPS und Seekarte zu besseren navigatorischen Leistungen in der Lage waren. Aber leider haben die alten Seefahrer ihr Wissen mit ins Grab genommen. Dieses Wissen wurde nirgendwo aufgeschrieben und ist damit für die heutige Forschung verlorengegangen. Nach den von uns selbst gemachten Erfahrungen mit dem Schilfboot



Abb. 17: Das nach steinzeitlichen Felsbildern aufgetakelte Schilfboot unter vollen Segeln. Mit ihrer speziellen Takelung konnte sie bei günstigem Wetter bis 85° gegen den Wind segeln.

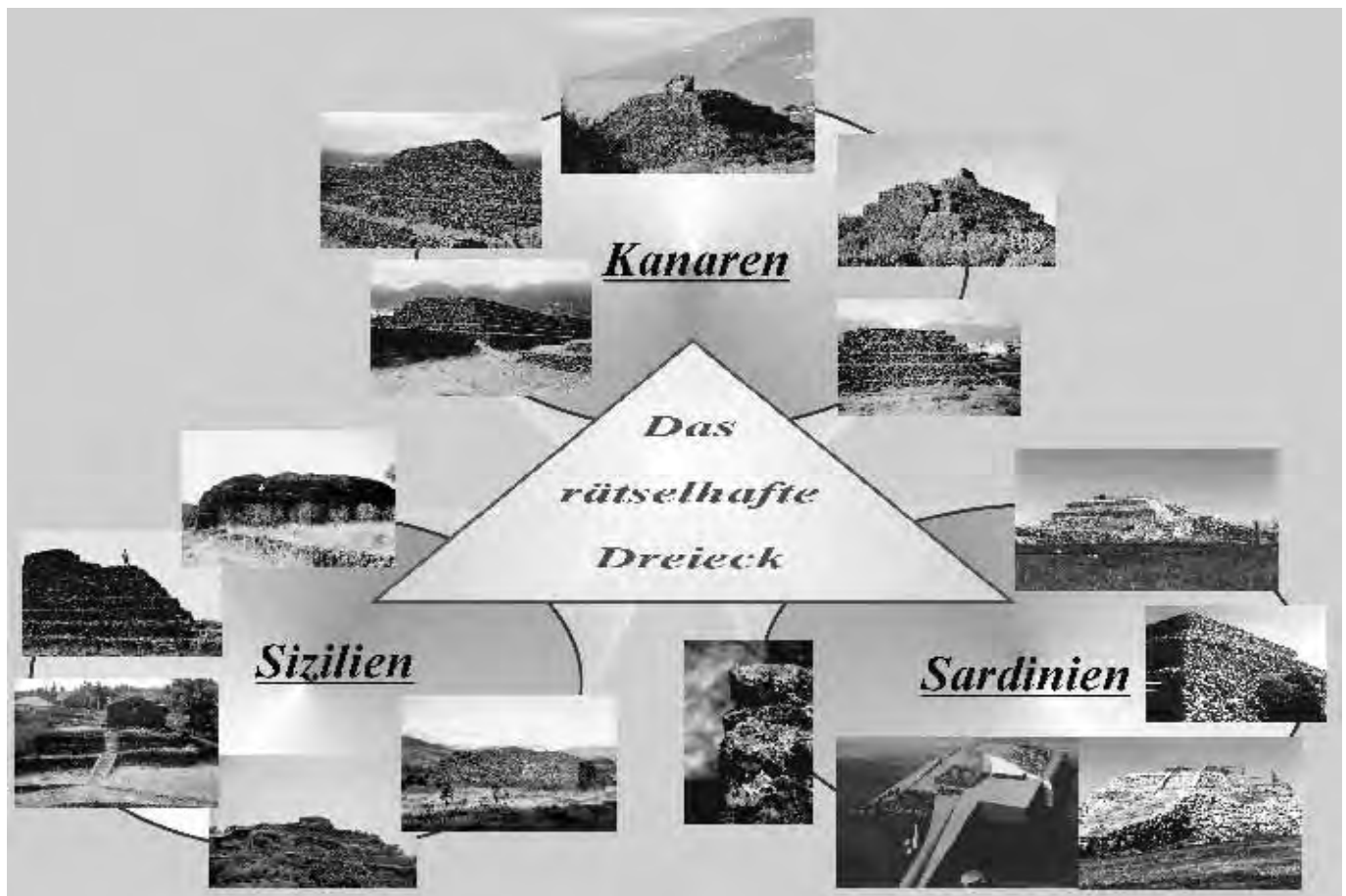


Abb. 18: Das Auftreten von Architekturformen wie Stufenpyramiden und echter glattwandiger Pyramiden in verschiedenen Kulturräumen Europas ist ein Phänomen, das zu zahlreichen Diskussionen über Kontakte zwischen frühen Kulturen geführt hat. Die Entdeckung dieser Bauwerke im Mittelmeerraum befürwortet die Ausbreitung pyramidenbauender Kulturträger aus Vorderasien. Sie befinden sich aufgereiht wie eine Perlschnur entlang der westwärts gerichteten Strömung, die das gesamte Mittelmeer durchquert.

ABORA zollen wir dem Wissen, dem Mut und dem Können unserer unbekannteren Vorfahren höchste Achtung.

Wer mehr über die Hintergründe, Durchführung und Ergebnisse dieses wissenschaftlichen Projektes erfahren möchte, kann das Buch und Video zur Expedition erhalten:

1. Buch: „Schilfboot ABORA - Segeln gegen den Wind im Mittelmeer“, DSV Verlag - Format 21 x 30 - ca. 190 Seiten, durchgehend mit über 210 Fotos farbig, ISBN 3-8841-329-7, DM 36,00
2. Video: „Schilfboot ABORA“ auf VHS, 58 min., über den Autor zu bestellen, Preis inkl. Versand DM 45,00

### Quellennachweis

- 1 KORFMANN, Manfred: „East-West connections throughout the Mediterranean in Early Neolithic period“, veröffl. in: 12<sup>th</sup> international congress of anthropological sciences, Zagreb 1988, S. 9ff
- 2 GREENHILL, Basil: „Archaeology of the boat - A new introductory study“, London 1976, S. 94
- 3 JOHNSTONE, Paul: „The Sea-craft of Prehistory“, Routledge, London 1994, S. 97ff

- 4 WINKLER, H.A.: „Rock-Drawings of Southern Upper Egypt I & II“, EES, London 1938, S. 22ff
- 5 ebenso 4
- 6 Technik
- 7 LANDSTRÖM: „Die Schiffe der Pharaonen, Altägyptische Schiffbaukunst von 4000 bis 600 v.Chr.“
- 8 HEYERDAHL, Thor: „Tigris – Auf der Suche nach unserem Ursprung“, Volk und Welt, Berlin 1980
- 9 GÖRLITZ, D., SCHMIDT, U., WITTKA, Th.: „Nutzung der Experimentellen Archäologie für die Rekonstruktion eines prähistorischen Segelboots“, Borna 2000, unveröffentlichtes Jugendforscht-Manuskript
- 10 GÖRLITZ, D.: „Die Anfänge der Seefahrt - Der doppelte Ursprung des Segelschiffs“, in: Das Logbuch, 1/1996, S. 31ff
- 11 TORRIANI, Leonardo: „Die Kanarischen Inseln und ihre Urbewohner. Eine unbekannte Bilderhandschrift vom Jahre 1590“. In ihrem italienischen Urtext und in deutscher Übersetzung herausgeschrieben von D.J. Wölfel, Leipzig 1940
- 12 WIEBECK, E. & LÜBECK, I.: „Welt der Entdeckerschiffe in berühmten Nachbauten“, Busse-DSV-Verlag, 1994

- 13 SUDHOFF, H.: „Sorry, Kolumbus. Seefahrer der Antike entdeckten Amerika“, Bergisch-Gladbach 1980
- 14 BREAM, H.: „Die Geheimnisse der Pyramiden - Auf der Suche nach dem Rätsel ihrer Entstehung“, München 1992, S. 27ff
- 15 ebenso 10
- 16 ebenso 13
- 17 ALONSO, F.: „Prehistoric Boats in the Rock-Paintings of Cádiz and the Rock-Carvings of Northwestern Spain“, Universidad de Santiago de Compostela 1988

### Felsbildnachweise

- RESCH, Walter: „Die Felsbilder Nubiens“, Graz 1967
- WINKLER, H.A.: „Rock-Drawings of Southern Upper Egypt I & II“, EES, London 1938, S. 22ff
- ENGELMAYER, Reinhold: „Die Felsgravierungen im Distrikt Sayala-Nubien; Teil I: Die Schiffsdarstellungen“, Wien 1965

### Grafiknachweise

- Rico Sinnig, Abb. 6, 8
- Dominique Görlitz, Abb. 5, 6, 12

### Fotonachweise

- Cornelia Lorenz und Dominique Görlitz

# Alésia, die letzte Keltenhochburg

(c) 2000 Gernot L. Geise

*Mitglieder des EFODON e.V. machten im Jahre 1992 eine Forschungsfahrt nach Frankreich. Sinn und Zweck unserer Fahrt war es, im Zuge des EFODON-Projektes „Holzhausen“ dort verschiedene Stationen und Örtlichkeiten näher zu untersuchen, ob sie auf Keltenschanzen errichtet wurden. Dabei sammelten wir Material und Zusammenhänge, die später in die „Keltenschanzen-Thematik“ einfließen. Die Untersuchungen wurden überwiegend radiästhetisch vorgenommen. Gernot L. Geise besuchte zusammen mit Reinhold Lück u. a. Alésia und Camp de César.*

## Alésia

Schon bei der Durchfahrt durch den Ort Alise-Ste.Reine, vor dessen Ortsrand die ehemalige Keltenhochburg Alésia liegt, fiel uns an der Zufahrtsstraße eine Felsengruppe auf, die eine verblüffende Ähnlichkeit mit den Hauptfelsen der Externsteine hat. Sogar ein „Wackelsteinfelsen“ war dort vorhanden.

Das archäologische Grabungsfeld von Alésia befindet sich einige hundert Meter östlich des Ortes Alise. Fouilles d'Alésia war durch Stacheldrahtzäune gesichert, die Ausgrabungen waren teilweise mit undurchsichtigen Plastikplanen abgedeckt. Nach einem Hinweisschild am Zaun konnten die Ausgrabungen ab Mai besichtigt werden, wir waren jedoch schon im März vor Ort.

Mit Hilfe der Mute fanden wir heraus, dass nicht nur der eingezäunte Teil zum ehemaligen Alésia gehört hatte. Eine Anlage der Siedlung nur auf dem abgezäunten Platz wäre - rein strategisch gesehen - auch nicht sehr sinnvoll gewesen, da die Ausgrabungsstätte unterhalb einer Hügelkuppe lag.

Eine Blind-Spring-Resonanz (1) führte uns zu einigen Buschgruppen rechts des Weges, südlich der offiziellen Ausgrabungsstätte. Die Buschgruppen lagen inmitten von bestellten Feldern, und dort wurden wir auch fündig:

Überdacht stand in einer der Buschgruppen eine ergrabene Grundmauer mit steinernen Treppenstufen. Hier befand sich offenbar das ehemalige zentrale „Heiligtum“ von Alésia, jedenfalls der wichtigste Punkt.

Eine Art Opferaltar stand auf einem mit Steinplatten belegten Boden, der etwa zwei Meter unter dem Niveau der Umgebung lag. Darunter muteten wir im Boden eine Vierermanipulation (2) sowie einen Korrekturschacht. Inmitten dieses ehemaligen Gebäudes erkannte man im Steinplattenbelag eine Art Eingang in den Boden, der allerdings noch nicht ergraben war.

---



*Die archäologische Ausgrabungsstätte von Alésia*

---

Ringsum, überwachsen mit fast undurchdringlichem Dickicht, lagen ganze Gruppen von Grabhügeln (3). Hier muteten wir auch eine Wasserschleife (4) im Boden. Nach unserem Dafürhalten haben möglicherweise die letzten keltischen Überlebenden in diesen Grabhügeln ihre gefallenen Anführer begraben.

In der westlichen Buschreihe muteten wir eine große, linkspolarisierte Blind Spring. In der Mitte der Buschinsel befand sich die Rekonstruktion einer Wohnanlage, die jedoch an jenem Platz - auf der Schanze - recht unpassend erschien. Sie war von einem älteren Wall umschlossen.

---





*oben: Das ehemalige zentrale „Heiligtum“ von Alésia.  
unten: Die Rekonstruktion einer keltischen Wohnanlage*

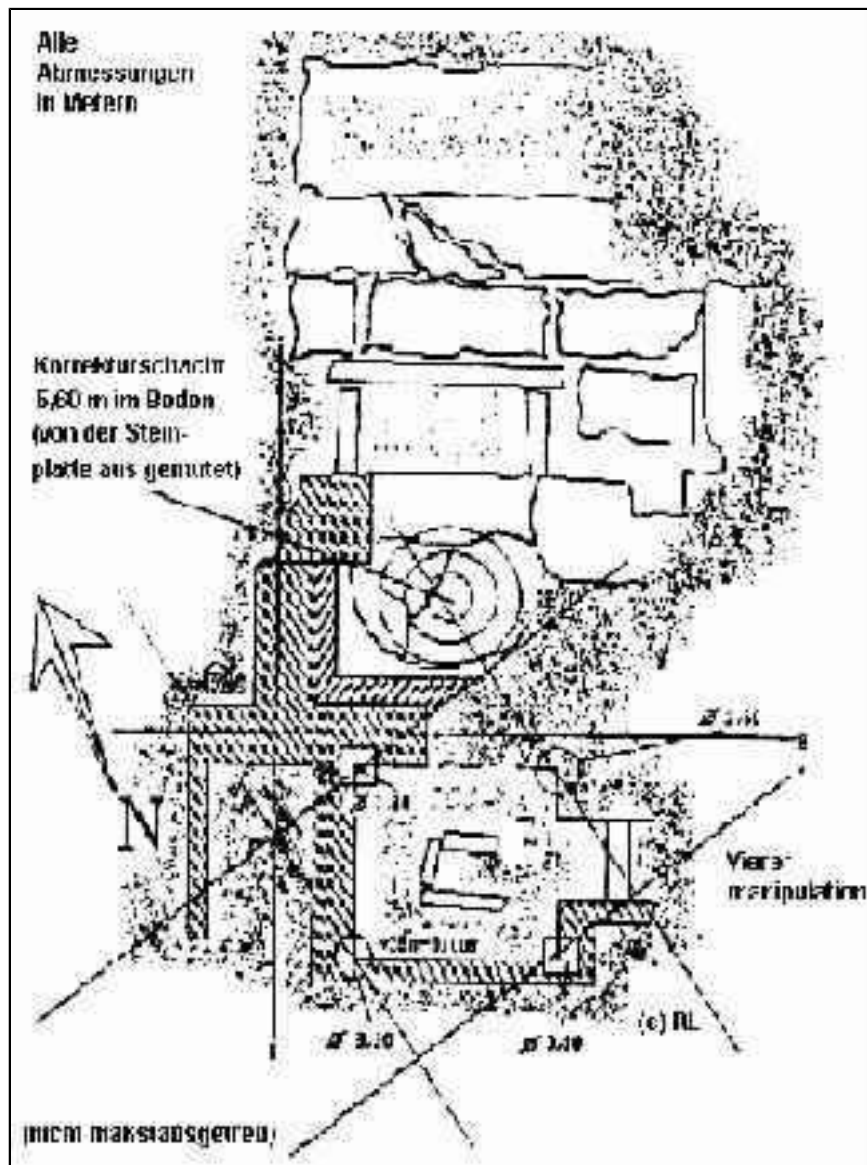


Unser Besuch in Alésia wurde komplettiert durch eine ganze Reihe von Lesefunden, die wir auf den frisch umgepflügten Äckern aufsammelten. Meist handelte es sich um Tonscherben von Urnen.

Wir konnten festhalten, dass zwar die offizielle Ausgrabungsstelle außerhalb, die von uns besuchten Örtlichkeiten jedoch direkt auf einer Keltenschanze lagen. Dafür sprechen nicht nur die typischen Keltenschanzenmerkmale wie Vierermanipulation, Korrekturschächte und Wasserschlaufen, sondern auch das Vorhandensein von

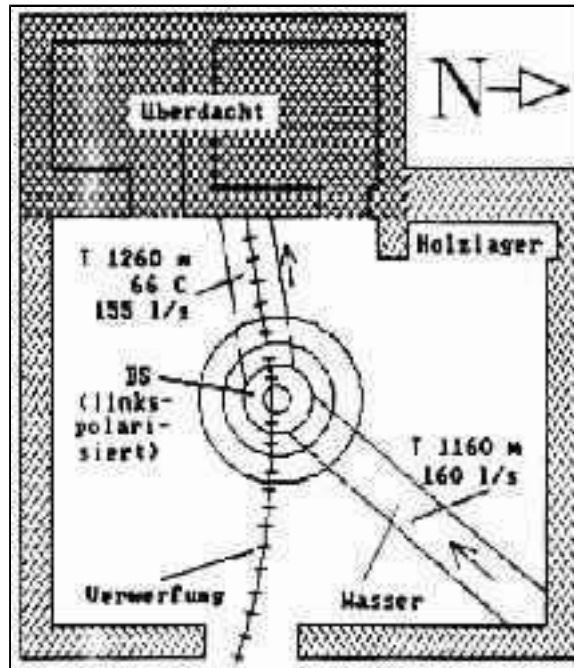
Grabhügeln in unmittelbarer Nähe des Schanzenrandes. Das heißt, dass es hier keine reine keltischen Wohnanlagen gegeben haben dürfte, sondern nur Kultobjekte, da die Kelten - nach unseren Erkenntnissen - durchaus über die Gesundheitsgefährdung auf Keltenschanzen Bescheid wussten.

In Alésia hatten wir deutlich das Gefühl, dass die Keltenschanzen mit ihren Wasserschlaufen und den Vierermanipulationen einer älteren Kultur entstammen, und dass sie von den Kelten nur genutzt wurden, aber für sie bereits vorhanden waren. Es stellte sich uns die Frage, ob die Wasserschlaufen nicht noch viel älter sind als die keltische Bevölkerung.



*oben: (Südlich der eingezäunten Ausgrabungsstätte von Alésia) „Heiligtum“ mit Vierermanipulation und Korrekturschacht unter der halbrunden Platte (Radiästhetische Skizze).*

*unten: Rekonstruierte keltische Behausung, südwestlich der eingezäunten Ausgrabung von Alésia (Radiästhetische Skizze).*



### **Alise Camp de César**

Unsere Fahrt führte uns in der unmittelbaren Nähe von Alésia zum „Camp de César“, so die Bezeichnung auf der Landkarte. Eine diesbezügliche Stelle fanden wir vor Ort jedoch nicht, auch keinerlei Hinweisschilder. Doch fiel uns in besagter Gegend eine Brücke über den Bach „Ozerain“ auf, südlich von Alésia.

Von der Bauweise her offensichtlich „römischen“ Ursprungs, sehr massiv gebaut, zeigte sie in der Verlängerung direkt auf die ehemalige Siedlung Alésia. Auch Reste der Befestigung einer ehemaligen Straße ließen sich auf dem heutigen Feldweg noch erkennen. Es erschien uns jedoch recht unlogisch, dass „römische“ Angreifer über einen schmalen, seichten Bach, der völlig problemlos durchritten oder durchlaufen werden konnte, eine massive Brücke gebaut haben sollten. Dass dieser Bach früher nicht etwa breiter und tiefer war, geht aus den Dimensionen der Brücke deutlich hervor. Wahrscheinlicher schien es uns zu sein, dass dieses Bauwerk keltischen Ursprungs war und zur Zeit ihrer Vernichtung bereits stand.

Nahe bei der Brücke, auf einer Wiese, befanden sich eine Vierermanipulation und eine rechtspolarisierte Blind Spring einer weiteren Keltenschanze. Die Wiese war wegen der recht angriffslustig aussehenden dort weidenden Rinder für uns allerdings nicht begehbar.



*Die „römische“ Brücke über den Bach „Ozerain“ bei „Camp de César“.*





*Die Verfugung der Steinblöcke (zum Größenvergleich rechts ein Fuß).*

---

### **Anmerkungen**

- (1) Blind Spring = unterirdische senkrecht aufsteigende oder abfallende Wassersäule.
- (2) Vierermanipulation = Vier Resonanzkörper, die in einem weitgehend rechteckigen Verhältnis zueinander auf Kreuzungspunkten des irdischen Magnetgitterfeldes vergraben sind und durch dieses in Schwingungen versetzt werden. Dadurch baut sich oberirdisch ein pyramidenförmiges Kraftfeld auf.
- (3) Eines der Kennzeichen von Keltenschanzen sind die in unmittelbarer Umgebung angelegten Grabhügel, die sich jedoch immer außerhalb einer Schanze befinden.
- (4) Wasserschlaufe = Unterirdisch aufsteigendes Wasser wird hier schlaufenförmig im Kreis geleitet, ehe es - immer noch unterirdisch - in eine Richtung abfließt. Die von uns Wasserschlaufen genannten Wasserführungen wurden bisher nur radiästhetisch gefunden, jedoch ausschließlich auf Keltenschanzen, in durchschnittlich einem bis zwei Metern Tiefe. Manche Rutengänger reden hier von einem „ferromagnetischen Kreiseffekt“, weil sie sich wohl nicht vorstellen können, dass Wasser im Kreis fließen könnte. Tatsächlich wurden Wasserschlaufen jedoch schon ergraben. Es gibt sie also wirklich, doch warum man sie anlegte, ist uns bisher rätselhaft.

**Fotos: (c) Gernot L. Geise**

**Radiästhetische Skizzen: (c) Reinhold Lück**

---

# Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei

[http://www.efodon.de/html/archiv/vorgeschichte/gabowitsch/2000\\_gabowitsch\\_megalithen.pdf](http://www.efodon.de/html/archiv/vorgeschichte/gabowitsch/2000_gabowitsch_megalithen.pdf) ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



# Die Keltenschanzen in der Schweiz

(c) Christoph Pfister

## *Vorbemerkung*

Dem Kreis des EFODON e.V. sind die sogenannten Viereckschanzen bestens vertraut. Das liegt zum einen auf dem besonderen Augenmerk, welche Gernot L. Geise und andere diesen rätselhaften keltischen Anlagen widmen. Zum andern aber muss festgehalten werden, dass Süddeutschland das hauptsächlichliche Verbreitungsgebiet dieser Monumente ist – man schätzt die Zahl der sichtbaren und nachgewiesenen Schanzen auf gegen 300. Aus dieser Fülle kann nicht nur die archäologische Bodenforschung schöpfen. Auch eine Deutung, wie sie der EFODON e.V. und Geise versuchen, steht damit auf einer breiten Grundlage.

Im folgenden gibt der Autor eine Zusammenstellung der Viereckschanzen oder Rechteckhöfe der Schweiz, weil eine solche bisher noch nicht gemacht wurde. Dabei sind gegenüber Süddeutschland auf einige Verschiedenheiten in der Ausgangslage hinzuweisen. Vor allem muss hervorgehoben werden, dass hier bisher nur wenige solcher Anlagen festgestellt werden konnten: fünf sind sicher, mehrere weitere können begründet werden. Erkenntnisse aus so wenig Beispielen zu gewinnen, scheint ungemün schwierig. Doch hat der Schreiber im Zuge seiner vorgeschichtlichen Forschungen der letzten Jahre auch aus den wenigen Keltenschanzen in der Schweiz interessante Schlüsse auf die Vorzeit ziehen können. Einer Vernetzung der Forschungsergebnisse scheint so grundsätzlich nichts im Wege zu stehen. Dennoch soll hier zuerst der Grundsatz gelten, die obigen Monumente im eigenen Raum und mit eigenen Methoden zu erhellen.

## *Wissenschaft und Wissensstand über die Keltenschanzen*

Man kann wirklich nicht behaupten, dass die offizielle Forschung die sogenannten keltischen Viereckschanzen nicht gebührend berücksichtigt hätte. Nachdem schon K. Schwarz 1959 einen „Atlas der spät-keltischen Viereckschanzen in Bayern“ herausgebracht hatte, folgte Kurt Bittel 1990 mit einem Atlas, der alle damals bekannten Schanzen in Süddeutschland kartographisch wiedergab. Diesem voluminösen Werk wurde auch ein schmaler Kommentarband beigegeben, der versuchte, die damaligen Erkenntnisse zusammenzufassen, die sich hauptsächlich auf die Ausgrabung von Holzhausen bei München in den späten siebziger Jahren stützten.

Zehn Jahre danach ist von Günther Wieland wieder ein zusammenfassendes und reich illustriertes Werk erschienen, das auch Erkenntnisse aus Tschechien und Frankreich, sowie mehrere neu archäologisch untersuchte Rechteckhöfe in die Diskussion einbringen konnte.

Doch wenn man die Substanz der Erkenntnisse, die Bittel bringt, mit denen von Wieland vergleicht, fällt sofort auf, wie gering die Erkenntnisfortschritte der Archäologie tatsächlich sind.

Weiter muss man sich vor allem auf den positivistischen Befund abstützen, also die allgemeine Charakterisierung der Schanzen. Also dass diese – entgegen ihrem Namen – keine Wehranlagen waren; dass ihre Grundform meistens viereckig, rechteckig oder verzogen rechteckig war; dass sie von einem wenig hohen Wall umgeben waren, dem ein wenig tiefer Graben vorgelagert war. - Zudem besaßen Keltenschanzen immer nur einen Torzugang, der meistens nach Osten oder Westen, aber nie gegen Norden schaute.

Archäologische Grabungen haben das allgemeine Bild der Rechteckhöfe wohl etwas verfeinert, aber nicht unbedingt erhellt. Man fand zum Beispiel in den Innenflächen zum Teil sehr tiefe und verfüllte Schächte. Auch konnte man Palisaden auf den Wallkronen nachweisen. Als Bauten ließen sich in diesen Höfen nur Holzhütten feststellen. Eine spätere Bebauung oder Verstärkung scheint nirgends die Regel gewesen zu sein. Auch die Funde aus solchen Schanzen haben bisher nicht für Aufsehen gesorgt. Einzig einige Anlagen in der Picardie in Nordfrankreich wie Gournay-sur-Aronde und Ribemont – die weiter unten ausführlicher erwähnt werden – tragen möglicherweise etwas zu einem differenzierteren Bild der Rechteckhöfe bei.

Einem immensen Forschungsaufwand steht im offiziellen Lager auch heute noch also ein dürftiger Erkenntnisgewinn gegenüber. Dass auch die Interpretation der Viereckschanzen seit Beginn des 20. Jahrhunderts umherhüpft, verwundert nicht. Sicher scheint man sich nur in der Datierung zu sein: die Anlagen seien „späteltisch“ - wobei schon die nachfolgenden „Römer“ diese nicht mehr benutzt hätten. – Neben der Deutung als befestigte Guthöfe favorisierten die Gelehrten die Erklärung als Heiligtümer und Kultstätten: Die kultische Interpretation erweist sich als Verlegenheitslösung, weil die Tendenz besteht, alles was man rational nicht erklären kann, als kultisch zu bezeichnen. Sogar die in Schanzen nachgewiesenen Schächte wurden demzufolge zu „Kultschächten“.

Dass Wieland in seinem neuesten Werk die Keltenschanzen als „Zentralörtlichkeiten der untersten Kategorie“ deutet (Wieland; 1999, 20), verrät schon von der komplizierten Wortwahl her, dass man - entgegen der Aussage des Untertitels des Buches - dem Rätsel noch kaum auf der Spur ist.

Auf die Forschungen von Gernot Geise und des EFODON e.V. soll hier nicht eingegangen werden. Aber es zeigt sich, dass deren unkonventioneller Deutungsansatz, der den Schanzen eine primär radioästhetische Funktion zuschreibt, allen offiziellen Erklärungen überlegen ist und es verdient, allgemein wahrgenommen zu werden.

## ***Die Schanzen im System der Landvermessung***

Grundsätzlich will der Autor die Schanzen der Schweiz hier nur beschreiben, nicht deuten. Doch es zeigte sich, dass diese Anlagen ohne ein Mindestmaß von Interpretation gar nicht zureichend erfasst werden können. Der Unterschied zwischen einer Keltenschanze und einem gewöhnlichen vorgeschichtlichen Erdwerk ist nämlich oft klein. Und gewisse Merkmale und Formen einer Schanze lassen sich heute nur noch unter Zuhilfenahme von selbständig gewonnenen Erkenntnissen bestimmen. Ohne gleichzeitige Interpretation also keine zureichende Beschreibung einer Viereckschanze.

1997 hat Peter Amann (Amann, 1997) darauf hingewiesen, dass die Keltenschanzen in Bayern sich verblüffend gut in ein Gitternetz von Orientierungslinien in der Landschaft einfügen und dieses Netz teilweise sogar bestimmen.

Im selben Jahr hat der Autor aufgrund einer Neuanalyse der gallorömischen Spuren auf der Engenthalbinsel nördlich von Bern eine keltische Landvermessung herausgefunden, die sich für die ganze Schweiz und deren Umgebung als gültig erwies (Pfister, 1997/98). Es zeigte sich, dass die Landschaft von einem vielfältigen Netz von Orientierungsachsen und Visurlinien überzogen war, das alle möglichen natürlichen Punkte wie Findlinge oder Bergspitzen, aber auch künstlich geschaffene Markpunkte wie Burgen und Tempel, als Fixpunkte hatte. Jeder Punkt war also durch seine Position im System der Landvermessung bestimmt.

Grundlage des Systems der keltischen Landvermessung war die Sonnenbeobachtung und die davon



abgeleitete Achterteilung des Kreises. Daraus ergab sich nicht nur die Ost-West-, beziehungsweise Nord-Südachse, sondern auch eine Sonnenwendachse mit einer Halbierenden und einer Drittelung.

Zusätzlich wurden die gesetzten Sonnenaufgangswerte für die vier keltischen Hauptfeste im Jahr, die jeweils anfangs Februar, anfangs Mai, anfangs August und anfangs November waren, zu zwei Hauptazimuts zusammengefasst ( $61^\circ$  NE und  $101^\circ$  SE, zusammen mit ihren Komplementärwinkeln  $150^\circ$  SE und  $12^\circ$  NE), so dass sich ein kompliziertes Vermessungssystem ergab, das es erlaubte, jeden Punkt und jede Linie in das System zu bringen.

Diese keltische Landvermessung, die der Autor mit immer mehr Fixpunkten und Rechnungsbeispielen erweitert, erweist sich auch als nützliches Werkzeug, um vorgeschichtlichen Strukturen zu verstehen. Beispielsweise zeigt sich, dass Burgen und Oppida häufig nach vermessungstechnischen und geometrischen Prinzipien strukturiert waren.

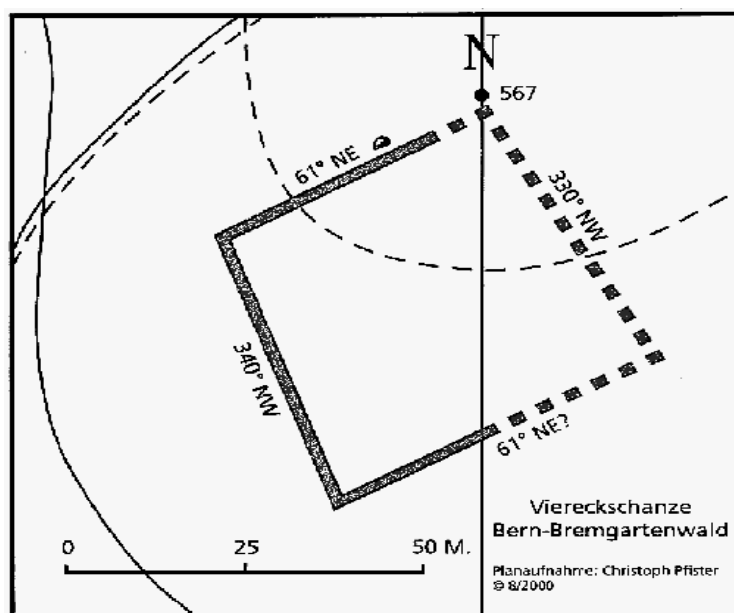
Und besonders bei den wenigen Viereckschanzen der Schweiz zeigte sich, wie wertvoll die Hinweise aus der alten Vermessung sind. Die Rechteckhöfe sind nämlich als eigentliche „Messhöfe“ aufzufassen, die unter anderem auch der Vermessung des Landes – und sogar der Erde – dienen. - Auch Peter Amann hält zu dieser Auffassung und bezeichnet die Keltenschanzen nach einem für ihn als elementar erachteten Orientierungsazimut von anfangs Februar als (Mariä) „Lichtmesshöfe“ (Amann, 27 f.).

Für den Autor ist die keltische Landvermessung auch dadurch so elementar bei der Feldforschung geworden, weil sie erlaubt, sogar die ursprünglichen Orientierungen von gradlinig verlaufenden Wällen und Gräben zu bestimmen.

Die Erkenntnisse über die keltische Limitation des Schweizer Mittellandes werden deshalb auch bei den nun folgenden Beschreibungen angewandt und sind in die angefügten Pläne eingeflossen.

## Die einzelnen Anlagen

### Bern, Bremgartenwald



Viereckschanze Bern, Bremgartenwald

Die Schanze befindet sich im Großen Bremgartenwald im Westen der Stadt Bern, auf einem leicht überhöhten Plateau. Das Monument wurde schon Mitte des 19. Jahrhunderts von dem Berner Altertumsforscher Albert Jahn beschrieben und skizziert. Als keltische Anlage jedoch wurde es erst zu Beginn der 1960er Jahre erkannt.

Die Viereckschanze bildet ein leicht verzogenes Rechteck, dessen Westseite – die als einzige noch in der ganzen Länge feststellbar ist – eine Länge von etwa 50 Metern hat. Die Nord- und Südseite sind auf etwa zwei Drittel ihrer Länge im Gelände noch feststellbar, während die Ostseite heute durch einen Fahrweg vollkommen zerstört ist. – Zwei ältere Planaufnahmen zeigen, dass die Orientierung der verschliffenen Ostseite vor Jahrzehnten noch sichtbar war.

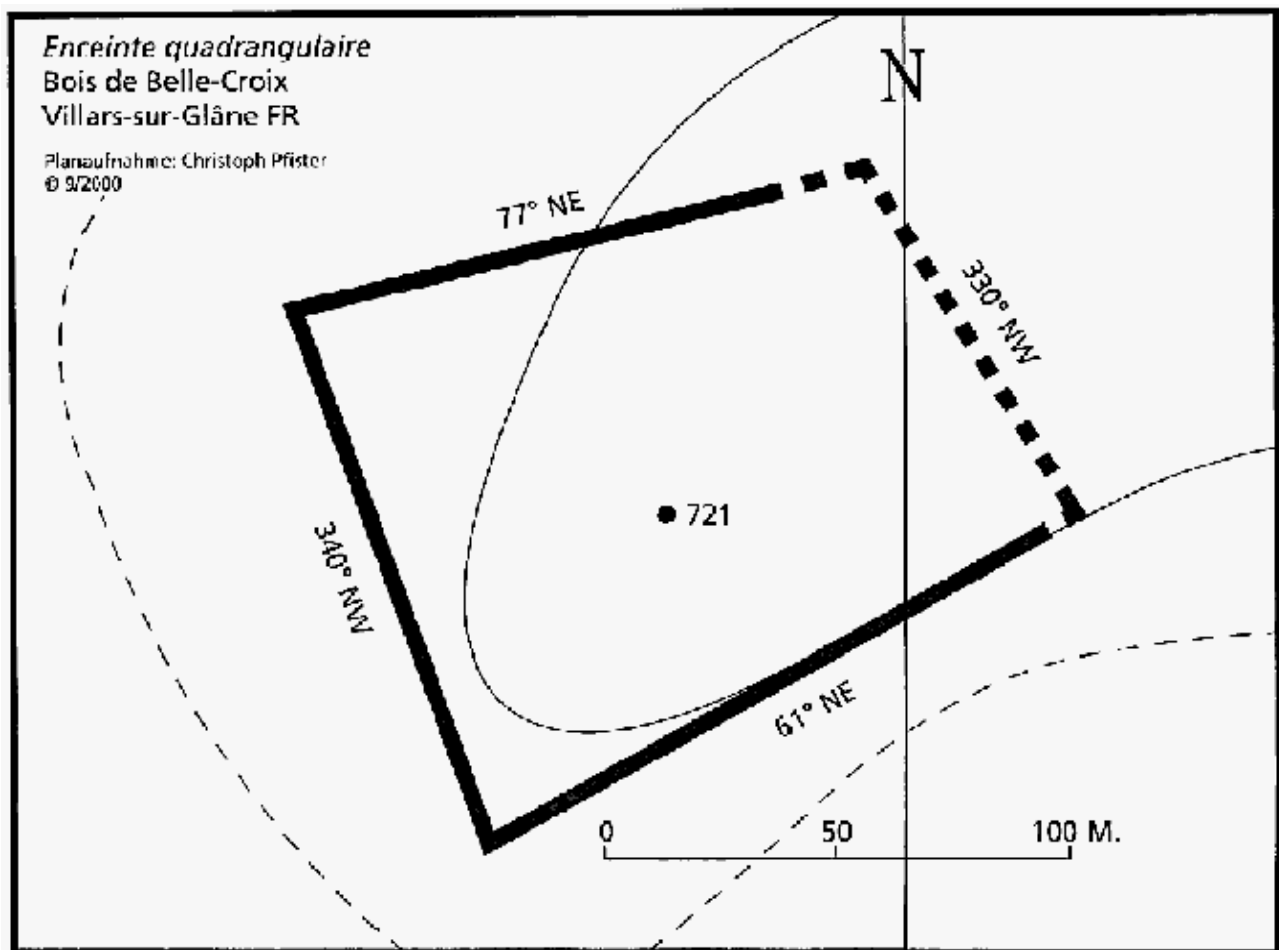
Die Überhöhung der Schanze ist an der Westseite noch deutlich erkennbar, desgleichen der erhöhte Randwulst der Südwestecke. An allen drei feststellbaren Seiten ist ferner der Graben noch schwach zu erkennen. – Ein großer Findling vor der Mitte der Nordseite diente offenbar der vermessungstechnischen Positionierung. – Von einer Toranlage ist nichts mehr zu sehen, sie ist auf der zerstörten Ostseite annehmen.

Die vom Verfasser gemessenen Orientierungen von 340° NW, 61° NE und 330° NW (gegen Osten) sind durch Rechnungen eindeutig belegt, während die 61° NE für die Südseite nicht gesichert ist.

Eine besondere Bedeutung kommt der Schanze im Bremgartenwald zu, weil die Nordostecke ein Eck des sogenannten Doppelquadrates von Bern bildet (Pfister 1997/98), einer keltischen Vermessung, welche die Aareschleife von Bern zum Mittelpunkt hat: Von der Nordostecke der Schanze beim Punkt 567 trifft die 330°-Linie nach 2,5 keltischen Meilen (Leugen) auf den Schalenstein am Gurten; in nordöstlicher Richtung die 61°-Orientierung nach 1,25 Leugen (1 Leuga = 2225 m) auf die Arena in der Mitte der Engehalbinsel (Pfister, a.a.O). Die Bezüge zur alten Limitation sind gerade bei dieser Schanze erstaunlich. So stößt die Linie des 330° NW-Winkels im Nordwesten auf den gallorömischen Tempelbezirk von Gumpboden auf dem Jensberg südlich von Biel, in entgegengesetzter Richtung nach Südosten aber auf den gallorömischen Tempelbezirk von Allmendingen bei Thun. Diese vermessungstechnischen Erkenntnisse belegen auch, dass die Viereckschanzen in den gleichen kulturgeschichtlichen Zusammenhang gehören wie die übrigen Anlagen.

Die Nähe der Viereckschanze im Bremgartenwald zum alten Bern und zum alten Oppidum von Brenodurum (Bremgarten) bei der Enge sind offensichtlich. – Einige hundert Meter nordwestlich der Anlage, beim sogenannten Nägeliboden wurden alte „römische“ Spuren undeutlicher Art festgestellt. Bemerkenswert ist ferner 500 Meter westlich des Rechteckhofes der Glasbrunnen, eine Waldquelle, um die sich Sagen ranken und dessen Wasser „warm“ sein soll.

## Villars-sur-Glâne, Bois de Belle-Croix



Villars-sur-Glâne, Bois de Belle-Croix

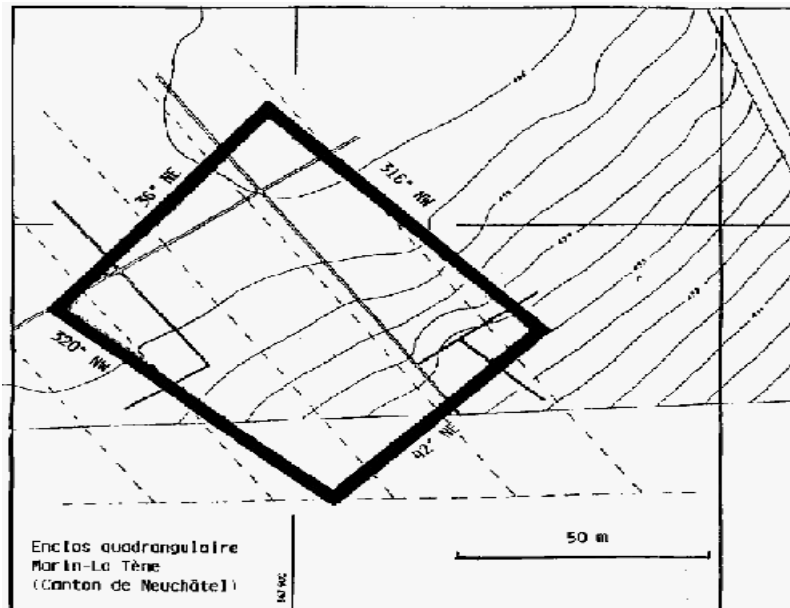
Die Viereckschanze liegt auf dem flachen, bewaldeten Hügel von Belle-Croix am südwestlichen Rand von Fribourg/Freiburg, auf dem Gemeindegebiet von Villars-sur-Glâne. Die ursprüngliche Anlage bildete ein verzogenes Rechteck mit einer größten Seitenlänge von ungefähr 150 Metern. – Die Orientierungen sind auf drei Seiten noch schwach erkennbar, am besten auf der längsten, der Südostseite. Die vierte Seite, gegen Nordosten, ist bei der Anlage eines Wasserreservoirs zerstört worden; doch kann deren ursprünglicher Winkel wie bei den anderen Seiten durch die keltische Landvermessung einwandfrei bestimmt werden.

Es ist dies die größte bekannte Schanze der Schweiz, auf einem nach drei Seiten aus-sichtsreichen Hügel. Bemerkenswert ist ein Schweif von parallel laufenden Wällen, der sich von der SW-Ecke des Rechteckhofes etwa dreihundert Meter den Abhang bis zum südwestlichen Waldende hinzieht.

Erwähnenswert ist auch in 650 Meter Entfernung westlich im Bois de Moncor einer der größten Grabhügel der Schweiz.

Anderthalb Kilometer südlich vom Bois de Belle-Croix liegt die Glaneburg (Châtillon-sur-Glâne) am Zusammenfluss der Glane mit der Saane, mit einer mächtigen, noch gut erhaltenen Wallbefestigung, welche den Sporn gegen Westen schützt. – In der Umgebung des Oppidums sind zahlreiche Grabhügel nachgewiesen und teilweise noch sichtbar.

## Marin-La Tène



Marin-La Tène

Der Rechteckhof in der Gemeinde Marin-Epagnier östlich von Neuenburg lag auf einem gegenüber dem Neuenburgersee und der Zihl um dreißig Meter überhöhtem Plateau. Die Anlage wurde 1976 durch die Luftbildarchäologie entdeckt und in den Jahren 1981 bis 1989 durch Sondierschnitte erfasst. Das Denkmal ist heute vollständig zerstört; der Platz überbaut.

Die Viereckschanze bildete ein verzogenes Rechteck mit Seitenlängen von ungefähr 60, 75, 70 und 80 Metern. Mehr Einzelheiten sind nicht bekannt geworden.

Interessant ist die Örtlichkeit, die früher „Les Bourguignonnes“ genannt wurde – ein klarer Hinweis weniger auf die Burgunderkriege der 1470er Jahre, sondern auf alte Bezüge: Aus ähnlichen Gründen heißen viele Viereckschanzen in Süddeutschland im Volksmund „Hunnenschanzen“ oder „Schwedenschanzen“.

Ebenso interessant, aber nicht beachtet, ist die Schanze von Marin durch die Nähe zu dem berühmten Fundort von La Tène, am Ausfluss der Zihl aus dem Neuenburgersee. In dem Fluss hat man bekanntlich zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen Massenfund von eisenzeitlichen Waffen und sonstigen Gegenständen, sowie von menschlichen und tierischen Gebeinen gemacht. Die Funde waren so bedeutend, dass die Archäologen die (hypothetische) „jüngere Eisenzeit“ seitdem La Tène-Zeit nennen. Die meisten Dinge wurden übrigens im Umkreis von ehemaligen Holzbrücken über die Zihl gefunden.

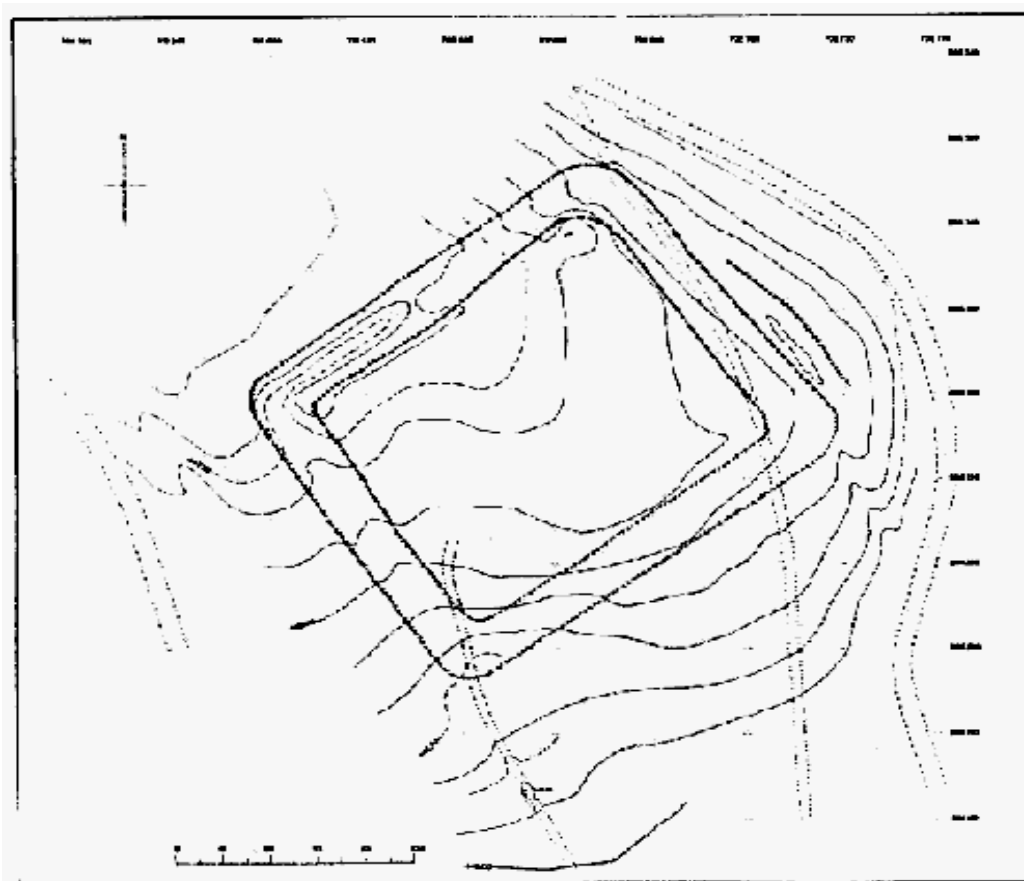
Einen Zusammenhang zwischen dem Rechteckhof und den massenweise weggeworfenen, meistens künstlich deformierten, Schwertern und den übrigen Gegenständen aber lässt sich erst heute feststellen. Die Untersuchungen in den zwei Viereckhöfen von Gournay-sur-Aronde (Abb. 4) und Ribemont-sur-Ancre in der Picardie in Nordfrankreich (Brunaux, 1999) ließen diese Schanzen als Kriegerheiligtümer deuten: Man fand in diesen Orten eine Menge von absichtlich zersplitterten Tier- und Menschenknochen, dazu auch absichtlich verbogene und zertrümmerte Waffen. – Es scheint sich bei diesen makabren Stätten um Tropäen, also Trophäen-Monumente, gehandelt haben, in denen man Waffen und Gebeine von Gegnern rituell behandelte und zur Schau stellte.

Ein zweiter Hinweis liegt näher, er kommt aus der Schweiz: Schon um 1850 wurde bei Straßenbau auf dem Tiefenaufeld in dem östlichen Teil der Engehalbinsel bei Bern ein ähnlicher Massenfund von Waffen und anderen Metallgegenständen gemacht. Auch hier waren viele Schwerter absichtlich unbrauchbar gemacht worden, wie die wenigen noch heute erhaltenen Fundobjekte zeigen (Müller, 1990).

Der Zusammenhang zwischen den düsteren Trophäenansammlungen der erwähnten beiden Plätze in der Picardie und den Depotfunden von La Tène und der Tiefenau könnte folgender sein: Die Viereckschanze von Marin-Les Bourguignonnes beherbergte möglicherweise die Metallgegenstände, die später aus unbekanntem Grund an die Zihl gekarrt und über die beiden archäologisch nachgewiesenen Holzbrücken in den Fluss geworfen wurden. – Aus demselben Grund kann man in der besagten Tiefenau ebenfalls die frühere Existenz eines Rechteckhofes annehmen, von welchem aber jede Spur verloren gegangen ist. Jedenfalls belegen diese Beispiele zureichend, dass einige Keltenschanzen eine Nebenbedeutung als Stapel- und Ausstellungsplätze für erbeutete Waffen und für Gebeine hatten.

Bei dem Funden an der alten Zihl zwischen Neuenburger und Bieler See ist anzumerken, dass die zerstörten Holzbrücken und die menschlichen und tierischen Skelette auch auf eine erdgeschichtliche Katastrophe hinweisen können: Es ist nachgewiesen, dass das Ostende des Neuenburger Sees seit vorgeschichtlichen Zeiten immer mehr vorgerückt ist. Erst die Juragewässer-Korrekturen des 19. und 20. Jahrhunderts haben diese Entwicklung zur Hälfte rückgängig gemacht.

### *Ramsen-Schüppel*



*Ramsen-Schüppel*

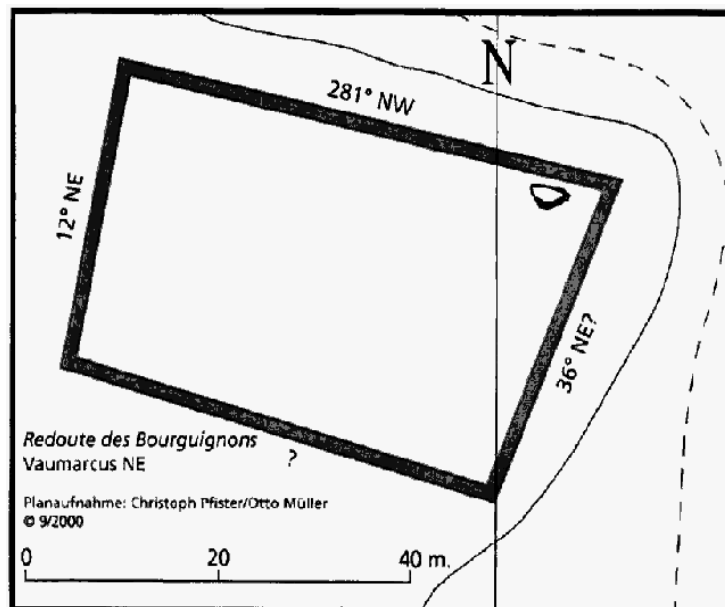
Die Stelle liegt südwestlich von Singen in Deutschland und nördlich des Dorfes Ramsen im Kanton Schaffhausen, am östlichen Ende der Hochfläche des Ramser Schüppels, eines länglichen, bewaldeten

Hügelzuges, der sich von Nordwest nach Südost zieht und an seiner Südostseite die davor liegende Ebene um gute dreißig Meter überragt.

Die Anlage wurde zuerst 1948 beschrieben. Dass dies eine Keltenschanze ist, wurde in Zweifel gezogen, doch die Merkmale stimmen. Nach dem Plan handelte es sich um ein Rechteck von 95 x 85 m. Die Anlage ist jedoch heute im Gelände fast vollständig verschliffen. Sichtbar sind nur noch die Nordwestecke mit einer Sprunghöhe von etwa einem Meter und die Nordostecke mit einer Sprunghöhe von gut zwei Metern. Auch der davor liegende Graben ist an diesen zwei Stellen noch schwach zu erkennen. – Die Winkelmessung im Gelände ergab, dass die Längsseiten wahrscheinlich  $61^\circ$  NE, die Schmalseiten  $330^\circ$  NW gefolgt sind.

In 700 m Entfernung des Rechteckhofes auf dem Schüppel wurde 1989 in der Ebene nördlich von Ramsen durch die Luftbildarchäologie eine zweite Schanze im Gelände ausgemacht: Ramsen-Schindergrueb, mit einer Grundfläche von 80 x 80 m (Höneisen, S. 38, Abb.). Das ist für die Schweiz der vorläufige einzige Beleg dafür, dass die Keltenschanzen häufig in einem Verbund angelegt waren (Geise, 65). Und die letztgenannte Anlage bestätigt nicht zuletzt auch die erste.

### *Redoute des Bourguignons*



*Redoute des Bourguignons*

Diese Schanze liegt in einem Wald auf dem Gemeindegebiet von Vaumarcus im Kanton Neuenburg, 150 m über dem Neuenburger See, am Rande einer Schlucht zwischen den Weilern Fresens und Vernéaz. Der Hof bildet ein längliches, verzogenes Rechteck mit den gerundeten Massen 28 x 50 x 37 x 45 m. Es ist das mit Abstand am besten erhaltene Monument dieser Art in der Schweiz. Der Wall mit einer Außenhöhe von etwa zwei Metern und der Graben auf der Süd- und Westseite sind noch weitgehend intakt. Im Süden wird die Umwallung durch einen Torzugang unterbrochen, der wahrscheinlich alt ist. – Bemerkenswert ist ein großer Findling in der Nordostecke der Anlage. Ebenfalls zu erwähnen sind die vielen erratischen Blöcke auf dem kleinen Plateau im Süden des Hofes. – Die Orientierungen nach der keltischen Landvermessung mit  $12^\circ$  NE,  $281^\circ$  NW,  $36^\circ$  NE und  $126^\circ$  SE sind zu einem guten Teil belegt.

Am Charakter einer Keltenschanze ist nicht zu zweifeln, obwohl der Name (zu deutsch: Burgunder-Bastion) in eine andere Richtung weist: Danach soll es sich um einen befestigten Vorposten der Burgunder gehandelt haben, die 1476 das südlich gelegene Städtchen Grandson belagerten und dort nachher von den Eidgenossen geschlagen wurden. Doch die überlegene Planung der Anlage verbietet die Erklärung eines hastig aufgeschütteten Befestigungswerkes. – Dabei muss zugegeben werden, dass die Redoute des Bourguignons an strategisch günstiger und beherrschender Stelle angelegt ist – anders als die vorher beschriebenen Anlagen.

Der Autor weiß aus unbestätigten Quellen, dass in unmittelbarer Nähe der Redoute bedeutende keltische Funde gemacht worden seien.

### ***Weitere vermutliche Anlagen***

Ein auffälliger Rechteckhof findet sich auf einem offenem Feld, genannt Riedmatt, in der Gemeinde Morschach im Kanton Schwyz, auf einer Terrasse über dem Vierwaldstättersee und am Fuß der Alpen. Die Anlage wurde vom Autor erst einmal besichtigt und muss daher erst noch genau vermessen werden. Es handelt sich um ein leicht verzogenes Rechteck mit Seitenlängen von je etwa fünfzig Metern. – Interessant ist bei dieser Schanze, dass die breiten Gräben aus dem Fels herausgehauen sind; das Monument ist also ein zugehauener Felsstock.

Weil Keltenschanzen sonst Erdwerke sind, so muss hier die Interpretation anders liegen. Und Morschach-Riedmatt wäre ein Beleg dafür, dass sich Schanzen durchaus bis in die Alpen hinein finden lassen müssen.

Wie bei Ramsen im Kanton Schaffhausen hat die Luftbildarchäologie auch im Waadtland einen Rechteckhof im offenen Gelände festgestellt: Bei Nyon am Genfersee (Celtés et Romains dans le Vaud, Abb.). Die Luftaufnahme lässt deutlich ein regelmäßiges Rechteck oder Quadrat erkennen.

### ***Schlussbemerkung***

Dass die Schweiz nur wenige Keltenschanzen aufweist, wurde schon erwähnt. Sicher hat es mehr solcher Anlagen im Land gegeben. Es besteht immer noch die Aussicht, dass ein Erdwerk als Schanze erkannt wird. Doch auf eine große Zahl wird man auch in Zukunft nicht kommen. Das Dutzend wird wohl nie vollzählig.

Da stellt sich natürlich die Frage, weshalb die Schanzen in der Schweiz gegenüber Süddeutschland so spärlich vertreten sind. Man kann – wie bereits angedeutet – regionale Besonderheiten geltend machen. Auch ist zweifellos richtig, dass die intensive land- und forstwirtschaftliche Nutzung und vor allem die gewaltige Mechanisierung viele vor hundert Jahren noch sichtbare Spuren ausradiert haben. Das lässt sich auch belegen, indem bereits wenige Jahrzehnte alte Planaufnahmen von Schanzen, wie die von Bern-Bremgartenwald und Ramsen-Schüppel, eine Situation verzeichnen, die heute nur noch zum Teil im Gelände sichtbar ist. Geht die Entwicklung weiter in der Richtung, so wird nicht nur von den paar Keltenschanzen, sondern auch von vielen Erdburgen und Erdwerken, in ein paar Jahrzehnten kaum mehr etwas sichtbar sein. Eine Interpretation der vorgeschichtlichen Monumente würde damit erschwert oder verunmöglicht. Die heutige Forschung sollte erkennen, wie dringend die kartographische Erfassung der noch vorhandenen alten Spuren in der Landschaft ist. Der Autor versteht diesen Artikel deshalb mehr als Beitrag zur Spurensicherung, denn als Erklärung der keltischen Viereckschanzen.

## *Literatur*

- Amann, Peter (1997): Die Landschaft als keltischer Kalender; in: Zeiteinsparungen IX, 1, 8 ff.  
Archäologie der Schweiz (1991): Die Helvetier und ihre Nachbarn; Sondernummer 14/1  
Bittel, Kurt et al. (1990): Keltische Viereckschanzen; Bd. 1.2; Stuttgart  
Brunaux, Jean-Louis (1995): Die keltischen Heiligtümer im Nordwesten Galliens; in: Haffner; a.a.O.  
Les Celtes dans le Jura (1991); Yverdon-les-Bains (Katalog)  
Celtes et Romains dans le canton de Vaud; Lausanne 1993 (Katalog)  
Furger-Gunti, Andres (1991): Die Helvetier. Kulturgeschichte eines Keltenvolkes; Zürich  
Geise, Gernot L. (1998): Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen; Hohenpeißenberg  
Haffner, Alfred (Hg.) (1995): Heiligtümer und Opferkulte der Kelten; Stuttgart  
Höneisen, Markus (Hg.) (1993): Frühgeschichte der Region Stein am Rhein; Basel  
Das keltische Jahrtausend (1993); Rosenheim (Katalog)  
Müller, Felix (1990): Der Massenfund von der Tiefenau; Basel  
Pfister, Christoph (1997/98): Brenodurum – Bern und die Entdeckung einer keltischen Landvermessung im Berner Mittelland; in: Zeiteinsparungen IX, 4, 628; X, 2, 235  
Wieland, Günther (Hg.) (1999): Keltische Viereckschanzen. Einem Rätsel auf der Spur; Stuttgart  
- (1995) Die spätkeltischen Viereckschanzen in Süddeutschland – Kultanlagen oder Rechteckhöfe? In: Haffner; a.a.O.

*Abbildungen (c) Chr. Pfister*



# Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei

[http://www.efodon.de/html/archiv/geschichte/weitere/2000\\_schmidtbredow\\_ns-bauwerke.pdf](http://www.efodon.de/html/archiv/geschichte/weitere/2000_schmidtbredow_ns-bauwerke.pdf) ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



# Die Sache mit den Zeiträumen

*(c) 2000 Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 41 (5/2000)*

Heutige wissenschaftliche Erkenntnisse sind bereits morgen überholt. Das sehen wir täglich. Das geht heute wirklich in einem derart rasanten Tempo, dass nicht nur Lehrbücher aus den siebziger Jahren bereits heute völlig überholt sind. Beispielsweise wird die Entstehung des Universums und der Erde von der Wissenschaft immer weiter hinausgeschoben. Praktisch von Jahr zu Jahr um einige weitere Millionen (Milliarden?) Jahre zurück in die Vergangenheit.

Ich habe das Gefühl, dass unsere Wissenschaftler nur raten, bis sie sich irgendwann sagen: So könnte es gewesen sein, so klingt es glaubhaft. Als Tatsache kann man die von ihnen aufgestellten Theorien nicht akzeptieren, weil sie nur Konstrukte sind und zu dem angegebenen Zeitpunkt niemand Augenzeuge war. Ebenso verhält es sich mit der sogenannten Evolution, die mit Recht heute sehr in Zweifel gezogen wird. Die ganze, bisher vertretene Evolutionsgeschichte ist letztendlich ebenfalls nur eine Theorie! Und auf der einen Theorie baut die nächste auf und darauf wieder die nächste. Es ist nichts, aber auch gar nichts, bewiesen! Es wird Zeit, dass wir die unterste Theorie widerlegen. Dann kracht das ganze hübsche Lügen-Theorien-Gebäude der Vergangenheitsentwicklungswissenschaftlerzunft mit lautem Getöse zusammen!

Ich persönlich sehe keinen Grund, beispielsweise die unlogische Evolutionstheorie unserer Wissenschaftler zu glauben. Da lobe ich mir die Thesen von François de Sarre (1), wonach der Mensch sich nicht aus einem affenähnlichen Tier entwickelt habe, sondern umgekehrt, der Affe ein Nebenzweig des ursprünglich aufrecht gehenden Urmenschen sei. Sarre (es gab übrigens in den Zwanzigerjahren weitere Wissenschaftler, die diese Theorie vertraten) hat seine Theorie völlig logisch aufgebaut, und sie hat zumindest die gleiche Daseinsberechtigung wie die offizielle ?-Theorie“.

Damit komme ich zu den Zeiten. Wie ich oben schrieb, werden alle möglichen Ereignisse von der Wissenschaft immer weiter in die Vergangenheit hinausgeschoben. Auch dem kann ich nicht zustimmen. Es ist in meinen Augen ein einziges bequemes Weglaufen und Augenverschließen, um sich mit der Thematik so wenig wie möglich auseinandersetzen zu müssen. Klar, je weiter Sintfluten und andere Katastrophen zurückgeschoben werden nach ?“ (2), um so beruhigter kann man sich fühlen, dass heute so etwas nicht mehr passieren kann, es liegt ja soooo weit zurück. Der Velikovsky (3) spinnt wohl - Katastrophen in geschichtliche Zeiten hochzuziehen! Heute gibt es doch keine Katastrophen vorzeitlicher Ausmaße mehr...! Es lässt sich herrlich um Tage streiten (die der Kalenderfälscher Papst Gregor „der Große“ einfügte), damit man bloß nicht an die Jahrhunderte (und Jahrtausende) gehen muss (4). Doch die angegebenen Zeiten stimmen nicht hinten und nicht vorne. Die Erdkruste hat sich nicht vor Millionen und Milliarden von Jahren gebildet. Das ist ein Ammenmärchen moderner Machart. Wenn das wirklich so wäre - und das müsste eigentlich jedem logisch denkenden Menschen einleuchten -, wenn unsere Erde wirklich so alt wäre, wie es postuliert wird, dann wäre sie heute völlig rund, ohne jedes Gebirge, ohne jeden Hügel. In den vorgegebenen Millionen- und Milliarden-Zeiträumen hätte die Natur und die Erosion alles, aber auch restlos alles eingeebnet. Ich verlasse mich hier nicht auf ?“ Untersuchungen, sondern auf Beobachtungen, die jeder selbst nachprüfen kann. Wenn man sich beispielsweise unsere Alpen mit offenen Augen anschaut, wie sie sich von Jahr zu Jahr, langsam, aber sicher, auflösen, wie ganze Gebirgshänge innerhalb von ein, zwei Jahren abrutschen, dann ist es

ein reines Rechenexempel, sich auszumalen, wie lange es noch dauert, bis sie flach sind. Sicher, es wird noch ein paar hundert Jahre dauern, aber nicht viel länger! Und das nicht nur wegen unserer sogenannten Umweltverschmutzung. Man beobachte nur einmal, was passiert, wenn die Natur Regenwasser in Felsritzen einsickern lässt, das (im Winter) dann friert (und das passiert Jahr für Jahr immer wieder aufs Neue). Es sind zwar immer nur ein paar Zentimeter, die so jährlich zerstört werden, doch gegen das auf Dauer hierdurch erzielte Ergebnis sind Pressluftschlämmer Spielzeuge.

Es können also keine Millionen Jahre gewesen sein, seit sich beispielsweise die Alpen bildeten. Wie gesagt, sie wären schon wieder weg. Wenn sie alt sind, sind sie nur ein paar tausend Jahre alt! (5)

Ebenso sieht es mit der Überflutung Europas aus. Bei Weinheim (Alzey) wurden Haifischzähne und Muscheln gefunden (6), bei Wüllen (Ahaus, Westfalen) Seeigel (7), bei Kühnring in Österreich hat man Seekuhskelette und Delphine gefunden (8), von den unzähligen Muscheln auf den höchsten Bergen einmal ganz zu schweigen. Doch: die seither verstrichene Zeit war so kurz, dass keine Versteinerung eintreten konnte! Das heißt nicht mehr und nicht weniger, als dass die „Sintflut“ von unserer heutigen Zeit zurückgerechnet vor höchstens tausend bis zweitausend Jahren stattfand! (Nein, nicht erschrecken, das passt durchaus, wenn wir nur die uns von der Kirche untergeschobenen tausend zuviel geführten Jahre wieder aus der Geschichte herausziehen).

Ebenso verhält es sich mit der Menschheitsentwicklung. Die Herausbildung der Intelligenz kann keine rund fünfunddreißigtausend Jahre gedauert haben (9). Der angeblich älteste Vorfahre des Menschen, der Affe „?“, wird auf 3,2 Millionen Jahre geschätzt (10). Das ist wissenschaftlicher Schwachsinn der höchsten Güteklasse. Dagegen könnte die Bibel durchaus Recht haben mit ihrer Schöpfungsgeschichte, dass der Mensch rund 4000 v.C. erschaffen worden sei. Dies ist ja bekanntlich eine derjenigen Zeitvorgaben, die immer und überall verlacht wurden und werden, weil sie angeblich nicht stimmen können: die Wissenschaft gibt ja schließlich ganz andere Zeiträume vor (11). Doch die Wissenschaft will uns ja auch glauben lassen, die Menschheit hätte sich bis vor rund 150 Jahren so gut wie gar nicht entwickelt, und von da ab raketengleich... Jeder kennt diese Diagramm-Kurve. So ein Unsinn! Die Entwicklung ging immer und jederzeit in genau dem gleichen Tempo vor sich. Es gibt absolut keinen einzigen Grund, warum es nicht so gewesen sein sollte (12). Und letztendlich gibt es glücklicherweise auch Wissenschaftler, die sich Gedanken darüber machten, dass Vorzeitmenschen mit dem gleichen Gehirnvolumen wie unsere heutigen Mitmenschen eigentlich genauso intelligent wie wir gewesen sein müssten... Intelligent ja. Aber dumm geblieben, bis vor 150 Jahren?

Nur, will man die Entwicklungskurve gleichmäßig verlaufen lassen, so muss man die langen, angeblichen Zeiträume zusammenstreichen. Und dann bleibt plötzlich eine Entwicklungszeit von nur noch rund fünftausend Jahren übrig. Nein, bitte nicht mit „?“ menschlichen Funden kommen, die angeblich älter sind. Es gibt sie nicht (13).

Die Datierungen nach der C14-Methode und der hochgelobten Dendrochronologie haben u.a. Prof. U. Niemitz oder Dr. Heribert Illig schon vor längerer Zeit bereits nachhaltig ad absurdum geführt (14). Doch, da es leider keine verlässlicheren Datierungsmethoden gibt, bleibt man bei den erratenen Datierungen.

Alle „wissenschaftlich“ angegebenen Daten stammen von Historikern und wurden „nur“ nach Augenschein vergeben („Ätsch! Mein Fund ist älter als deiner! Und außerdem ist dieser Knochen so und so gebogen, er muss halt so und so alt sein.“). Da haben Archäologen selten ein Wort mitzureden und distanzieren sich oft genug von den unrealistischen Historiker-Zeitangaben.

Dann taucht natürlich wieder die Frage auf, woher der (intelligente [?]) Mensch kommt.

Und hier kann man wiederum nur die Fantasie spielen lassen oder Daten und Fakten wie eins und eins zusammenzählen. Und da kommen möglicherweise wieder unsere „ungeliebten“ Außerirdischen ins Spiel, oder vielmehr: die sind wir selbst (15). Doch bevor wir einmal an diesen Punkt gelangen, müssen wir zunächst unsere dazwischenliegende Geschichte erst gründlich aufräumen.

### **Aufruf:**

*Leute, geht mit offenen Augen durch die Welt!*

*Setzt euch mit widersprüchlichen Meinungen auseinander! Auch wenn man nicht mit jedem Punkt übereinstimmen kann, es gibt immer irgendwelche Anhaltspunkte, die zu neuen Überlegungen führen. Und selbst, wenn man "nur" versucht, eine Behauptung zu widerlegen und dadurch andere Quellen durchforstet, um auf diese Weise zu neuen Ergebnissen zu kommen - oder auch nicht -, es ist eminent wichtig, dass man sich überhaupt Gedanken darüber macht. Denn nur so kann man zu neuen Erkenntnissen kommen, nicht, wenn man vorgekaute Meinungen kommentarlos konsumiert!*

### **Anmerkungen**

(1) EFODON NEWS Nr. 6/1992 und 11/1992.

(2) Wortschöpfung von Karl May.

(3) Immanuel Velikovski: „Welten im Zusammenstoß“ u.a.m.

(4) Zitat aus: T. Riemer: „Was stimmt nicht mit unserer Zeitrechnung?“ in EFODON NEWS Nr. 12/1992.

(5) Nach offizieller Angabe sollen sich die Alpen vor etwa 150.300 Millionen Jahren aufgefaltet haben (Brockhaus).

(6) Zwei Stück davon befinden sich im Besitz des Autors.

(7) Ein Stück befindet sich im Besitz des Autors.

(8) Thomas Riemer: „Das Krahuletz-Museum zu Eggenburg oder: Die Seekühe von Kühnring“ in: MYSTERIA Nr. 87/1990, S. 23.

(9) Bei Burgos (Spanien) wurden fossile „menschliche“ Knochen entdeckt. Man schätzte das Alter auf 250.000 bis 300.000 Jahre. Zu welcher ?"-Gattung sie gehören, weiß man nicht. (Bild der Wissenschaft Nr. 1/1990, S. 9).

In China (Hexian, Provinz Anhui) wurde ein Homo erectus-Schädel entdeckt, der 150.000 bis 200.000 Jahre alt sein soll. Im Gegensatz dazu fand man bei Jinniushan im Nordosten Chinas einen Homo sapiens-Schädel, der auf 280.000 Jahre geschätzt wurde. Es wird eingeräumt, dass die Altersbestimmungen eventuell falsch sind. (Bild der Wissenschaft Nr. 2/1990, S. 119).

(10) Sie befindet sich als Kopie im Frankfurter Senckenberg-Museum. Diese ca. 1,10 Meter großen Affen als „Menschen-Vorfahren“ hinzustellen, ist schon eine besondere Frechheit.

(11) Nur vergisst man dabei, sich die wissenschaftlich rekonstruierten „Menschen“ mal genauer anzusehen: wie Menschen sehen sie nicht aus, aber sie haben eine verblüffende Ähnlichkeit mit Affen. Wir sehen sie an und staunen: Oooh! Unsere Vorfahren! Sind unsere heutigen Affen etwa auch Menschen, nur weil sie uns entfernt ähnlich sehen???

(12) abgesehen von einigen Rückschlägen, bedingt durch Katastrophen, Seuchen, Kriege u.a.m.

(13) Wir reden hier von „Menschen“ und nicht von menschenähnlichen Affen oder affenähnlichen Menschen-Vorfahren.

(14) Illig, H.: „Morsches Gebälk“ in: Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart 1/89, S. 21.

? Schuß nach hinten: C14 und das Turiner Grabtuch“, VFG 1/89, S. 24.

? Zirkelschlüsse“, VFG 3/91, S. 125. Usw.

(15) siehe: Gernot L. Geise: „Unser marsianisches Erbe“, Band 1 - 3, Hohenpeißenberg.

---

Roland Roth

# Phoenix aus der Asche

## Gedankenskizzen zur Reinkarnation und das Karma-Prinzip

„In manchem Aug' ist was zu lesen!“

(aus: Zeichen im Sand, v.N.Sachs)

Manchen bedeutet Reinkarnation und Karma eine vielversprechende Perspektive, für Andere stellt sie eine Unmöglichkeit dar; Anderen ist sie selbstverständlich, für Manchen ein Begriff einer verdrehten Weltlehre. Untrennbar verbunden sind die beiden Begriffe allemal.

Viele von uns sind von einer möglichen Wiedergeburt nach dem physischen Tod überzeugt. Dies setzt voraus, dass der Tod nicht als das Ausgelöschtsein der individuellen Persönlichkeit begriffen wird, sondern als eine Art Wandlung, im Folgenden als Karma-Prinzip bezeichnet.

### Das Karma-Prinzip

Im sogenannten Karma-Prinzip treffen wir auf eine wichtige und auch überraschende Erkenntnis:

Nirgendwo im Universum gibt es einen rächenden oder lobenden Gott. Was uns auch immer geschieht, alles soll ein Spiegel unserer früheren Taten und Gedanken sein. So ist letztendlich jeder sprichwörtlich „seines Glückes Schmied“, und somit auch für alle Taten selbst verantwortlich, die einzig auf sein Konto gehen, im Positiven wie im Negativen.

Wer auch immer oder was auch immer Gott darstellt, und wenn irgendwo irgendwie etwas existiert, das als Gott definierbar ist, dann setzte es uns auf die Startbahn des Lebens und sagte: „Sieh zu, was du daraus machst!“

Karma wiederfährt einem Menschen, ist weder Strafe noch Belohnung, es soll einfach einen Lernprozess auf einem unendlich langen Weg darstellen, vergleichbar mit der Situation in der Schule: der eine lernt schneller, der andere muss die Klasse wiederholen. Bedeutet das auch, dass mancher bereits nach kurzer Zeit (oder nach wenigen Leben!) das „Ziel“ erreicht, und andere dafür mehr Leben „wiederholen“ oder leben müssen, die den in unserem Inneren schlummernden Sinn und Zweck noch nicht erkannt haben?

Womöglich, wenn man nur wüsste, wohin der Weg führt...

Für die Gestaltung des Lebens im Sinne von Karma gibt es offensichtlich wesentliche Faktoren, die da sind:

- KARMA: das Sanskrit-Wort bedeutet soviel wie „Tat“ oder „Handlung“. Es reflektiert die Vergangenheit des Menschen, wobei Karma sowohl vor ein paar Stunden als auch vor Jahrhunderten erzeugt worden sein kann.
- LEBENSPLAN: Mystiker gehen davon aus, dass die Seele vor ihrer Geburt einen Lebensplan aufstellt, wie den Bauplan eines Hauses. Darin ist das künftige Dasein skizziert, auch in Hinsicht auf spätere Erfahrungen und Lernprozesse. Dieser Lebensplan reflektiert die Zukunft des Menschen. Er kann jedoch jederzeit von ihm selbst verändert werden.
- FREIER WILLE: diese Eigenschaft scheint das wahre Geschenk der Götter an uns zu sein, denn ihn hat jeder Mensch zur Verfügung. Es gibt nach dem Karma-Prinzip kein irgendwie festgelegtes Schicksal, obwohl es uns in manchen Situationen so vorkommen mag. Alles, was uns geschieht, ist von uns selbst ausgelöst und zu verantworten. Der freie Wille repräsentiert die Gegenwart des Menschen, der immer und überall die Gelegenheit hat, diesen einzusetzen. Schon der ehrenwerte Goethe sprach vom „Menschen als Meister seines Schicksals“.

Verbirgt sich dahinter der universelle Grundstein der Karma-Lehre?

### Schuf der Geist eine materielle Basis?

Alles geschieht also freiwillig. Karma entsteht hiernach aus Freiheit und verwandelt sich wieder in Freiheit. Es wäre übrigens vermessen, wenn sich in den unvorstellbaren Zeiträumen der Entwicklung des Geistes nur der Mensch dem Prozess der Wiedergeburt unterziehen würde. Reinkarnation könnte es doch schließlich im gesamten Mikro- und Makrokos-

mos geben, von der Mikrobe bis zum Sternensystem würde sich das Leben manifestieren, um zu wachsen, zu reifen und weiterzuschreiten. Aus dem Tod eines Sterns – einer Supernova – entsteht ein neues Sternensystem, so wie es mit unserem Sonnensystem geschehen ist und wir womöglich gar selbst vor zwanzig Milliarden Jahren in einem kleinem Körnchen Materie bei dem sogenannten „Big Bang“ bereits vorhanden waren. In dieser Sekunde wurden auch Zeit und Raum geboren; ist es möglich, dass sich hier der Geist eine materielle Basis schuf? Der Ur-Geist, der den ersten Gedanken formte? Fragen, die ins Unermessliche führen.

Gemäß dem Fall, Karma und Reinkarnation sei ein Faktum, würden wir ja im Endeffekt eine Menge „Leben“ mit uns herumtragen, dann könnte das Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ eine dramatische Wende und ein karmsicher Leitsatz sein.

Denn dieser Nächste war uns vielleicht wirklich einmal nah.

Ein Mensch, der sich mit dem Karma-Gedanken vertraut gemacht hat, wird sich offensichtlich bemühen, niemandem ernsthaft Schaden zuzufügen. Er ist sich der Tatsache bewusst, dass er sich am Ende selber verletzt, wenn er andere verletzt, denn laut Karma fallen Schmerzen oder Segen, welchen er anderen zuteil werden ließ, auf ihn zurück. Er ist darauf bedacht, einem lebenden Wesen kein unnötiges Leid zuzufügen, es sei denn, es führt kein Weg herum. Beispielhaft kann man hier die weltweit noch intakten Naturvölker heranziehen, die im Einklang mit der Natur und sich selbst nur das nehmen, was sie zum Leben benötigen. Eben hier bemerkt man, dass Karma nichts damit zu tun hat, von nun an Vegetarier o.ä. zu werden, sondern dass dies lediglich eine Ernährungseinstellung sein kann.

Die Karma-Lehre, die prinzipiell keinerlei Religionsrichtung inne hat, kann aber noch wesentlich weitreichender sein, da sie beispielsweise eine scheinbar wirksame Philosophie zur Bewältigung unserer ökologischen Probleme sein kann.

# Karma

## Nach mir die Sintflut?

Die Ex-und-Hopp-Mentalität des Jahrtausendwechsels ist eine Folge von mediengelenkten Denkmustern, die dem Menschen nur eine begrenzte Lebenszeit auf diesem Planeten gestattet. Wir haben alle keine Zeit mehr und wollen innerhalb kürzester Zeit so viele verschiedene Dinge tun. Wir möchten sowohl Kinder als auch ganztags berufstätig sein, überall wollen wir etwas mitbekommen. In dieser gekünstelten Effizienz bleibt die Frage: „Wofür?“, worauf die Antwort folgt: „...weil die Konkurrenz uns sonst übertrifft!“ Man sieht, wie das marktgerechte Wirtschaftsdenken Einfluss auf uns hat und den Menschen in Produktivität, Geld und Zeit programmiert.

Das kürzlich eingebürgerte Schlagwort „Fun-Generation“ und der insbesondere in unseren Tagen wieder aufflammende Spruch „Nach mir die Sintflut“ sind wahrhaft inhumane Lebensmottos, die der Verantwortung für unsere Welt und auch unseren Nachkommen keinen Platz lassen. Verfolgt man mit offenen Augen und wachem Verstand die Handlungsweisen vieler Mitbürger, bekommt man das kalte Grausen ob der Tatsache, wie ich-bezogen die Gesellschaft getrimmt wurde, wobei viele Meinungsbilder nicht die eigenen sind, sondern lediglich konstruiert von „Meinungsgebern“, wie große Nachrichten-Magazine, Politik und Medien. In der Gesellschaft des neuen Jahrtausends können wir allgemein beobachten, wie das Leben tendenziell immer gehetzter und oberflächlicher wird. „Fun“ ist ja grundsätzlich auch kein Problem und wünschenswert, doch sollte zumindest eine geringe Ehrfurcht sein vor den Fragen, woher wir kommen, wohin wir gehen, welchen Sinn unsere Existenz hat und was die Zukunft bringt. Einen zumindest ansatzweisen Ölzeitweig zeigten die „Future“-Ausstellungen der „EXPO 2000“, die der Welt demonstrierten, wie schön es sein kann, (zumindest weltlich gesehen) für uns und unsere Nachkommen. Wohlgermerkt: „kann“, denn die Umsetzung liegt am freien, kollektiven Willen der Menschheit.

Ein weiteres Beispiel ist die ökologische Misere, die immer wieder schöngeredet wird und die Mehrheit

gar zustimmend auf horrenden Benzinpreise reagiert. Die Benzinpreise sind ungerecht und gekünstelt, daher „indiskutabel“.

Lediglich ansatzweise hört der Mitbürger von alternativen Automotoren und Energiequellen, die aber angeblich noch nicht „ausgereift“ seien. Alternativ-Motoren, die mit Sonne, Alkohol, Speiseöl, Müll, Wasser oder Wasserstoff angetrieben werden, sind mehr als nur reale Optionen für umweltgerechte und preisgünstige Mobilität. Kennt jeder die Einspritzanlagen, die es ermöglichen, hunderte von Kilometern mit nur ein paar Litern Benzin auszukommen? Sicher gibt es solche Autos bereits ansatzweise auf den Straßen zu bewundern, doch wird sich diese Innovation auch durchsetzen? Wer führt sich denn eigentlich vor Augen, dass das Konzept der Verbrennungsmotoren seit über fünfzig Jahren überholt ist?

Aufgrund korrupter Kontrollorgane ist man seit Jahrzehnten dazu gezwungen, Benzin zu benutzen, vor allem Jene, die nicht den horrenden Bahnpreisen und dem trotz aller Unkenrufe noch immer schlechten öffentlichen Verkehrsnetz verfallen möchten. Dem Normalbürger bleibt keine Wahl: um mobil zu bleiben, muss er motorisiert sein. Und das nur, weil mit Öl und der damit verbundenen Verschmutzung der Meere, wie wir es in der jüngsten Vergangenheit mehrfach erleben durften, eine Menge Geld und Profit zu machen ist. Solange es skrupellose Geschäftemacher und Konzerne gibt, die sich nicht um die menschlichen Belange kümmern, setzen wir uns weiterhin der ökologischen Gefahr aus, chemisch und genetisch geschädigt zu werden. Und dieser Alptraum wird sich erst auf unsere Kinder und Enkel auswirken.

Wenn wir uns aber vor Augen führen, dass wir im Sinne des Karma-Prinzips und der Reinkarnationstheorie unsere eigenen Enkel sein können, würden wir dann unser Denken und Handeln radikal ändern?

## „Jedem wird im Plan eine Aufgabe gegeben...“

Hinweise und hochintelligente Aussagen erhalten wir aus dem Bereich der Channeling-Botschaften. Auch wenn Channeling in der breiten Öffentlichkeit nicht gerade einen hohen Stellenwert inne hat, mag hier ein interessantes und gar originelles Beispiel die Sachlage verdeutlichen:

„Ihr seid nicht die Krone der Schöpfung. Seid nicht so eitel, mit euch geht nicht der Nabel der Welt verloren. Nichts ist teurer, als nachher euren Dreck wegzumachen, wenn ihr euch ausgerottet habt.“

Die Nachbarplaneten sind tot, das wisst ihr doch. Aber mit ‚Hallo‘ begrüßen euch viele Freunde auf Planetensystemen anderer Sterne.“

Sogar in Hinsicht auf frühe Zivilisationen und Reinkarnation gibt es folgende Hinweise:

„Jedem wird im Plan eine Aufgabe gegeben. Eure ist es, mit der Erde klarzukommen. Der Plan ist schon einmal fast schiefgegangen. Ich meine Atlantis. Man gab euch eine zweite Chance. Heute seid ihr Atlantis!“

Jedoch seid ihr noch primitiver als damals. Mein Gott, wenn ihr das alles hättet, mit Gemeinheit würdet ihr – mein Wort – alle bekannten Zivilisationen ausrotten. Das ging mit Atlantis unter. Man gab es euch nicht noch einmal!“

Ist dem noch etwas hinzu zu fügen?

Gilt das Karma-Prinzip, besteht dann folglich Reinkarnation und der daraus resultierende Lernprozess im ganzen Universum? Sind die kosmischen Gesetze überall gleich und gehört die Menschheit zu einem uns noch unbekanntem Ganzen, wie es aus den Botschaften herauszulesen ist?

## Fragen

Gehören wir wie alle Lebewesen im Kosmos zu einer Einheit? Haben wir bestimmte Aufgaben zu erfüllen, als Einzelperson und als Ganzes? Müssen wir einen Lernprozess absolvieren, um gewisse Grenzen zu überwinden?

Werden wir in ferner Zukunft in eine Gesellschaft, einen „Galaktischen Club“, aufgenommen, die über unser jetziges Vorstellungsvermögen hinausgeht? Oder werden wir uns selbst zerstören, gerade dann, wenn wir es am wenigsten erwarten; nach einer schleichenden Degeneration der Zivilisation und/oder einem Zerfall des Moralkodex?

## Resumee

Karma und Wiedergeburt scheinen einen weitverzweigten Weg zu gehen. Es ist nicht immer leicht für jeden von uns, den richtigen Weg einzuschlagen. Aber ist das Wissen um Wiedergeburt nicht auch eine Pflicht, Widerstand zu leisten gegen Tyrannei

und Unterdrückung, gegen Krankheit, Ungerechtigkeit und Selbstgefälligkeit, gegen den Zerwurf unser ethisch wohlmeinenden Ideale?

Und wenn mal wieder etwas nicht so klappt, wie man es erwartet hat, hat man es dann nicht von vornherein selbst so bestimmt? Und fragen wir uns doch immer wieder: „Warum passiert mir das?“

***Es passiert, weil wir es so wollen!***

### Literatur

- Albert Bodde: Karma & Reinkarnation, Güllesheim 2000
- Greg Braden: Das Erwachen der neuen Erde, Freiburg 1999
- Rainer Holbe: Warum passiert mir das? München 1990
- Elisabeth Kübler-Ross: Warum wir hier sind, Güllesheim 1999
- Time Life: Seelenreisen, 1988
- Osswald/Schnelting: Dein Wille geschehe jetzt!, Neuhasuen 1998
- Osswald/Schnelting: Weil ich dich liebe, Neuhausen 1999

## Karma

- Smith/Braeucker: Mutter Erde wehrt sich, Neuhausen 1997
- Phyllis Virtue-Carmel: Planet der Wandlung, Neuwied 1995

*Roland Roth*  
*Rothwestener Str. 9, D-34233 Fuldata*  
*Email: rothomicron@01019freenet.de*



# Eugen Gabowitsch

## Scaliger, Newton und Hardouin: Wer hatte recht?

Diesen Vortrag hielt Dr. Gabowitsch auf der Jahrestagung des EFODON e.V. am 29. Juli 2000 in Karlsruhe.

Wer der drei großen Persönlichkeiten am Anfang der Chronologiedebatte hatte Recht: Scaliger, Newton oder Hardouin?

Zu *Scaliger* (1540-1609) finden wir im Brockhaus und Efron, 1898, folgendes: Scaliger war der letzte große Vertreter der Renaissance, er befreite die Wissenschaft des Nordens von der Dominanz des Südens (den „Griechen“, den Italienern). Vor Scaliger herrschten die mittelalterlichen Methoden der Zeitzählung nach Heiligenkalendarien (Listen) und nach dem kirchlichen Kalender. In dieser Zeit wurde die Chronologie nur für rein kirchliche Zwecke benutzt: für Feststellung von Daten der kirchlichen Feste.

Seine größte Errungenschaft: Er veröffentlichte Texte der alten Chronographen. Die Wiederherstellung dieser Werke war ein Wunder der divinatorischen Kritik (divinatorisch bedeutet „durch die Kraft der Imagination“, „durch Voraussehen der künftigen Ereignisse“, „durch das Erahnen“, „auf göttliche Art und Weise“).

Folglich: die Weltgeschichte wurde auf Grund von Annahmen, durch Erraten der künstlichen Konstruktionen, aber nicht auf Grund der klaren historischen Information zusammengestellt.

*Jacob Bernays, 1855: „Niemandem gebührt von seiten der neuen deutschen Philologie eine würdige Betrachtung mit größerem Rechte, als dem Franzosen des sechszehnten Jahrhunderts, Joseph Justus Scaliger. Denn mehr als ein anderer vor oder nach ihm hat er sich dem Ideale einer universalen Umfassung des alttertümlichen Lebens genähert, welchem Ideale zuzuschreiben die deutsche Philologie nie aufgehört hat.“*  
Seine Quellen:

- ❖ Julius Africanus (Chronik 212-221) oder 1365-1374? (Plus 1053 Jahre)
- ❖ Kirchenlehrer Hieronymus (347-420?) oder 1400-1473?
- ❖ Eusebius (4. Jh.) oder 14-15. Jh.? vielleicht doch 13.-14. Jh. (Armenische Manuskripte, falls sie richtig datiert wurden)

Die Rolle von *Isaac Newton* als ei-

nem der ersten Zweifler an der Richtigkeit der Chronologie Scaligers kann kaum gebührend genug gewürdigt werden. In erster Linie betonen alle Chronologiekritiker die Kürzung der Chronologie um 300 bis 1000 Jahre durch den großen Naturwissenschaftler. Aus der heutigen Perspektive soll sein überzeugender empirischer Beweis der Unmöglichkeit einer eindeutigen Datierung der historischen Ereignisse hervorgehoben werden.

Neben dem unermüdlichen Kritiker der Existenz des Altertums *Jean Hardouin* muss Isaac Newton als einer der Väter der heutigen Chronologiekritik betrachtet werden. J. Hardouin hat solche Wissenschaften wie Numismatik, Archäologie, literarische Kritik und kritische Historiographie als Erster (oder einer der Ersten) verwendet und sollte darum als Erzvater der westlichen Geschichtsrekonstruktion betrachtet werden. I. Newton gründete die naturwissenschaftliche Kritik der Geschichtsschreibung, die bei russischen Chronologiekritikern des 20. Jh. ihre besondere Blüte erlebt.

Der große Naturwissenschaftler Isaac Newton interessierte sich sein ganzes Leben lang für Theologie, Geschichte und chronologische Naturgesetze.

- ❖ Astronomie (z. B. der Astronom Chiron)
- ❖ Herodot (490 v. Chr.- ca. 420 v. Chr) oder (15.-16. Jh.)?
- ❖ Die Heilige Schrift

Im weiteren Verlauf des Vortrags folgte ich dem Artikel

*Eugen Gabowitsch, „Newton als (neben Hardouin) geistiger Vater der Chronologiekritik und Geschichtsrekonstruktion“. SYNESIS Nr. 6/1999*

### Newton's Hauptverdienst:

- ❖ Er lieferte einen empirischen Beweis dafür, dass die Menge der historischen Quellen widersprüchlich sind:
- ❖ Aus einer Untermenge der Quellenmenge folgt eine Chronologie, aus anderen – eine ganz andere!
- ❖ Folglich ist jede Chronologie, die

einfach aus einer Menge der Quellen abgeleitet ist, noch nicht bewiesen.

- ❖ Folglich ist die Chronologie von Scaliger nicht bewiesen und – wie wir das heute wissen - falsch.
- ❖ Auch die Chronologie Newtons ist falsch, aber er startete die naturwissenschaftliche kritische Analyse der geschichtlichen Quellen, setzte eine Grundlage für diese Analyse. Man konnte um die Zeit noch die ausführliche statistische Analyse aller geschichtlichen Daten nicht unternehmen. Darum scheiterte Newton als Chronologe, aber ...

### Newton und Hardouin:

- ❖ Bei allen anderen Kritikern der Newton'schen „Chronologie“ kann man vom großen Respekt, mit dem sie den kritisierten Newton behandeln, sprechen. Für J. Hardouin ist der große Mann, den er als ersten Geometer und Mathematiker Europas sieht, keine Autorität in Sachen Chronologie.
- ❖ Trotzdem war die Reaktion von Jean Hardouin auf die „Chronologie“ von I. Newton keinesfalls eindeutig negativ.
- ❖ Einerseits irritierte ihn (Hardouin) der Newton'sche Glauben an die Existenz des Altertums und er fragte:
- ❖ „Wollen die Menschen nie aufhören über das Alter der Welt zu diskutieren?“
- ❖ Andererseits betonte er, dass, obwohl die meisten Chronologen sich bemühen, die Welt möglichst alt erscheinen zu lassen, I. Newton mit seinen astronomischen Retrokalkulationen die Welt um 534 Jahre verjüngt hat.

Eine ganz andere Frage ist, dass der Skeptiker Hardouin an der Existenz des Astronomen *Chiron* zweifelte. Er hielt ihn für einen berühmten Arzt, der nie die ihm zugeschriebenen astronomischen Beobachtungen gemacht hatte. Und ohne Chirons Beobachtungen verlieren die Retrokalkulationen Newtons jegliche Aussagekraft (nicht aber die statistischen Überlegungen).

Interessant ist auch zu erwähnen, dass kein geringerer als *Voltaire* die



## Scaliger, Newton...

Verteidigung Newtons gegen Hardouin übernahm (alles, was einem Jesuiten nicht gefiel, war für ihn verteidigungswert). Obwohl er sich gegen jedes System skeptisch wehrte und darum auch das System der Chronologie

grundsätzlich ablehnte, fand er das neue chronologische System Newtons richtig. Vielleicht spielte für ihn auch die Tatsache eine Rolle, dass das neue System das alte völlig überflüssig machte.

Im Streit zwischen Rationalität und geisteswissenschaftlichem Kritizismus gewann Hardouin.

Im Streit zwischen dem geisteswis-

senschaftlichen Konservatismus (Scaliger, etablierte Geschichtsschreibung) gewann der moderne Rationalismus (Morosov, Fomenko, Heinsohn) unterstützt vom geisteswissenschaftlichen Kritizismus (R. Baldauf, W. Kammeier, U. Topper etc.)



# Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei [http://www.efodon.de/html/archiv/chrono/weitere/2000-SY6\\_rueppel\\_hrotsvith.pdf](http://www.efodon.de/html/archiv/chrono/weitere/2000-SY6_rueppel_hrotsvith.pdf) ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.







Gernot L. Geise

## Wie es dazu kam

### Die Vorgeschichte bis zur Vereinsgründung des EFODON e.V.

Wie kommt man eigentlich auf die Idee, einen Verein zu gründen, und noch dazu einen, der die wissenschaftliche Gemeinnützigkeit beansprucht?

Ein Großteil der Gründungsmitglieder stammte aus der sogenannten Präastronautik-Szene, welche mit der Ancient Astronaut Society (AAS) als überregionaler Gesellschaft die Thesen Erich von Dänikens vertritt. Sicher, die Ideen der Präastronautik (PA) haben manches für sich: sie stellen Fragen, manchmal für die Wissenschaft recht unbequeme sogar. Als die PA-„Bewegung“ aufkam, waren diese Fragen neu, interessant, aufregend. Und EvD, wie Erich von Däniken in Insider-Kreisen genannt wird, hatte auch gleich die passende Erklärung parat: es waren Außerirdische, die unsere irdischen Rätsel geschaffen hatten. Diese Antwort auf ungeklärte Rätsel wurde und wird teilweise so

gut formuliert, dass eigentlich gar keine andere Erklärung stichhaltig sein könnte.

So weit war es immer interessant, ein „Meeting“ der AAS zu besuchen, um in aufregenden Vorträgen zu hören, wo die Außerirdischen in Vergangenheit und Gegenwart tätig waren.

Doch dann kam der Zeitpunkt, an dem eine Reihe von PA-Interessierten unzufrieden wurden. Alles wurde den Außerirdischen in die „Schuhe“ geschoben, doch schlagende Beweise fehlten. Es kamen auch keine neuen Aspekte hinzu, von Jahr zu Jahr wurde das einmal Gefundene immer wieder wiedergekauft.

Um die Ungereimtheiten der Geschichte intensiver zu durchleuchten, hatte sich schon Mitte der 80-er Jahre eine Arbeitsgruppe innerhalb der AAS gebildet, doch konkrete Ergebnisse kamen dabei nicht heraus.

Nach finanziellen Querelen war es nur eine Frage der Zeit, bis die Gruppe auseinanderlief.

So beschlossen auf dem „One-Day-Meeting“ der AAS in Zürich im Jahre 1990 eine Handvoll unzufriedener Individualisten, dieser Arbeitsgruppe den Rücken zu kehren und selbst aktiv zu werden. Ziel war es, einen Verein zu gründen, ursprünglich in der gleichen Zielrichtung wie die PA.

Maßgeblich daran beteiligt waren *Elvira Brück*, *Thomas Eickhoff*, der bislang im UFO-Sektor tätig war, *Gernot L. Geise*, der das ADI-Archiv geleitet hatte, und *Peter Schellenberg*, die Leute der ersten Stunde. Bis zur Gründungsversammlung am 13. Oktober 1990 mussten allerhand Formalitäten und Behördengänge erledigt werden, was *Elvira Brück* bravourös erledigte, und dann war es so weit: Der „Kampf“ um die Vereinsgründung stand an.

## Die Gründung der Gesellschaft „EFODON e.V.“

*Elvira Brück* und *Gernot L. Geise* hatten die Vorarbeiten für die Gründungsversammlung gemacht, und so kamen auf unsere Einladung hin am 13. Oktober 1990 in Rüsselsheim sechzehn Personen zusammen, die in den „Jahn-Stuben“ als Gründungsmitglieder des Vereins fungieren wollten. Wir hatten für den Verein noch keinen Namen, keine Satzung, keine Erfahrungen mit einem Verein oder mit Vereinsführung - aber den festen Willen, erfolgreich zu sein. Im Einzelnen waren folgende Personen anwesend:

*Jörg Benecke*, *Martine Brassens*,  
EFODON-SYNESIS Nr. 5/2000



*Elvira „Elli“ Brück*, *Reinhold Brück*,  
*Claudia Bungard*, *Thomas Eickhoff*,  
*Gernot L. Geise*, *Alfons Hillmann*,  
*Torsten Reckmann*, *Thomas Riemer*,  
*Peter (Pit) Schellenberg*, *Christa*  
und *Hubert Schmitt*, *Gabriele Stähler*,  
*Marc Theobald*, *Hans-Werner*  
„Hoss“ Wolf.

### Die Tagesordnung

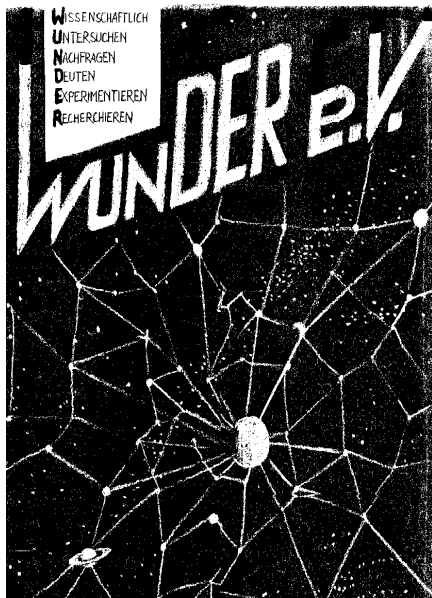
Die Tagesordnung sah folgende Punkte vor:

1. Begrüßung durch *Peter Schellenberg*
2. Die Aufgaben und Ziele des neuen Vereins
3. Vorstellung der Satzung
4. Vorstellung der Gründungsmitglieder
5. Wahlen
6. Ernennung der Ressortleiter
7. Erklärung zu Buch-Listing von *Elvira Brück*
8. Verschiedenes
9. Wahl des Vereinsnamens



und anschließend „Gemeinsames Feiern der Gründung unseres Vereins“.

Um pünktlich um 14:00 Uhr beginnen zu können, begrüßte Elvira Brück die anwesenden Gründungsmitglieder in Vertretung von Peter Schellenberg, der wegen Verkehrsproblemen nicht pünktlich erscheinen konnte, da er von Hannover aus eine relativ weite Anreise hatte. Um den für Peter Schellenberg vorgesehenen Tagesordnungspunkten nicht vorzugreifen, zog E. Brück



Der Entwurf von Hans-Werner Wolf.

kurzfristig die Tagesordnungspunkte 7 und 8 (Erklärung zu Buch-Listing und Verschiedenes) vor.

Sie erläuterte Sinn und Zweck eines Buch-Listings. Inzwischen war auch Peter Schellenberg eingetroffen. Zu einer Bücher-Auflistung in dem zu gründenden Verein meinte er, jeder habe seine speziellen Steckenpferde, auf die er sich spezialisiert habe, und die auch andere interessieren könnten. Diese Steckenpferde sollten anderen Mitgliedern angeboten werden. Thomas Riemer machte den Vorschlag, diese Themengebiete müssten per Datenbank gespeichert werden.

Weitere Stimmen:



Die Gründungsversammlung. Die Personen von links nach rechts: Christiane Schmitt, Marc Theobald, Hans-Werner „Hoss“ Wolf (verdeckt), Claudia Bungard, Gernot L. Geise, Elvira „Elli“ Brück, Peter „Pit“ Schellenberg, Thomas Eickhoff, Thomas Riemer, Jörg Benecke, Alfons Hillmann, Gabriele Stähler.

**Jörg Benecke:** Sinn und Zweck einer Datenbank ist die Auflistung per Buchtitel.

**Reinhold Brück:** Kernstück des Listings ist die kurze Inhaltsangabe eines Buches, um auf einen Blick eine Übersicht über den Inhalt des Buches zu erhalten.

**Elvira Brück:** Erklärung zu Kopiermöglichkeiten, Versand und Kostenerstattung der Kopien.

**Thomas Riemer:** Erklärung und Erläuterung zu Copyright und Kopier-Rechten. Es ist rechtlich zulässig, zur privaten Verwendung eine einmalige Kopie eines Buches anzufertigen. Gewerbliche Kopien sind gesetzlich verboten.

Nach Abhandlung dieses Tagesordnungspunktes begrüßte nun Peter Schellenberg die anwesenden Personen offiziell und übernahm die Leitung der Versammlung. Nach einer Erläuterung der künftigen Aufgaben und Ziele des neuen Vereins verlas er die Definition der Aufgaben und Ziele, die wir uns selbst stellen wollten.

Anschließend verlas er den Sat-

zungsentwurf für den neuen Verein. Die Satzung hatten wir im Vorfeld von einer anderen Vereinssatzung übernommen und sie unseren Vorstellungen entsprechend modifiziert. Das Gerüst hatten wir also, aber die Feinheiten waren Stoff für weitere Diskussionen. Einwendungen kamen beispielsweise gegen den Begriff „Präastronautik“, den wir durch eine andere Umschreibung ersetzen wollten. Dies, weil diese Biotopnische bereits besetzt war und wir nicht zu der großen Masse der Erich-von-Däniken-Nachläufer gehören wollten.

Der Punkt „Verschiedenes“ sorgte für eine lebhafte Diskussion, ob denn bei den zukünftigen Vereinsmitgliedern eventuell FAX, BTX oder Modems eingeführt werden sollten.

Dann stand das Thema einer Vereinsschrift an. Elvira Brück machte Vorschläge zu einer sogenannten Null-Ausgabe, die praktisch als Werbeversion für den Verein fungieren und in einer höheren Auflage gedruckt werden sollte.



Personen von links nach rechts: Reinhold Brück, Hubert Schmitt, Christiane Schmitt, Marc Theobald, Hans-Werner Wolf, Claudia Bungard.



folgende Namensvorschläge bis zur Abstimmung eingereicht bzw. vorgeschlagen:

### Namens-Vorschläge für den Vereinsnamen:

- 1) Wunder e.V.
- 2) ADI-Revival-Group
- 3) PräAmbel
- 4) Der ANDERE e.V.
- 5) DER e.V.
- 6) PUT (Präastronautik und Technologie)
- 7) VER (Verein zur Erforschung bisher unerklärbarer Rätsel unserer Welt)
- 8) VEW (Verein zur Erforschung bisher unerklärbarer Welträtsel)
- 9) PT (Präastronautik und Technologie)
- 10) EUPUT (Europäische Gesellschaft für Präastronautik und Technologie)
- 11) GPSF (Gesellschaft für Paläo-SETI-Forschung)
- 12) PräTec (Verein für Präastronautik und Technologie)
- 13) GDI (Gesellschaft für Dokumentation und Information in Präastronautik und Technologie)
- 14) PRÄ (PRE) (Gesellschaft für Präastronautik)
- 15) VPT (Verein für Präastronautik und Technologie)
- 16) MEGA e.V.
- 17) GFT (Gesellschaft für Technologie)



Personen v. l. n. r.: Peter Schellenberg, Thomas Eickhoff, Thomas Riemer, Jörg Benecke, Alfons Hillmann, Gabriele Stähler, Torsten Reckmann.

### Die geplanten Ressorts

Der Verein sollte einzelne Ressorts zu verschiedenen Themenbereichen haben. Geplant wurden die Ressorts „Zeitung“, „frühgeschichtliche Technologie/Archäologie“, „Energie“, „Unbekannte Phänomene“ und „Verwaltung“. Dazu erläuterte Peter Schellenberg die einzelnen Ressorts und die Funktion der Ressortleiter. Thomas Riemer fragte an, wer das Lektorat für die Vereinsschrift übernehmen sollte. Daraufhin erklärte Peter Schellenberg, er übernehme das Lektorat, sofern es die Ressortleitungen nicht übernehmen.

Thomas Riemer machte Vorschläge für weitere Ressorts: „Chronologierekonstruktion“ und „Radiästhesie“, beide Ressorts in Vorbereitung für spätere Besetzung durch wissenschaftliche Kapazitäten. Diese Ressorts wurden zunächst einmal zurückgestellt.

Dann wurde der Begriff „Präastronautik“ diskutiert. Es gab dazu Pro und Kontra. Thomas Riemer lehnte diesen Begriff komplett ab. Insgesamt kam es zu keiner Einigung, so dass dieses Thema zunächst zurückgestellt wurde.

### Die Vorstandswahlen

Die Wahlen der einzelnen Vorstandsmitglieder erfolgte mit dem Wahlleiter Jörg Benecke und den beiden Wahlhelfern Thomas Eickhoff und K.-H. Wolf. Gewählt wurden:

1. **Vorsitzender:** Peter Schellenberg (12 Ja-Stimmen, keine Nein-Stimmen, 1 Enthaltung)

2. **Vorsitzender:** Reinhold Brück (13 Ja-Stimmen, keine Nein-Stimmen und Enthaltungen)

1. **Schriftführer:** Gernot L. Geise (13 Ja-Stimmen, keine Nein-Stimmen und Enthaltungen)

2. **Schriftführer:** Torsten Reckmann (12 Ja-Stimmen, 1 Nein-Stimme und Enthaltungen)

1. **Kassenführer:** Elvira Brück (12 Ja-Stimmen, keine Nein-Stimmen, 1 Enthaltung)

2. **Kassenführer:** Claudia Bungard (12 Ja-Stimmen, keine Nein-Stimmen, keine Enthaltungen)

Alle gewählten Personen nahmen die Wahl an.

### Die Wahl des Vereinsnamens

Die Wahl des Vereinsnamens war eine langwierige Sache, sollte doch ein griffiger Name unsere Sache repräsentieren. Dazu wurden



Die Vorschläge für die Namenssuche für die Vereinszeitschrift.



- 18) EDIT (Europäische Gesellschaft für Dokumentation und Information in antiker und moderner Technologie)
- 19) EGDIT (Europäische Gesellschaft für Dokumentation und Information in antiker und moderner Technologie)
- 20) EUGETEG (EUGETEC) Europäische Gesellschaft für antike und moderne Technologie und Grenzwissenschaften)
- 21) XQQX - der e.V.
- 22) OMEGA (wobei das „O“ als Omegazeichen gesetzt werden sollte)
- 23) EPHODOS (altgriechisch: herangehen, hingehen an etwas)
- 24) EFO (Abwandlung und Abkürzung von 23)
- 25) EPHODON (die Tätigkeitsform von 23)
- 26) EFODON (moderne Schreibweise mit „F“ anstatt „PH“)

Es folgte eine lange und heiße Diskussion über die einzelnen Namensvorschläge, wobei sich der

Name „EFODON“ langsam herauskristallisierte, nachdem ominöse Buchstaben-Kürzel aus dem Rennen gefallen waren. War doch der Name „EFODON“ eine sinnvolle Bezeichnung, die in etwa alle unsere Vorstellungen und Zielrichtungen namensmäßig abdeckte. Eine Abstimmung per Handzeichen über diesen Namen ergab denn auch 13 Ja-Stimmen, 1 Nein-Stimme, keine Enthaltungen, und damit hatte der Verein einen Namen, der als Vereinsname gewählt und angenommen wurde.

### Die Besetzung der EFODON-Ressorts

Die einzelnen Ressorts wurden folgendermaßen besetzt:

**Ressort Zeitung:** Gernot L. Geise (Leitung), Marc Theobald (Stellvertreter)

**Ressort Energie:** Peter Schellenberg und Reinhold Brück

**Ressort „Unbekannte Phänomene“:** Torsten Reckmann und Thomas Eickhoff

**Ressort „Frühgeschichtliche Technologie/Archäologie“:** Claudia Bungard und Alfons Hillmann

**Ressort „Verwaltung“:** Elvira Brück und Hans-Werner Wolf (Stellvertreter)

### Die Vereinsschrift

Dann stand die Wahl für den Namen der Vereinsschrift an. Hierzu wurden eine ganze Reihe von Vorschlägen gemacht, wovon sich aber keiner so richtig durchsetzen konnte.

### Vorschläge zum Namen der Vereinsschrift

- 1) EFODON-Bulletin
- 2) EFO-Bulli
- 3) EFO-NEWS
- 4) EFODON-NEWS
- 5) EFODONEWS
- 6) Stress-Press (Die Zeitung für Schnelle, Eilige)
- 7) EFODON
- 8) Bulletin
- 9) Maulwurf
- 10) Durchblick
- 11) MEGA
- 12) Proton
- 13) PZ - Präastronautik-Zeitung
- 14) Sprachrohr
- 15) Impulse
- 16) GPM-Magazin
- 17) Mosaik
- 18) EFODONIST
- 19) EFODON DIREKT

Die Abstimmung per Handzeichen über den Namen der Vereinsschrift ergab für „EFODON“ keine Ja-Stimmen, 13 Nein-Stimmen, keine Enthaltungen, nachdem die anderen Namensvorschläge bereits aus dem Rennen gefallen waren. Das war's dann.

Erneut rauchten die Häupter, bis es zur neuen Abstimmung kam. In die engere Wahl kamen dazu die Namen

- „EFODON-NEWS“ (6 Ja-Stimmen)
- „EFO-NEWS“ (5 Ja-Stimmen)
- „EFODON“ (1 Ja-Stimme)

Wiederum gab es keine Einigung über den Namen, so dass die Namensfindung unterbrochen werden musste.

Peter Schellenberg gab Erklärungen zu den Mitgliedsanträgen und zur Aufnahmegebühr ab. Es wurde be-



Die Diskussion um den Namenszusatz des Vereins. Hier Peter Schellenberg (l.) und Torsten Reckmann (r.)



Es ist vollbracht! Die Gründungsmitglieder des neu gegründeten Vereins EFODON e.V., Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Randgebiete der Wissenschaft. Von links nach rechts, hinterste Reihe: Thomas Eickhoff, Jörg Benecke, Thomas Riemer, Alfons Hillmann, Torsten Reckmann, Reinhold Brück. Mittlere Reihe: Hans-Werner Wolf, Claudia Bungard, Gabriele Stähler, Elvira Brück, Martine Brassens, Peter Schellenberg, Marc Theobald. Davor: Gernot L. Geise.

schlossen, jedem Gründungsmitglied und jedem verhinderten Gründungsmitglied ein Protokoll der Sitzung und je einen Aufnahmeantrag zuzusenden. Dann wurden die zukünftigen Mitgliedsausweise erläutert: Wir planten, scheckkartenähnliche Plastikkarten nach Entrichtung der Aufnahmegebühr und des Jahresbeitrags zusammen mit Satzung auszugeben.

Nur zurückgestellt, ging kein Weg daran vorbei: wir mussten einen Namen für die Vereinsschrift finden. Eine erneute Abstimmung per Handzeichen ergab dann das Ergebnis:

- „EFODON“: keine Ja-Stimmen
- „EFODON-NEWS“: 9 Ja-Stimmen
- „EFODONEWS“: keine Ja-Stimmen
- „EFO-NEWS“: 4 Ja-Stimmen

Somit wählten wir als zukünftigen Namen der Vereinsschrift den Namen „EFODON-NEWS“, obwohl manchem die englische Schreibweise oder überhaupt der Name „News“ nicht sehr zusagte. Ein Aufatmen ging nach dieser Wahl durch die Runde, doch wir waren noch nicht fertig.

EFODON-SYNESIS Nr. 5/2000

### Der Untertitel des Vereins

Wir mussten noch einen Untertitel für den Verein finden, der eine Erklärung dafür bietet, was der Verein darstellt.

Zur Diskussion standen u.a. die Bezeichnungen

„Europäische Gesellschaft für Dokumentation und Information in historischer und moderner Technik“

„Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Grenzwissenschaften“

sowie einige Varianten davon.

Wir einigten uns nach langem Hin und Her auf die Bezeichnung

„Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Randgebiete der Wissenschaft“.

Die Abstimmung über den Namenszusatz ergab 12 Ja-Stimmen, 1 Nein-Stimme und keine Enthaltungen. Somit wurde dieser Untertitel angenommen.

Die Mitgliederversammlung beauftragte Elvira Brück, den Verein „EFODON e.V.“ im Vereinsregister in Rüsselsheim eintragen zu lassen. Und damit klang die Gründungsversamm-



lung nach hartem Stress, schon fast am nächsten Morgen, mit einem Glas Sekt aus. Die Anwesenden waren müde, abgekämpft, aber zufrieden.

**Der EFODON e.V. war geboren.**





Da hat sich ein eingetragener, gemeinnütziger Verein konstituiert, und dann kommt er mit so einem seltsamen Namen daher: EFODON! **EFODON?** Was steckt eigentlich hinter diesem Namen? Viele werden sich fragen, warum nicht ein anderer Name gewählt wurde? Was will „EFODON“ aussagen?

Das war auch unser Problem in der Gründungsversammlung. Eine Abkürzung von Fakten unserer Vereinstätigkeit hätte unweigerlich zu einer längeren Buchstabenkette führen müssen, die schwer lesbar gewesen wäre. Ein einprägsames Kürzel dagegen hätte nur einen Teil der Tätigkeiten mit einbezogen. So entschlossen wir uns für ein antikes Fremdwort, das bisher von niemand anderem benutzt wurde, und mit dem unser Aufgabengebiet fast vollständig beschrieben wird, mit moderner Schreibweise „f“ statt „ph“, wie es in unserer Zeit üblich ist. Doch nun zu der Erklärung des Namens:

Zunächst finden wir dieses Wort im Lexikon der altgriechischen Sprache unter „*ephodos*“, und dies bedeutet:

- 1) zugänglich (machen)
- 2) a) Der Zugang, Pfad, Herangang (an eine Sache)  
b) Das Hinzukommen
- 3) a) Verkehr (freundschaftlich; Umgang)  
b) Verkehr (feindlich: das Anrücken, der Anmarsch)
- 4) Der Visitor (Besucher)

Wir wählten „EFODON“ statt „*ephodos*“, um damit den Vorgang selbst zu beschreiben, der sich auf unsere Tätigkeit bezieht:

### Das Herangehen an...

Wir gehen an die Themen heran, die bisher durch das Raster der Wissenschaften fielen. Wir versuchen

## Wieso eigentlich „EFODON“?



Zugang zu Themen zu finden, die Aufschluss geben über unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, aber bisher zu wenig beachtet worden sind oder mit unhaltbaren Erklärungsversuchen überfrachtet wurden.

### Das Zugänglichmachen

in Form von Referaten und Publikationen der Ergebnisse unserer (und anderer) Recherchen im Rahmen unserer Themen ist unabdingbar.

### Das Thema Besuch, Ankunft, Herkunft und Hinzukommen

beschreibt unsere Bemühung, die Geschichte auf Vorgänge zu untersuchen, um die Herkunft von Menschen, Flora und Fauna, und vor allem der Götter und der Sagen, um sie in der Vorzeit zu klären. Ein Ergebnis ist nicht vorgegeben, kann aber durchaus auch außerirdisches Leben mit einschließen. Damit sind nicht unbedingt Raumfahrer gemeint, es kann sich beispielsweise auch auf Panspermien oder unbekannte Energien beziehen! Es schließt aber auch die Herkunft von Techniken und Energieformen mit ein, so dass auch hier Sagen, Mythen und Artefakte mit unserem heutigen Wissen neu untersucht werden müssen. Zivilisatorische Kontakte zwischen Völkern der Vor- und Frühzeit (im kriegerischen wie im friedlichen Sinne), Austausch von Errungenschaften, Religionen, Kulturträgern zwischen den Kontinenten usw. usw. Die Schlüsselworte schließen noch unzählige weitere Bereiche mit ein. Kurz:

Mit EFODON bezeichnen wir das Herangehen und das Zugänglichmachen von Themen, die Herkunft und Ankunft betreffen.

Im Lateinischen hat das Wort *ephodos* eine Wertänderung erfahren, indem das Wort „*efodio*“ zu „*fodio*“ wurde und bedeutet:

- 1) etwas auf- oder ausgraben
- 2) „etwas ausgraben“ im übertragenen Sinne:  
gezielt etwas finden

Genau das streben wir an: etwas „auszugraben“. Wir wollen den berufsmäßigen „Ausgräbern“, den Archäologen, zwar keine Konkurrenz machen, doch wollen wir deren Ergebnisse zu unseren Recherchen auswerten. Das „Ausgraben“ in Archiven und Museen (Belege, Quellen, Artefakte, Relikte) schließt sich dann nahtlos an.

### Herangehen an Etwas

Im Hebräischen gibt es das Wort „*ephod*“, es wurde erstmals in einem Text in Ugarit entdeckt und lautet „*Das Gewand der Gottheit*“. In der Bibel (AT) kommt dieses Wort öfter vor und hat die Bedeutung „*Priesterliche Amtstracht der Priester in der Stiftshütte, später im Tempel*“ (2. Mose 28; 1. Samuel 2:18; u.a.). Das Ephod wurde also von denjenigen getragen, welche die Bundeslade (Gral?) bewachten. Diese Erklärung zu „*ephod*“ sei der Vollständigkeit halber erwähnt, bei der Namensfindung des Vereinsnamens spielte sie keine Rolle.

EFODON ist nun nicht mehr (als Wort) einer der oben genannten Begriffe, sondern der Name unseres Vereins. Der Name erhält seinen Wert durch die Arbeit und durch die Veröffentlichungen des Vereins. Doch wie zu beobachten ist, ist dieser Name - und der Verein, der sich damit identifiziert - bereits zu einem Begriff geworden, mit dem man zu rechnen hat!



# Wer sind wir?

Der EFODON e.V.

Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche  
Technologie und Randgebiete der Wissenschaft



Der EFODON e.V. ist ein eingetragener, gemeinnütziger Verein für wissenschaftliche Zwecke und unter der Nummer VR 482 im Vereinsregister des Amtsgerichtes Rüsselsheim eingetragen.

Unsere Aufgaben sehen wir darin, durch entsprechende Aktivitäten an der Erforschung und der Lösung bisher nicht geklärter Rätsel der Welt mitzuwirken. Diese Aktivitäten umfassen nicht nur Denkanstöße, sondern auch eigene Nachforschungen.

Unter dem Begriff „bisher nicht geklärte Rätsel“ verstehen wir fragwürdige Auswertungen und ungeklärte oder falsche Aussagen, sowie ungeklärte Funde. Dabei wenden wir auch die Radiästhesie als einfachstes Werkzeug praktisch an.

Wir arbeiten an einer Geschichtsneudefinierung der „dunklen“ Vor- und Frühzeiten: EFODON e.V. möchte hier einiges erhellen! Was in Mythen, Sagen und Legenden verbannt wurde, scheint mehr und mehr historischer zu sein als die offiziell verordnete Geschichte. Diese Thesen passen jedoch meist nicht in das schulwissenschaftlich vorgegebene Geschichtsbild, so dass eine eigene Erforschung erforderlich ist.

Auch in den Bereichen Astronomie, Weltraum und Raumfahrt gibt es genügend Ungereimtheiten und Widersprüche, die es aufzudecken gilt.

Mit der Radiästhesie können beispielsweise u.U. auch unbekannte Energien „messbar“ gemacht wer-



den (z.B. Aura, Tachyonenenergie, Feinbergfelder, „Äther“ usw.). Dabei sollen vorhandene Messgeräte angewendet, wenn möglich auch neue entwickelt werden.

Der EFODON e.V. veranstaltet jedes Jahr u.a.



- Mitglieder-Jahreshauptversammlung
- Arbeitstreffen, auch regionaler Art
- Exkursionen, die der Forschung dienen
- regelmäßige Stammtische

Wir veröffentlichen die von uns gestellten Aufgaben, unsere Nachforschungen und Forschungsergebnisse in folgenden Formen:

Alle Veranstaltungen und Aktivitäten des EFODON e.V. werden rechtzeitig in den vereinsinternen Nachrichten EFODON NEWS angekündigt, die für unsere Mitglieder unserer interdisziplinären Zeitschrift EFODON SYNESIS (ISSN 0945-1366) beiliegt. Die SYNESIS ist unser Sprachorgan mit kritischen Fachbeiträgen zu Wissenschaft, Forschung und Technik und erscheint sechsmal jährlich. Die SYNESIS kann auch im Abonnement bezogen werden. Sie ist

jedoch, zusammen mit den EFODON NEWS, bereits im Mitgliedsbeitrag enthalten.

In unregelmäßigem Rhythmus veröffentlichen wir fachbezogene, ausführliche Ausarbeitungen zu unseren Themen in der Reihe EFODON-DOKUMENTATIONEN (ISSN 0943-3449).

In Buchform erscheint unsere Edition MESON. Hier veröffentlichen wir nicht nur außergewöhnliche Ausarbeitungen zu unseren Themen, sondern auch ausgefallener Beiträge, die nicht unbedingt in die DOKUMENTATIONS-Reihe passen, wie z.B. Lyrik oder praktische Ratgeber.

Wir wünschen uns neue Mitglieder, die aktiv im Verein mitmachen möchten, kritische Mitglieder, die daran mitarbeiten wollen, das überkommene Geschichtsbild zu berichtigen. Mitglieder, die sich nicht mit den wissenschaftlich vorgegebenen Fakten und Daten abspeisen lassen, sondern sie hinterfragen. Auch passive Mitglieder und Förderer sind uns herzlich willkommen! Ihre Spende ist übrigens steuerlich voll absetzbar! Schauen Sie doch einmal ganz unverbindlich bei einer unserer Veranstaltungen herein, Sie sind immer willkommen! Sie können sich natürlich auch schriftlich mit uns in Verbindung setzen oder unsere Homepage im Internet besuchen:

[www.EFODON.de](http://www.EFODON.de)



Das erste Heft der EFODON NEWS  
EFODON-SYNESIS Nr. 5/2000



Das erste Heft der EFODON SYNESIS



## EFODON-Projekt „Holzhausen“

Viel hat der EFODON e.V. im Laufe der zehn Jahre seit seiner Gründung unternommen.

Die erste Thematik, die wir angehen, waren die - in offiziellen Kreisen bis heute - ungelösten Rätsel um die sogenannten Keltenschanzen. Dazu wurde schon 1991 bei der Jahrestagung in Rüsselsheim das EFODON-Projekt „Holzhausen“ ins Leben gerufen. „Holzhausen“ deshalb, weil die Initiatoren des Projekts, Reinhold Lück und Thomas Riemer, feststellten, dass sich merkwürdigerweise bei allen untersuchten Örtlichkeiten mit dem Namenszusatz „Holz“ Keltenschanzen befinden.

Jede Menge Untersuchungen von Keltenschanzen folgten. So auch bei den EFODON-Exkursionen nach Frankreich, beispielsweise nach Les Baux, Avignon oder Alesia.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen ergaben ein ganz neues Bild der Keltenschanzen, wie es der Archäologie bisher unbekannt ist. Sie



*Beim Austrassieren einer Keltenschanze bei Petershausen (1994)*



*Reinhold Lück beim Ausmuten eines Korrekturschachtes in Frankreich.*

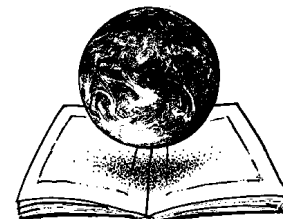
# Eine kleine Chronik des EFODON e.V.

flossen zunächst in die DOKUMENTATION DO-12 („Keltenschanzen“) und später in das ausführliche Buch „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“ ein, das auf dem deutschen Markt einzigartig ist, weil es nicht nur viele untersuchte Schanzen zeigt, sondern versucht, die durch unsere Untersuchungen festgestellte Funktionsweise der Schanzen verständlich darzulegen.

Schanzen, das hat sich im Laufe der Zeit durch ungezählte Beobachtungen gezeigt, waren nicht etwa irgendwelche Ritualplätze oder „Bauerngehöfte“, wie heute noch vereinzelt von offizieller Seite verlautbart, sondern höchst technische Anlagen zur Beeinflussung und Harmonisierung des Wetters! Auf solche Aussagen käme jedoch kein Archäologe...

## Das keltische Nachrichtensystem

Im Zuge der Keltenschanzen-Thematik des „Holzhausen“-Projektes stießen wir auf eine weitere keltische Errungenschaft: auf das ehemalige keltische Nachrichtensystem, das wir recht gut lokalisieren konnten und



bei dem wir uns im Nachhinein wunderten, warum es so nachhaltig aus unserer Erinnerung getilgt worden ist, dass niemand mehr etwas davon weiß. Die Erklärung lag auf der Hand: Nach der Zwangschristianisierung des keltischen Reiches wurde das Nachrichtensystem von den Siegern, so gut es ging, vernichtet. Allerdings wendeten sie diese Technik dann selbst an - teilweise bis Anfang des 20. Jahrhunderts (beispielsweise im Kloster Andechs)! -, natürlich unter Ausschluss der Öffentlichkeit.

Die ehemaligen Betreiber dieses Nachrichtensystems, das auf Lichtsignalen basierte, wurden von den neuen Machthabern „verteufelt“, d.h. mit Satan gleichgestellt. Die „Teufel“ - die Betreiber der Signalstationen - waren ursprünglich keinesfalls „teufelisch“, sondern übten einen durchaus angesehenen Beruf aus. Neben dem



*Der Hettstadter Hof bei Waldbüttelbrunn (bei Würzburg) steht auf einer Keltenschanze. Ein besonderes Phänomen ist, dass Unwetter - also Regen und Gewitter - um den Hof herumfließen, so dass die Innenfläche trocken bleibt, während es außerhalb des Hofes regnet. Dieses Phänomen ist in der Familie des Besitzers seit Generationen bekannt. Vermittelt und organisiert wurde die hier stattgefundenene Arbeitstagung von dem damaligen Kreis-Archäologen und heutigen EFODON-Mitglied Leo Berlacher. Wir durften den Hof ausgiebig untersuchen.*



*Reinhold Lück beim Ausmuten der radiästhetischen Gegebenheiten im Kloster Fontenay (Frankreich)*

Betreiben der Signalstation versahen sie auch Schmiedearbeiten und die ungeliebten Totengräberarbeiten.

Die Funktion der Lichtsignal-Übermittlung erprobten wir durch eine ganze Reihe von praktischen Tests, teilweise auch an Original-Ludrenplätzen, wie wir die Signalstationen nennen. Die gefundenen (Reste der) Signalstationen lagen immer in guter Sichtverbindung zueinander. Die ältesten Kirchen stellen nicht etwa Sakralstätten dar, sondern ehemalige Signalstationen, deren Türme heute noch in Sichtverbindung stehen.

Dabei stellte es sich auch heraus, dass jeder keltische Krieger eine Art „Steinzeit-Händi“ mit sich führte, mit dem er über kürzere Distanzen per Lichtsignal Meldungen verschicken konnte. Dazu benötigte er nicht mehr als das, was die Archäologen bei ihren Ausgrabungen als Ausrüstungsgegenstände (fast) eines jeden Kriegers vorgefunden haben: ein bauchiges Glasfläschchen (das von den Archäologen als Behälter für Duftöl o.ä. bezeichnet wird), das im Einsatzfall mit Wasser gefüllt wurde (im Zweifelsfall funktionierte das auch mit Urin), sowie Zunder und einen Feuerstein (o.ä.), um eine Flamme erzeugen zu können, die hinter das Fläschchen gehalten wurde. Der Lichtkegel wird durch



*Im Römermuseum Boiotro in Passau (1996).*

EFODON-SYNESIS Nr. 5/2000

die Lichtbrechung des Fläschchens verstärkt und geradeaus gerichtet, ähnlich wie bei einer Taschenlampe. Der Effekt ist frappierend, es kann jeder selbst ausprobieren. Es bietet auch aus heutiger Sicht eine einfache Möglichkeit, geräuschlos Nachrichten auszutauschen.

Der Haken an der ganzen Sache war jedoch, dass unsere Vorfahren in den Geschichtsbüchern immer als dumme, unwissende Barbaren dargestellt wurden und werden, die weder Lesen noch Schreiben konnten. Von solchen Menschen kann selbstverständlich nicht erwartet werden, dass sie sich durch Lichtsignale irgendwelche Nachrichten zukommen ließen. Andererseits passte in das Bild das



*Gruppenbild an den Externsteinen (Horn-Bad Meinberg, 1992)*

alte Ogham-Alphabet hinein, das bis zum heutigen Tag von den Archäologen nicht richtig einzuordnen ist, denn es besteht wie unser heutiges Morse-Alphabet aus Strichen und Punkten. Was lag näher, als dass wir hiermit das Morse-Alphabet der Kelten gefunden hatten!

Die Erkenntnisse über das keltische Nachrichtensystem wurden in dem Buch „Das keltische Nachrichtensystem wiederentdeckt“ (ME-10) festgehalten.

### **Ausstellungen im Stadtmuseum Schongau**

Zeitgleich mit unseren Untersuchungen zum keltischen Nachrichtensystem fand in Schongau i.O. wieder das „Hexen-Spektakel“ statt, eine jährliche Aufführung der Geschichte um Agnes Weis, die im Mittelalter in Schongau als Hexe verbrannt wurde. Als „Volksstück“ unter freiem Himmel aufgeführt, jubelten die Zuschauer, wenn die „Hexe“ nackt einer „hochnotpeinlichen“ Untersuchung unterzogen und am Ende des Stückes



*EFODON-Arbeitstreffen auf der Wildenburg (1992)*

verbrannt wurde. Über eine solche demütigende Darstellung als „Volksstück“ ärgerte sich Gernot L. Geise und schrieb einen entsprechenden Artikel in der neuen EFODON-Reihe SYNESIS sowie einige entsprechende Leserbriefe an verschiedene Zeitungen. Das kam dem Museumsleiter des Stadtmuseums Schongau, Herrn Kay Reinhard, zu Augen und Ohren, und er bat daraufhin um eine Zusammenkunft. Aus diesem Treffen sollte sich im Weiteren eine fruchtbare Zusammenarbeit mit dem EFODON e.V. entwickeln.

Zunächst plante Kay Reinhardt im Stadtmuseum Schongau im Jahre 1994 eine Ausstellung zum Thema „Der Teufel im Wandel der Zeit“ und bat den EFODON e.V. um seine Mitarbeit. Dazu stellte er einen Raum zur Verfügung, in dem wir einen keltischen Ludrenplatz rekonstruierten, wie wir ihn uns vorstellten:

An einem Feuer saßen in dämmeriger Beleuchtung - es sollte eine Feuerstelle auf einem Berggipfel darstellen - zwei „Teufel“, mit allen Attributen eines Teufels versehen: zottig (Fellumhang), Hörner (der keltische Helmschmuck), Schwanz (Pferdeschwanz), den Geruch nach Pech und Schwefel musste man sich allerdings denken. Das Hinken des Teufels wurde durch ein Holzbein erklärt. Und eine Feuergabel besaß er auch. Einer der beiden hielt eine wassergefüllte Glaskugel in der Hand und eine Kerze dahinter. Der Lichtstrahl war auf eine der Wände gerichtet und beleuchtete dort eine Erklärungsta-



fel. Die positive Resonanz bei den Besuchern war so groß, dass Herr Reinhardt auch im folgenden Jahr (1995) beschloss, mit dem EFODON e.V. zusammenzuarbeiten, als er zur wiederholten Aufführung der „Hexe von Schongau“ die Ausstellung „Fliegenpilz und Hexenkraut“ plante.

Da es für ihn so gut wie keine passende „Hexen-Literatur“ gab, schrieb Gernot L. Geise für die Ausstellung das Buch „Die Hexen - Die Verunglimpfung der weisen Frauen“, das ein großer Erfolg wurde und bis

heute eines unserer meistverkauften Bücher ist.

### Die EFODON-Grabung in Seehausen

Im Jahre 1992 hatte der EFODON e.V. eine seiner spektakulärsten Aktivitäten: Die Grabung auf einem Grabhügel im Ortskern von Seehausen, Ortsteil Riedhausen (siehe den ausführlichen Bericht an anderer Stelle). Obwohl die Grabung fachmännisch durchgeführt wurde und eine ganze Garage voll mit Artefakten und Funden, sauber in Plastiktüten gefüllt und beschriftet, zu Tage gefördert wurde, und obwohl wir dort die längste bekannte Grenzsteinreihe Bayerns freilegten, behaupteten die zuständigen Archäologen, dort sei nichts zu finden...

Mehrere Zeitungsberichte über diese Aktivitäten zeigten Resonanz und mehrten den Bekanntheitsgrad des Vereins.

### Die EFODON-Tagungen und Arbeitstreffen

Veranstaltungsmäßig hielt der EFODON e.V. neben der gesetzlich vorgeschriebenen jährlichen Hauptversammlung in den ersten Jahren jedes Jahr eine EFODON-Tagung ab, bei der an einem Samstag mehrere



Zwei „weise Frauen“ („Hexen“) an einer Quelle. EFODON-Rekonstruktion im Stadtmuseum Schongau (1995)

Vorträge geboten wurden. Meist waren diese Tagungen verbunden mit der Besichtigung interessanter Objekte, beispielsweise in Benediktbeuern eine Besichtigung des Klosters oder in Horn-Bad Meinberg die Externsteine.

1994, mit dem Ausscheiden von Thomas Riemer aus dem Verein, der bis dato als Organisator der Ta-



Die EFODON-Tagung in Horn-Bad Meinberg: Gerhard Tiggelkamp bei seinem Vortrag über die „Varusschlacht“ (1992)

gungen fungierte, schloß diese Art der Veranstaltungen ein. In jüngster Zeit hat Dr. Eugen Gabowitsch angeboten, die EFODON-Tagungen wieder aufleben zu lassen, indem er sie organisieren möchte. Einen ersten „Vorgeschmack“ erhielten wir bei der diesjährigen Jahreshauptversammlung in Karlsruhe mit einem EFODON-SYNESIS Nr. 5/2000



Ein rekonstruierter Ludrenplatz im Stadtmuseum Schongau anlässlich der „Teufels-Ausstellung“. Der sitzende Hellmann hält hinter einer Schusterkugel eine Kerze, die einen kräftigen Lichtstrahl erzeugt (1994)



Die EFODON-Jahreshauptversammlung 1994 in Baden-Baden mit einem Vortrag.

wahren „Vortragsmarathon“. Die Mitgliederversammlung beschloss einstimmig, Dr. Gabowitsch „grünes Licht“ für die Organisation künftiger Jahrestagungen zu geben.

### Die EFODON-Stammtische

Mit dem Wegfall der Jahrestagun-



Bei der Jahreshauptversammlung 2000 in Karlsruhe: Vortrag von Vladislav Poliakovski aus Moskau.

gen etablierten sich die regionalen EFODON-Stammtische, die bis heute einmal im Monat, meist mit einem Vortrag, stattfinden. Zunächst in München, später auch in Konstanz, in Passau, in Österreich und in Bad Mündler.

Der Konstanzer Stammtisch wurde wegen Desinteresse bereits nach wenigen Monaten wieder eingestellt. Ebenso der österreichische Stammtisch, der sich jedoch einige Jahre erfolgreich hielt, bis Ronald Orlogi, der Organisator, mangelndes Interesse beklagte.

Den Stammtisch Bad Mündler gab es schon früher als „Arbeits- und For-



Der EFODON-Stammtisch München (Oktober 1994)

EFODON-SYNESIS Nr. 5/2000

## Die Vorstandsmitglieder des EFODON e.V. seit der Gründung

### 1. Vorsitzender

1990 - 1991 Peter Schellenberg  
1991 Jörg Benecke  
1991 - 1998 Horst Kroeger  
1998 - heute Thomas Eickhoff

### 2. Vorsitzender

1990 - 1991 Reinhold Brück  
7 - 9/1991 Elli Brück  
9 - 12/1991 Thomas Eickhoff  
12/91-1994 Thomas Riemer  
1994 - 1998 Sylvia Uridil  
1998 - heute Barbara Teves

### 1. Schriftführer

1990 - 1991 Gernot L. Geise  
1991 - 1992 Reinhold Lück  
1992 - heute Gernot L. Geise

### 2. Schriftführer

1990 - 1991 Torsten Reckmann  
2 - 7/1991 Jörg Benecke  
7 - 12/1991 Claudia Bungard  
12/91 - 6/93 Peter Schellenberg  
6 - 9/1993 Isolde Nist  
10 - 12/1993 Liese Knorr  
12/93 - 1994 Sonja Gebauer  
1994 - heute Gerhild Schaber

### 1. Kassenführer

1990 - 1991 Elli Brück  
1991 - 1992 Hans Werner Wolf  
1992 - 1993 Gabriele Tiggekamp  
1993 - 1997 Ursula Römer  
1997 - heute Liese Knorr

### 2. Kassenführer

1990 - 1991 Claudia Bungard  
1991 - 1992 Elli Brück  
1992 - 1993 Gerhard Tiggekamp  
6 - 11/1993 Dieter Neumann  
12/93 - 1997 Liese Knorr  
1997 - 1998 Ursula Römer  
1998 - heute K. Laura Brüner

schungskreis Bad Mündler“. Dieser, sowie der Münchener und Passauer Stammtisch erfreuen sich nach wie vor großer Beliebtheit.

### Zusammenarbeit mit Anderen

In den ersten Jahren seines Bestehens arbeitete der EFODON e.V. durch Thomas Riemer mit der Bayerischen Staatssammlung zusammen. Auch mit dem „Arbeits- und Forschungskreis Machalett e.V.“ in Horn-Bad Meinberg, viele EFODON-Autoren hielten dort bei der jährlichen Zusammenkunft Vorträge.

Unvergessen wird der Vortrag von Thomas Riemer beim Machalett-



Treffen 1992 bleiben, der über das vom EFODON e.V. jüngst gefundene Nachrichtensystem referierte. Die Erklärung, dass die Externsteine nicht etwa ein sakrales Heiligtum waren, wie es bis heute immer behauptet wird, sondern ein Nachrichtenknotenpunkt, war für viele der Anwesenden unvorstellbar, doch Riemer belegte diese Aussage Punkt für Punkt.

Dabei bediente Gernot L. Geise den Diaprojektor, der jedoch nach den



Heinz Ritter-Schaumburg auf der Jahreshauptversammlung 1992 in Horn-Bad Meinberg.

ersten einleitenden Sätzen Riemers seinen „Geist“ aufgab. Riemer behielt jedoch die Nerven und referierte weiter, während Geise schnellstens den Diaprojektor zerlegte und eine Reparatur versuchte. Das Unglaubliche gelang: nach etwa zehn Minuten funktionierte das Gerät wieder, wenn auch mit „Mucken“. Der begeisterte Applaus des Auditoriums entschädigte die beiden für ihren Stress.

In jüngerer Zeit arbeitete der EFODON e.V. mit dem „Karlsruher Geschichtssalon“ unter dem EFODON-Mitglied Dr. Eugen Gabowitsch zusammen - auch hier hielten schon einige EFODON-Autoren Vorträge -, ebenso mit dem Verein „Celtica Vips“. Sporadische Zusammenarbeit erfolgt mit den Vereinen „Ur-Europa“ und „Bürgerwelle e.V.“.



*EFODON-Infostand bei der Esoterikmesse in Konstanz (1995). V. l. n. r.: Horst Kroeger, Ursula Römer, Matthias Flury.*



*EFODON-Infostand auf der Esoterikmesse in Wolfratshausen (März 1994)*

### Messe-Infostände

Schon frühzeitig begann der EFODON e.V., Messe-Infostände zu organisieren, überwiegend bei Esoterikmessen, die in Bayern in vielen Städten veranstaltet werden. Esoterikmessen wählten wir deshalb, weil hier ein aufgeschlossenes Publikum hin kam. Diese Aktivitäten brachten es jedoch leider mit sich, dass versucht wurde, uns in die „esoterische Ecke“ abzuschieben, womit wir nicht mehr



*Horst Kroeger, 1. Vorsitzender des EFODON e.V. 1991 bis 1998 (Zeichnung: Geise)*

ernst genommen worden wären.

Ermöglicht wurden die Infostände durch den seinerzeitigen 1. Vorsitzenden Horst Kroeger, der immer mit seinem Brotstand auf den Messen vertreten war und mit den Veranstaltern für den Verein gute Konditionen für die Standkosten aushandelte. Der Verkauf unserer Publikationen war auf diesen Messen immer sehr gut,



*EFODON-Infostand beim AAS- „One-Day-Meeting“ in Zürich (1993). V. l. n. r.: Horst Kroeger, Thomas Riemer, Liese Knorr, Matthias Flury, Gernot L. Geise.*



*EFODON-Exkursion nach Bayerbach in Niederbayern (1991). V. l. n. r.: Alfons Hillmann, Jörg Benecke, Gernot L. Geise.*



*Im Privatmuseum „Friedl“ während der Exkursion nach Niederbayern (1991): Peter Schellenberg.*

auch viele interessante Gespräche wurden hier mit Interessenten geführt, die so manches Neumitglied zu uns führten.

Doch im Laufe der Zeit stellte es sich heraus, dass wir bei jedem Messestand „unter dem Strich“ finanziell drauflegen mussten. Auf Dauer war das nicht tragbar. Die Standkosten in Höhe von einigen hundert Mark



*Arbeitsstreffen im Kloster Corvey/Tom Roden bei Höxter (1992)*



*EFODON-Arbeitsstreffen bei den Megalithanlagen bei Wildeshausen in Norddeutschland (1996). Rechts: Pit Schellenberg.*

mussten durch den Verkauf von Publikationen abgedeckt werden. An jeder verkauften Publikation bleiben jedoch nur Pfennigbeträge als Gewinn für den Verein übrig, so dass die verkaufte Menge nicht ausreichend war. Dabei betreute die Standbesetzung, meist drei Aktive, auch noch auf eigene Kosten und ehrenamtlich die Stände.



*Exkursion zur Insel Reichenau: Ergrabene Artefakte im Keller der Klosterkirche (1993)*



*Besuch bei der Ausgrabungsstätte der letzten Keltenhochburg Alesia (1992)*



Bodenmosaik in der Cathédrale Saint Jean in Besançon (1992)

Ausnahmen waren kostenlose Infostände wie beispielsweise auf einem UFO-Kongress im Taunus oder am Rande eines „One-Day-Meetings“ der AAS in der Schweiz (wofür Erich von Däniken heute allerdings saftige Standgebühren verlangt!).

### Exkursionen

Der EFODON e.V. veranstaltete in den letzten zehn Jahren eine ganze Reihe von Exkursionen, zu denen Mitglieder und auch Nicht-Mitglieder eingeladen waren.

Im Zuge des „Projektes ‚Holzhausen‘“ besichtigten wir Keltenschanzen. In Verbindung mit Jahreshauptversammlungen war meist eine Museumsbesichtigung o.ä. angesagt.

Unser langjähriges Mitglied Ronald Orlogi hat schon zwei Exkursionen in Niederbayern organisiert, eine weitere plant er für dieses Jahr.

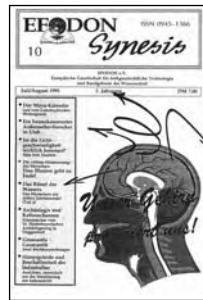
Unser Mitglied Martin Becker organisierte im norddeutschen Raum (Wildeshausen und weitere Umgebung) bereits zwei Exkursionen zu den dortigen Megalithanlagen. Auch er plant für dieses Jahr eine weitere Exkursion.

Schon mehrere Exkursionen hat unser Mitglied Leo Berlacher organisiert, die das Thema Keltenschanzen und Megalithen betrafen.

Nicht zu vergessen auch die EFODON-Fahrten nach Frankreich im Zuge des „Projektes ‚Holzhausen‘“ oder in Zusammenarbeit mit dem Verein „Celtica Vips“ die Besichtigung der prähistorischen Monumente bei Sternenfels.

### Die Schanzen von Moosinning

Die Gemeindeverwaltung von Moosinning trat 1994 unter seinem 1. Bürgermeister G. Ways an uns heran mit der Bitte, die Umgebung des Ortes zu untersuchen, ob hier eventuell schutzwürdige Keltenschanzen vorhanden seien. Daraus entwickelte sich ein wochenlanges Untersuchungsprogramm. Über die Thematik informierten wir die Bevölkerung durch einen Videofilm über Keltenschanzen, den Gernot L. Geise produziert hatte, und der mehrfach vorgeführt wurde.



ten wir sechs Keltenschanzen vorweisen, bei denen teilweise noch Wall und/oder Graben vorhanden waren. Das Untersuchungsergebnis wurde schließlich in dem Büchlein „Keltenschanzen bei Moosinning“ veröffentlicht, das in Moosinning an der Schule als Lehrmaterial verteilt wurde und zu dem Herr Ways ein Vorwort schrieb.

Inzwischen ist dieses Büchlein



Moosinning, auf der „Schanze 1“: Liese Knorr mit Markierungsfähnchen bei einer „Vierermanipulation“ (1994)

Als Untersuchungsergebnis konnten wir sechs Keltenschanzen vorweisen, bei denen teilweise noch Wall und/oder Graben vorhanden waren. Das Untersuchungsergebnis wurde schließlich in dem Büchlein „Keltenschanzen bei Moosinning“ veröffentlicht, das in Moosinning an der Schule als Lehrmaterial verteilt wurde und zu dem Herr Ways ein Vorwort schrieb.

Inzwischen ist dieses Büchlein

vergriffen, obwohl auch aus anderen Gegenden Deutschlands nachgefragt wurde. Das darin aufbereitete Material floss in das Buch „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“ mit ein.

### Publikationen

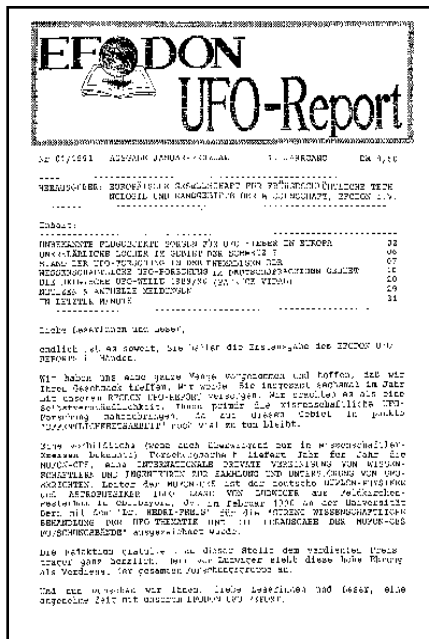
Die ursprüngliche Hauptpublikation des EFODON e.V. waren die EFODON NEWS, die heute nur noch als reine Vereins-Info für Mitglieder in die SYNESIS eingeklebt ist. Parallel dazu wollten wir eine Zeitschrift „UFO-Kurier“ veröffentlichen. Nachdem die erste Nummer bereits fertig war, begannen „etablierte“ UFO-Vereinigungen einen







Kleinkrieg gegen uns und bedrohten uns mit gerichtlichen Verfügungen, wenn diese Zeitschrift erscheinen sollte. Auf solcherart Kriege wollten wir uns nicht einlassen und zogen uns aus dem UFO-Geschehen heraus. Wie es unser damaliger 1. Vorsitzender Pit



Schellenberg formulierte: „Die UFOs haben bei uns abgehoben!“.

Übernommen hatten wir aus Vor-EFODON-Zeiten eine „Pb-Reihe“ (Publikations-). Sie wurde jedoch bald abgelöst durch die Reihe EFODON-DOKUMENTATION, die heute die Nummer 43 erreicht hat.

Ebenfalls in den ersten Jahren hatten wir eine Reihe „Bildermappen“ mit Originalfotos zu verschiedenen Themenbereichen. Die Herstellung war jedoch zu aufwendig und teuer, so dass diese Reihe bald wieder verschwand.



Die erste Edit



Dafür kam 1994 die SYNESIS auf den Markt, die sich bis heute großer Beliebtheit erfreut und mit diesem Heft bei Nummer 41 angelangt ist.

Zwischenzeitlich boten wir Videofilme von Vorträgen unserer Tagungen oder zu bestimmten Themen, wie beispielsweise Keltenschancen, an. Doch da das Interesse eher mager war, verzichteten wir bald wieder darauf.

Ebenfalls im Jahre 1994 erschien das erste Buch unserer MESON-

Buchreihe, die inzwischen auf stolze fünfundzwanzig Bücher angewachsen ist.

Und einer darf in der Geschichte des EFODON e.V. nicht fehlen: im Jahre 1992 wurde bei uns „Karlchen“ alias „Karl der Große“ geboren, eine Comic-Figur, die durch ihren hintergründigen Humor sehr beliebt war, der aber seit einigen Jahren still und leise „von uns“ gegangen ist. Schließlich hat Dr. Heribert Illig postuliert, Karl den Großen habe es nie gegeben...

Dieser kleine Rückblick auf zehn Jahre EFODON e.V. kann selbstredend nicht alles auflisten, was an Aktivitäten unternommen wurde. Es soll nur ein kleiner Überblick sein über eine schöne Zeit mit dem Verein, in der wir viel erlebt und gelernt haben, und in der wir zu vielen neuen Erkenntnissen gekommen sind.

Allen Mitgliedern, die bei uns geblieben sind, insbesondere denjenigen der ersten Stunde, sei für ihre Treue ganz herzlich gedankt!

Der EFODON e.V. wird sich bemühen, auch weiterhin aktiv seinen satzungsgemäßen Statuten zu folgen. Es wird bestimmt eine interessante Zeit werden!



\*) In hoc signo vinces

(c) 1992 Gernot L. Götz, Wiesobrunn

Die erste Zeichnung mit „Karlchen“ aus EFODON NEWS Nr. 6/1992

# Der Vorstand zum zehnjährigen Bestehen



Das zehnjährige Jubiläum des EFODON e.V. wird leider überschattet durch das Ableben unseres Gründungsmitgliedes Pit Schellenberg. Obwohl es ein vereinsinternes Thema ist, sei an dieser Stelle gesagt, dass er maßgeblich an der Gestaltung des Vereins mitgewirkt hat. Wir glauben, dass es in seinem Sinn ist, wenn wir den Verein erfolgreich weiterführen zu neuen Erkenntnissen und Antworten.



*Thomas Eickhoff, 1. Vorsitzender*

Im Jahre 1993 habe ich auf einer Esoterikmesse im Löwenbräukeller in München den EFODON e.V. kennengelernt. Ganz spontan unterschrieb ich an dem Info-Stand meine Beitrittserklärung.



*Gerhild Schaber  
2. Schriftführerin*

Zunächst besuchte ich regelmäßig die monatlichen „Stammtische“. Doch 1995 ließ mein Interesse für diesen Verein nach, da die Naturheilkunde mein Lebensthema wurde. Allerdings wurde ich auch hier wieder mit Radiästhesie und Geopathologie konfrontiert. Ich erinnerte mich an meine Zugehörigkeit zum EFODON e.V. und kehrte 1997 an die monatlichen Stammtische zurück. Von nun an ging es steil bergauf mit meiner Vereins-Karriere. Als 1998 schlagartig keine rechtskräftige Vorstandschaft mehr bestand, sagte ich - wieder einmal - spontan meine Unterstützung zu und wurde 2. Vorsitzende am 11.06.1998.

Mit Unterstützung der weiteren Vorstandmitglieder hat sich nun EFODON e.V. wieder verstärkt seinen Zielen gewidmet. So freue ich mich und bin stolz darauf, das 10jährige EFODON e.V.-Jubiläum als Vorstandsmitglied mitfeiern zu dürfen.

*Barbara Teves, 2. Vorsitzende*

Anlässlich einer Esoterikmesse in Starnberg im November 1993 folgte ich einer Einladung zu einem Treffen des EFODON e.V. in München. Dort wurde ich mit einer Vielfalt der Wissensgebiete konfrontiert und fand Gleichgesinnte für Radiästhesie und Geisteswissenschaften.



Im Oktober 1994 wurde ich 2. Schriftführerin in der Vorstandschaft, übernahm die Korrekturarbeiten für die diversen

Veröffentlichungen und wurde in das Redaktionsteam aufgenommen. So hatte ich Gelegenheit, meine Nase in mannigfaltige Wissensrichtungen zu stecken - einiges blieb sogar hängen!

Die Teilnahme an Zusammenkünften (z.B. Keltenschanzenbegehungen vielerorts, Aktivitäten bei Messen und Ausstellungen) brachte immer wieder Begegnungen mit gleichgesinnten, interessierten Menschen und war verbunden mit viel Engagement, Freude und Freundschaft. Ich habe in dieser Zeit viel gelernt, es prägte meine Gegenwart.

Für die weitere Zukunft wünsche ich dem Verein aktiv mitarbeitende Mitglieder, die ebenso viel Freude und Begeisterung aufbringen. Menschen, die teilnehmen am Wissensaustausch und an der Forschung, um den dunklen Vorhang etwas zu lüften, der sich auf unsere Vergangenheit gesenkt hat.

Seit sechs Jahren bin ich nun dabei, erst als „normales“ Mitglied, später auch im Vorstand. Es war auf der Esoterikmesse in Kaufbeuren. Ich wanderte durch die Halle, fasziniert von der Atmosphäre und dem Duft, der von vielen brennenden Räucherstäbchen stammte und die Gerüche vertrieb, die in einer solchen Halle üblicherweise das Atmen zur Schwierigkeit werden ließ. In meinem Programmzettel wurden auch Vorträge angeboten, von denen ich mir einige anhörte. Ein Vortrag sollte von Keltenschanzen handeln. Thomas Riemer vom EFODON-Stand wollte zu diesem Thema sprechen. Es hatten sich etwa acht Leute eingefunden. Thomas Riemer fand das etwas arg wenig und wollte schon seinen Vortrag abblasen, aber wir Zuhörer bestanden vehement darauf, dass er doch einige Worte darüber sprach. Das war mir aber zu wenig, und so ging ich zu diesem Stand und sah mir das Material an, das dort lag. Da waren ja nun wirklich eine solche Menge an Themen, die mich interessierten, dass ich anfang, einen ganzen Stapel Hefte aufzuhäufen. Der Herr hinter dem Infostand beobachtete mich und sagte dann: „Warum werden Sie nicht einfach Mitglied, dann bekommen Sie alle Hefte zugeschickt“, und schon hatte ich meine Anmeldung ausgefüllt. Trotzdem ging ich vollbepackt und sehr vergnügt nach Hause. Dass ich dann aber noch von den einzelnen Mitgliedern ganz



*Gernot L. Geise, 1. Schriftführer*

Zehn ereignisreiche Jahre liegen hinter uns. Dass der Verein einmal zehn Jahre bestehen könnte, wagten bei der Gründung nur wenige zu glauben, denn wir hatten genug Beispiele von Vereinen, die sich nach einigen Jahren wieder aufgelöst haben. Um so erfreulicher ist dieses Jubiläum.

Wir haben in diesen zehn Jahren viel getan und viel erreicht. Mir persönlich hat das Wirken im Verein sehr viele Erkenntnisse gebracht, die ich nicht missen möchte.

Ich wünsche dem Verein für die weitere Zukunft alles Gute und weiterhin viel Erfolg!

Ich freue mich, mit Ihnen das 10-jährige Bestehen unseres Vereins feiern zu können.

Da ich beinahe die ganze Zeit die Höhen und Tiefen im Verein mit erlebt habe und seit 1993 im Vorstand als Kassenführerin mitarbeite, sehe ich die positive Entwicklung - vor allem die große Bandbreite unserer Themen - als einen wichtigen Beitrag für unsere Gesellschaft.

Es wäre zu wünschen, dass sich noch mehr Mitglieder zum gemeinsamen Gedankenaustausch und aktiver Forschung bereit erklären würden.

*Liese Knorr, 1. Kassenführerin*



*K.-Laura Bräuer  
2. Kassenführerin*



**EFODON**  
4  
Juli/August 2009  
7. Jahrgang, Nr. 49  
ISSN 1861-9300  
EUR 6,00

# Synesis

**EFODON e.V.**  
Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Randgebiete der Wissenschaft

Germosus, Keltos, Celtschen oder Römer?  
Schiffbenutzende Flugkörper  
in der Luftfahrtgeschichte

Zur Neubesetzung von Wäldern  
„Die Fällung der deutschen Geschichte“

Der Fluch des Orakels  
Das unbekannteste Schlagen  
Die Arbeit an der Zeit  
Grabkammern in Kraków- und  
Zabergauer Gärten entdeckt  
Spatzen der Falschung, Lektüre  
Die antarktische Suche  
in der Taube  
Das Mythenland Argolis  
Und wieder keine Kammerfahrt  
Das Gebirge schaut  
Handy mit dem Gebirge  
Und der Gedächtnisverlust  
ist auch schon da  
Der „griechische „Händel-Kopf“ im Ort  
Verkauf im Dachstuhl  
Das Gebirge des Westens  
18. Biedersteiner-Lage  
Wolfsgeleit - Wohn oder Wirklichkeit?

**„Römer“  
in  
Germosus  
Zur Ausstellung  
in Rosenheim**



Gernot L. Geise

# Alles nur Einbildung!

Die Grabung  
des EFODON e.V. in Seehausen



Der Grabhügel „Am Brunnenanger“ in Riedhausen erhob sich etwa einen Meter über das Normalniveau.

**Eine der wichtigsten und interessantesten Unternehmungen in der Geschichte des EFODON e.V. war die Grabung in einem Grabhügel im Jahre 1992 in Riedhausen, Gemeinde Seehausen bei Murnau am Staffelsee in Oberbayern. Sie wurde möglich, weil auf dem Gelände ein Wohnhaus errichtet werden sollte, wodurch dieses Gelände und die eventuell in der Erde liegenden Artefakte zerstört worden wären. Zutage kam eine alte Grenzsteinreihe, die längste in Bayern gefundene.**

„Was machen Sie denn da?!“ ... fragte der Besitzer des Grundstückes „Am Brunnenanger“ in Seehausen, Ortsteil Riedhausen, als er den durch den Gemeindebagger angerichteten Flurschaden sah, weil ihn die Gemeinde nicht informiert hatte.

So fing es an, und wir hörten diesen Spruch während der Ausgrabung noch öfter.

### Vorgeschichte

Seit etwa zwanzig Jahren wies die Lehrerin von Seehausen, Ortsteil Riedhausen, *Frau Johanna Ecker*, bereits darauf hin, dass das Gelände am Brunnenanger Hügelgräber enthalte. Das ergäbe sich daraus, dass in der angrenzenden Umgebung fünfzehn



Die Lehrerin von Seehausen, Frau Johanna Ecker.

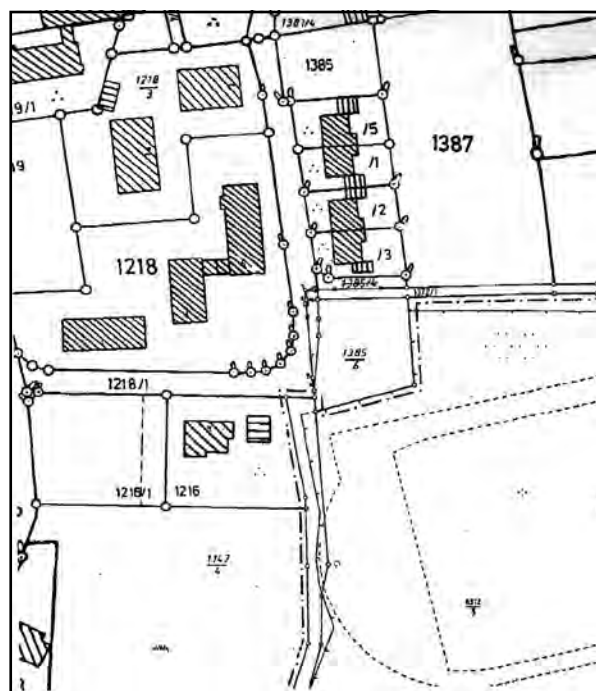
Hügelgräber kartiert sind. Auch bei der Bebauung der Straßen „Am Fügsee“ und „Am Brunnenanger“ kamen beim Bauaushub entsprechende Funde

zu Tage. Es wäre unlogisch, wenn ausgerechnet dieses Grundstück kein Hügelgrab beherbergen sollte, obwohl ein Hügel, wenn auch flach, mit etwa einem Meter Erhöhung, klar erkennbar war.

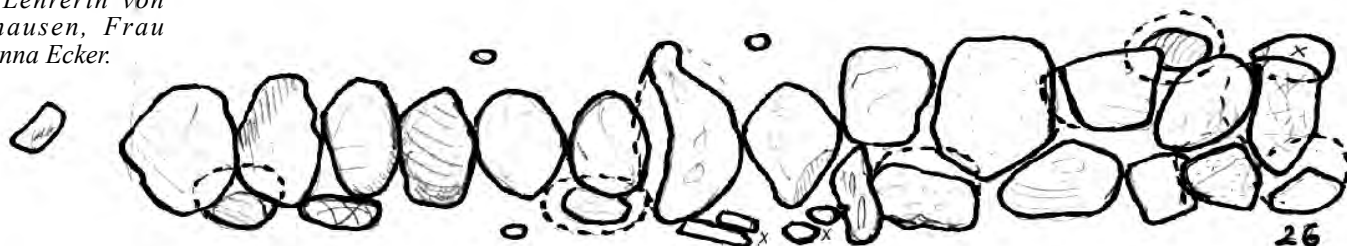
Nachdem auch dieses Gelände nun bebaut werden sollte, wurden seitens des Heimatvereins (1) und des Gemeinderates (2) die Hinweise von Frau Ecker aufgegriffen und Bemühungen angestrebt, diesen vermeintlichen Grabhügel vor seiner unwiderruflichen Zerstörung näher zu untersuchen.

Bei einem Vorterrmin am 15.07.92 kamen einige Mitglieder des Gemeinderates, Herr Bürgermeister *Georg Bosch* und Vertreter des Lion-Clubs Murnau mit EFODON-Mitgliedern

(3) ins Gespräch. Daraufhin erfolgte am 19. Juli unsere radiästhetische (4) Mutung und die Prognose (5), die in den EFODON NEWS Nr. 9/1992



Der Flurplan von Riedhausen mit dem Grundstück „Am Brunnenanger“ (rechts unten)



Die von Mitarbeitern des EFODON e.V. freigelegte Grenzsteinreihe.  
EFODON-SYNESIS Nr. 5/2000

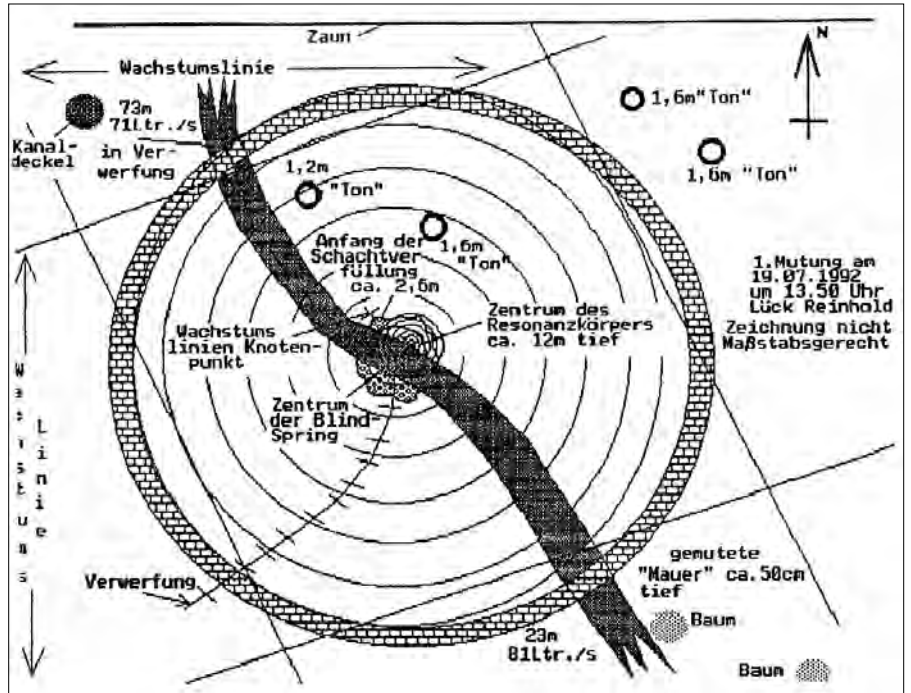
# EFODON-Grabung

zum 08.08.92 veröffentlicht wurden. Vor Ort ergab sich der optische Eindruck eines flachen Hügels mit einer leichten Erhöhung von etwa einem Meter und einem Durchmesser von etwa dreißig Metern, der als Grabhügel anzusprechen war.

Wir muteten bei unserer Vorbegehung drei Objekte, die später ergraben werden sollten. Bei „Objekt 1“, ausgemutet von Thomas Riemer und Gernot L. Geise, handelte es sich um eine späte Grablege, die nicht zum eigentlichen Zeitrahmen des Hügels gehörte und als Nachbestattung anzusehen war.

Neben der „Grablege“ muteten wir einen etwa zwölf Meter tiefen und etwa 2,50 Meter durchmessenden „Kultschacht“ mit einem darin befindlichen Resonanzkörper. „Objekt 1“ schien aus zwei „Kammern“ ohne erkennbare Zwischenwand zu bestehen. Die Wände waren nicht verkleidet, die „Kammer“ mit der Aushubmasse wieder verfüllt worden. Der männliche „Bestattete“ lag in „Kammer A“ mit dem Kopf nach Süden in gekauerter Stellung, mit einem Schild bedeckt. Als Grabbeigaben muteten wir ein eisernes Schwert, eine hölzerne Lanze mit abgebrochener Eisenspitze. Am Kopf des Bestatteten muteten wir ein gebranntes Ton- oder Keramikgefäß ohne Inhalt. In „Kammer B“ muteten wir eine irdene Urne, die Leichenbrand und zerschmolzene Metallteile enthielt.

„Objekt 2“ wurde von Reinhold Lück und Thomas Riemer ausgemutet. Der optisch wichtigste Teil lag fast im Zentrum des Hügels, ein ovales Grab, das etwa West-Ost ausgerichtet war. Ein männlicher Bestatteter lag auf dem Rücken, mit dem



Die Skizze von Reinhold Lück zeigt die radiästhetischen Gegebenheiten des Grundstücks und die gemutete „Mauer“.

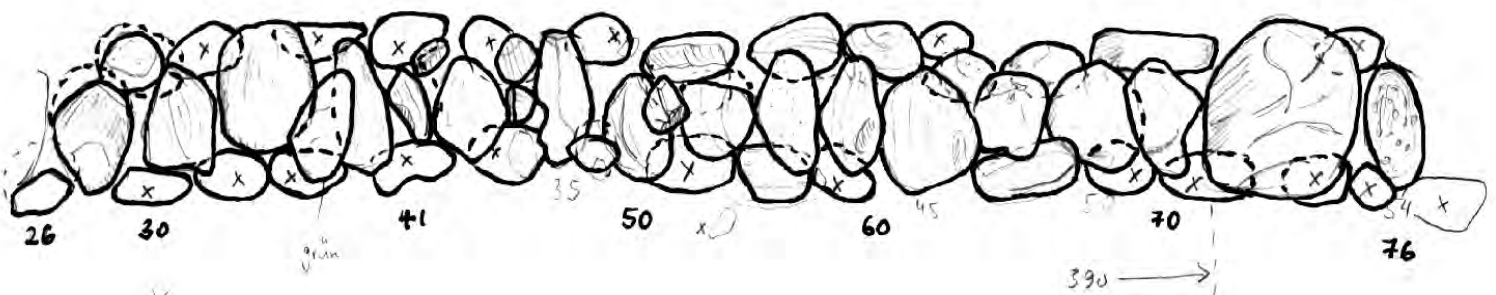


Die austrassierte und gesicherte Ausgrabungsstelle „Am Brunnenanger“.

Kopf nach Süden. Die „Kammer“ war eine Erbgruft.

„Objekt 3“, ausgemutet von Reinhold Lück, Gernot L. Geise und Thomas Riemer, zeigte sich radiästhetisch als eine kreisförmige „Umfassungs-

mauer“, die etwa einen halben Meter unter der Erde lag. Außerhalb der „Mauer“ befanden sich mehrere Resonanzen im Boden, die auf Urnen oder ähnliche zur Brandbestattung gehörende Gegenstände schließen lie-





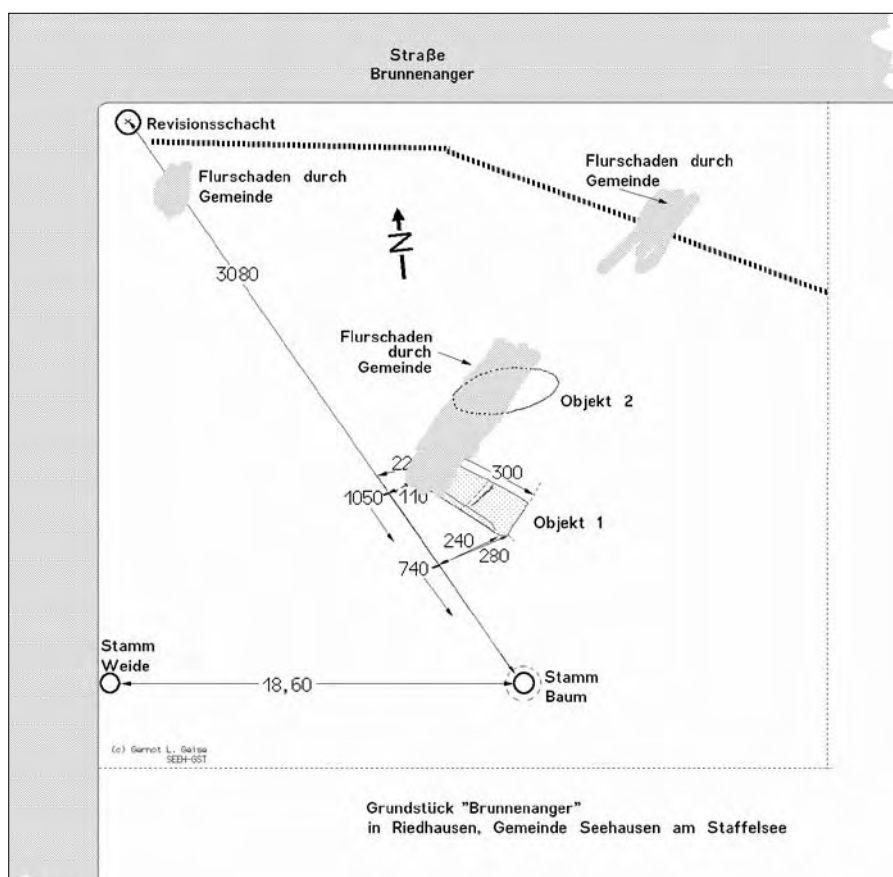
Das durch den EFODON e.V. gemutete und austrassierte „Objekt 1“ auf dem Grundstück „Am Brunnenanger“.

ben. Durch die radiästhetische Situation lag es nahe, dass der in „Objekt 2“ Bestattete eine höhere Persönlichkeit gewesen sein musste, während der „Nachbestattete“ nur einen niedrigen Rang besessen haben dürfte.

Da auf diesem Grundstück ein Haus gebaut werden sollte, stellte man uns in Aussicht, dass zum Zeitpunkt des Bauaushubes die Archäologin Frau Dr. Brigitte Haas, ein Fachmann von der Landesdenkmalbehörde sowie EFODON-Mitglieder anwesend sein sollten.

Das war der Knackpunkt für uns, dass wir uns überhaupt mit dem Grundstück beschäftigten. Unsere Prognose auf radiästhetischem Wege machten wir nur deshalb, weil der Erdaushub zum Hausbau unmittelbar bevorstand.

Wir sind auch heute noch der Meinung, dass eine Wünschelruten-Prognose nicht dazu verleiten darf, Anlass für eine teure Grabungskampagne zu sein. Andererseits, und das sprach Herr Reitmann vom Gemeinderat bereits beim Vortermin an, ergäbe sich bei dem Bauaushub



Grundriss des Grundstückes „Am Brunnenanger“, eingezeichnet unsere Mutungen und der anschließend angerichtete Gemeindeschaden.

die Möglichkeit, die radiästhetische Prognose praktisch zu belegen (oder zu widerlegen). Somit standen nicht nur der EFODON e.V., sondern auch unsere radiästhetisch begabten Mitglieder auf dem Prüfstand.

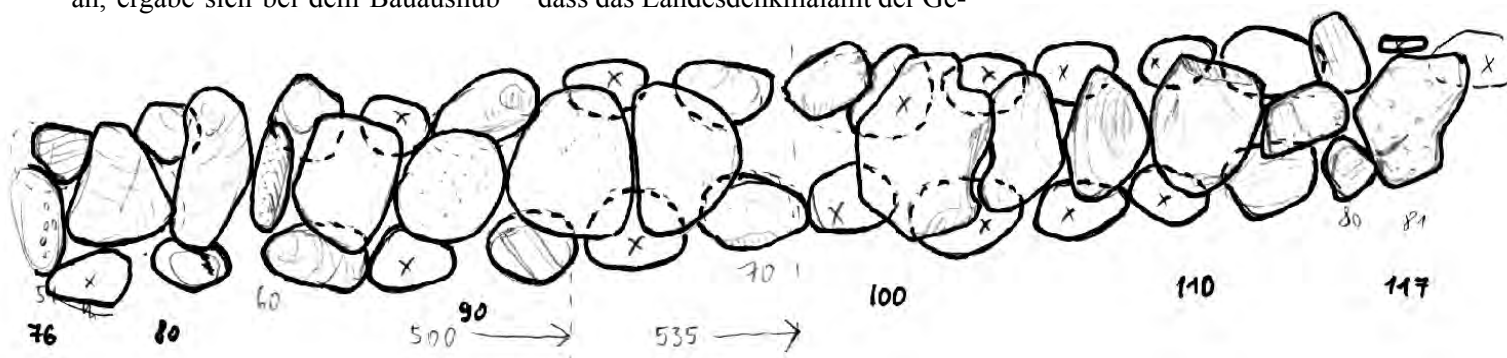
Zwischenzeitlich tagte der Gemeinderat und beschloss, auf eigene Kosten eine Probegrabung durchzuführen. Der EFODON e.V. wurde am 16.08.92 durch den Heimatreferenten von Seehausen, Herrn Johann Bischl, informiert und eingeladen, am Dienstag, dem 18. August, der Grabung beizuwohnen, zu der auch die Archäologin Frau Dr. Haas bestellt worden sei. Hierbei ist zu bemerken, dass das Landesdenkmalamt der Ge-

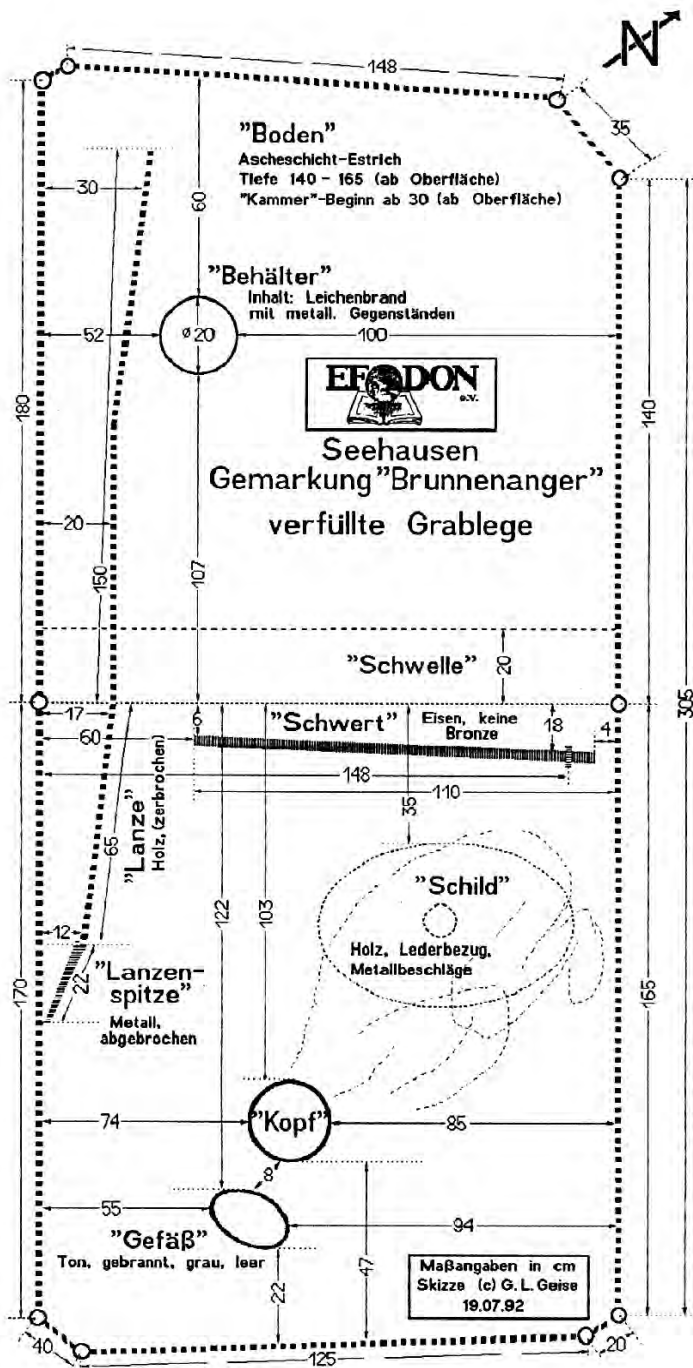
meinde mitgeteilt hätte, dass es nicht an der Ausgrabung interessiert sei.

Wie wir aus zuverlässigen Quellen erfuhren, habe dieser Gutachter auch tatsächlich über den Zaun geschaut und daraufhin gemeldet, dort sei nichts. Somit war uns wenigstens das Desinteresse der Behörde erklärlich.

Daraus lernten wir: Gutachten über einen Bodinhalt brauchen nicht mehr mit einer Sonde gemacht zu werden, der Augenschein reicht aus.

Es stellt sich die Frage: Ist diese Art der Vermutung eine offizielle Form der Vermutung, und wozu gibt es dann eigentlich die teuren Sonden?





Mutungsskizze von „Objekt 1“

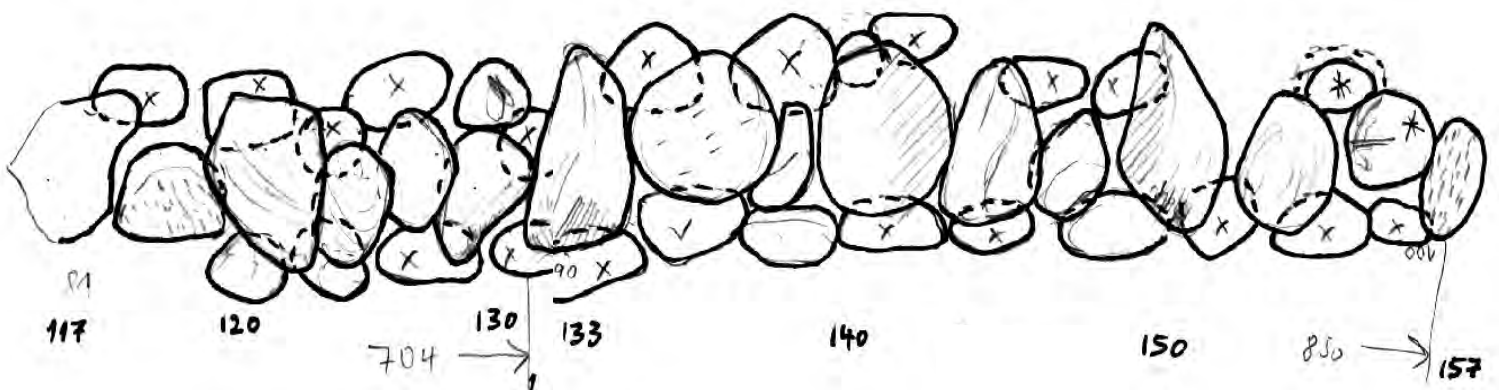


### Die Woche vor der Grabung

Aufgrund dieses Anrufes von Herrn Bischl machten wir (6) am Sonntagabend einen Kontrollgang auf dem Grundstück „Am Brunnenanger“ und bemerkten dabei, dass ein Teil der Absteckungsmarkierung unserer

Frau Dr. Haas sollte als private Beobachterin kommen, aber nicht in offizieller Mission. Es war also anzu-

nehmen, dass sich die Prähistorische Staatssammlung in diesem Falle der Landesdenkmalbehörde anschloss.







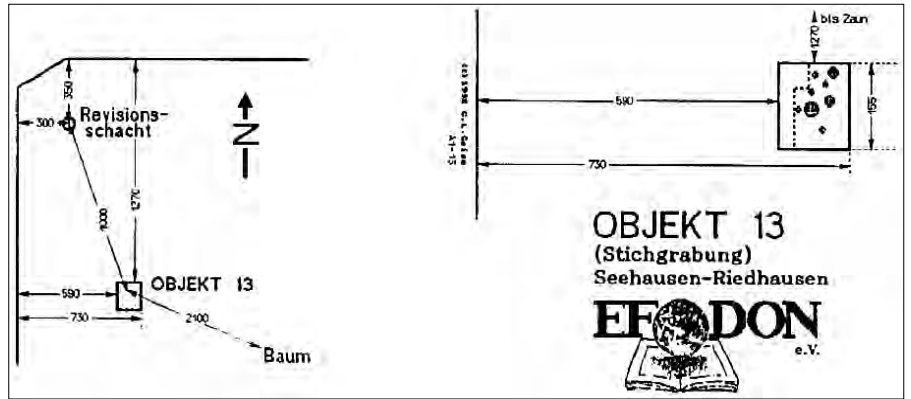
Der durch den Einsatz des Gemeindebaggers hervorgerufene Flurschaden.

radiästhetisch gemuteten Objekte beseitigt worden war. Wir verabredeten uns für Montagabend, um durch eine erneute Ausmütung des Geländes die im Boden festgestellten Objekte wiederholt auszutrassieren, damit beim angekündigten Grabungstermin am Dienstag die gemutete Grabungsstelle abgesteckt sei.

Montag um 18:30 Uhr waren wir (7) wieder vor Ort. Uns grinste eine Mondlandschaft an! Die Grabung schien bereits stattgefunden zu haben. *Hatte sie auch!* Wie wir von aufmerksamen Nachbarn erfuhren, die sogleich zahlreich erschienen, sei unter der Leitung von Herrn Georg Bosch (8) die Grabung fix und fertig durchgeführt worden.

Aus der Summe der Zeugenaussagen ergab sich für uns folgendes Bild:

Über unserem „Objekt 1“ bis über das „Objekt 2“ wurde eine etwa acht Meter lange, über „Objekt 3“ eine etwa 3,50 Meter lange Grabung durchgeführt, jeweils etwa 1,50 Meter



Risszeichnung von „Objekt 13“

**Hast du einen Baggerführer,  
brauchst du keinen Archäo-  
logen mehr...**

breit und etwa fünfzig Zentimeter tief. Die Grabung wurde fachmännisch mit einem Bagger durchgeführt und entsprach den Gepflogenheiten einer Gemeindegärtnerei (daher „fachmännisch“), hatte jedoch mit Archäologie nicht das Geringste zu tun.

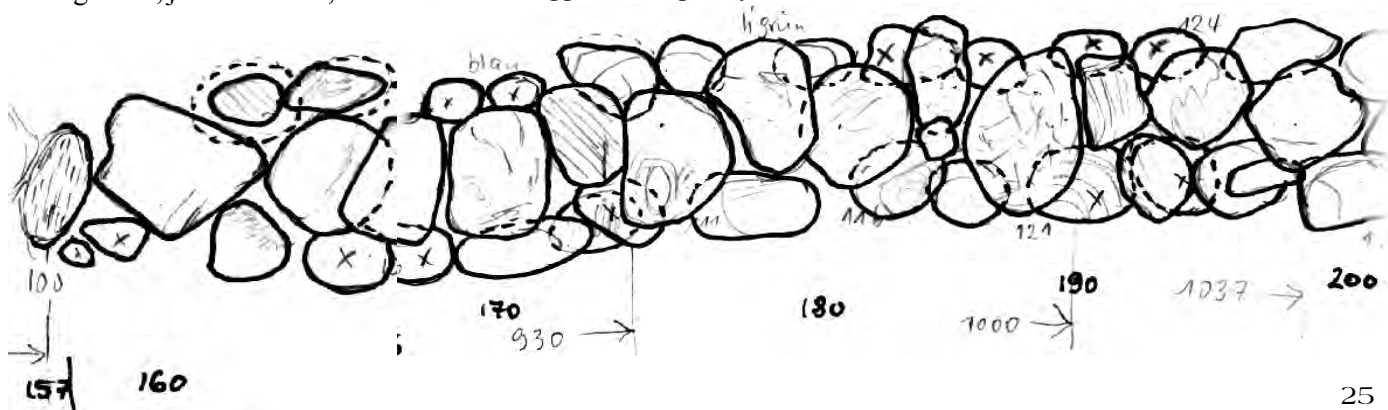
Irgendwo im großen Schnitt von „Objekt 1“ nach „Objekt 2“ seien

Scherben einer Urne gefunden worden, die Frau Dr. Haas - rein privat - auf „Hallstattzeit“ datiert habe, - rein privat - in eine Plastiktüte gesteckt habe, bevor sie damit - rein privat - nach München zurückfuhr.

Bei Erreichen des schwarzen Horizontes, einer „Holzerdeschicht“ etwa fünfundfünfzig Zentimeter unter der Oberfläche, habe der Baggerführer gesagt, ab hier sei gewachsener Boden, er kenne das, dies sei wahrscheinlich Seeboden (Fügsee). Es sei ihm bekannt, dass darunter nichts



An dieser Stelle durchstieß der Gemeindebagger die später ergrabene Grenzsteinreihe, ohne dass sie als solche erkannt wurde. Mitte rechts im Bild einige der Steine, durch den Bagger herausgeworfen.



# EFODON-Grabung

mehr zu finden sei. Daraufhin sei auf Anweisung von Herrn Bosch die „Grabung“ wieder zugeschüttet worden, damit niemand hinein falle. Beim Eintreffen von Frau Ecker und dem dritten Bürgermeister von Seehausen, Herrn *Sylvester Eichberger*, am Tatort, und durch Drängen derselben, sei noch der Schnitt am „Objekt 3“ ausgeführt worden. Hier sollte sich nach unserer Prognose eine „Mauer“ im Boden befinden.

Der Baggerführer hatte auch prompt gebaggert, holte Feldsteine aus der Grube, räumte die Steine beiseite und habe befriedigt festgestellt, dass hier keine Mauer sei. Natürlich wurde auch dieses Loch sofort wieder geschlossen.

Irgendwann wurde auch noch in der Nähe des Revisionsschachtes eine



kleine Grube ausgehoben, an einer Stelle, wo wir nichts gemutet hatten. Das traf dann auch hundertprozentig zu, da war nichts. Abschließendes Statement, das gestreut wurde: „*Hier ist nichts!*“

Das konnte auch nicht sein, da

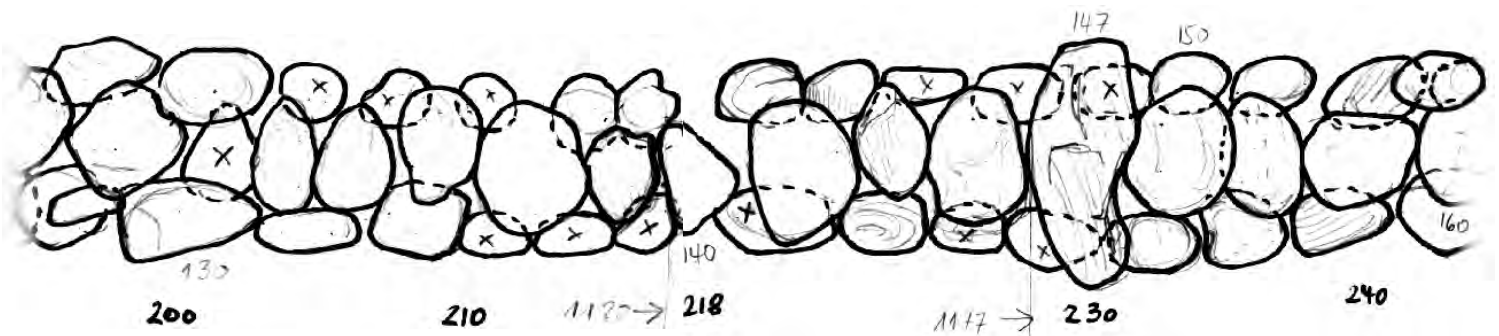
die Arbeitsausführung alles andere als befriedigend war. Der Gemeinderat, die anwesenden Bürger und auch der EFODON e.V. waren mit dieser vorzeitigen Beendigung nicht einverstanden. Unter energischem Druck seitens der Herren Eichberger und Bischl erreichte der Gemeinderat

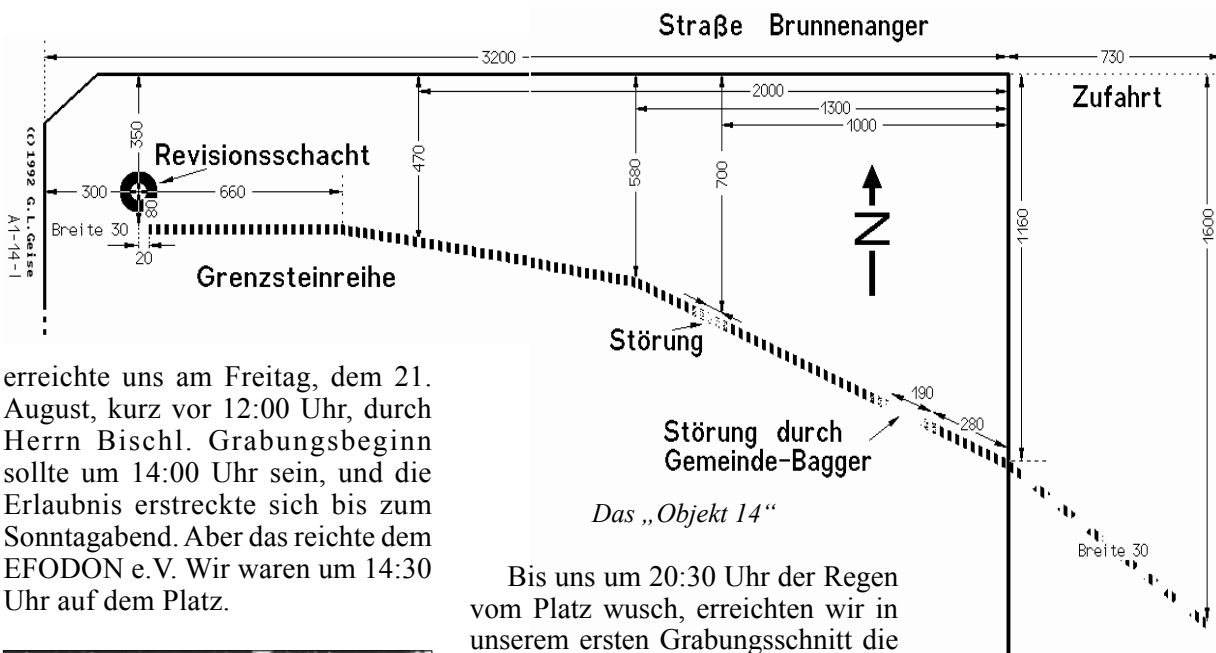


die Grabungsgenehmigung für den EFODON e.V.

Merkwürdig war, dass die Freigabe durch die Landesdenkmalbehörde und unsere Grabungsgenehmigung nicht schriftlich vorlagen, sondern nur fernmündlich gegeben wurden.

Die telefonische Mitteilung, dass der EFODON e.V. graben dürfe,





erreichte uns am Freitag, dem 21. August, kurz vor 12:00 Uhr, durch Herrn Bischl. Grabungsbeginn sollte um 14:00 Uhr sein, und die Erlaubnis erstreckte sich bis zum Sonntagabend. Aber das reichte dem EFODON e.V. Wir waren um 14:30 Uhr auf dem Platz.



Gernot L. Geise und Thomas Riemer am „Objekt 14“

### Die erste offizielle EFODON-Grabung

Binnen dieser kurzen Zeit fanden sich sieben EFODON-Mitglieder bereit, um mit Hand anzulegen. Nach kurzer Beratung konnte die erste offizielle EFODON-Grabung am 21. August 1992 um 15:00 Uhr beginnen. Neben den EFODON-Mitgliedern waren dreizehn interessierte Bürger aus der Umgebung gekommen, die tatkräftig mithalfen.

Bis uns um 20:30 Uhr der Regen vom Platz wusch, erreichten wir in unserem ersten Grabungsschnitt die anvisierte Tiefe von 1,35 Metern. Das war mehr, als wir anfangs erwarten durften.

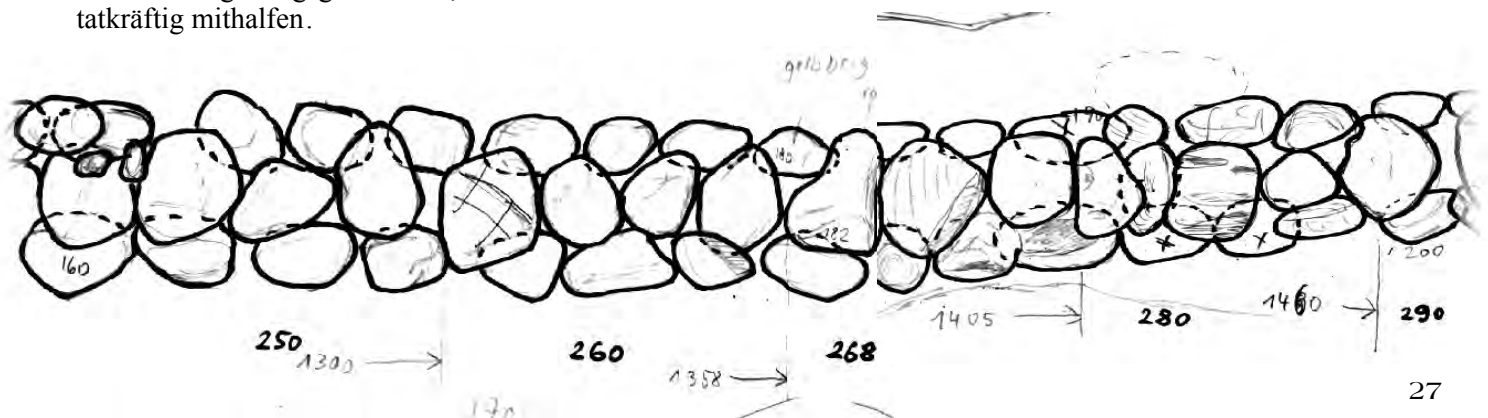
Die Hilfsbereitschaft der Anwohner sei hier besonders hervorgehoben: Werkzeugangebote, Getränke, Latten, Abdeckplanen und Entsorgungsmöglichkeiten boten ideale Voraussetzun-

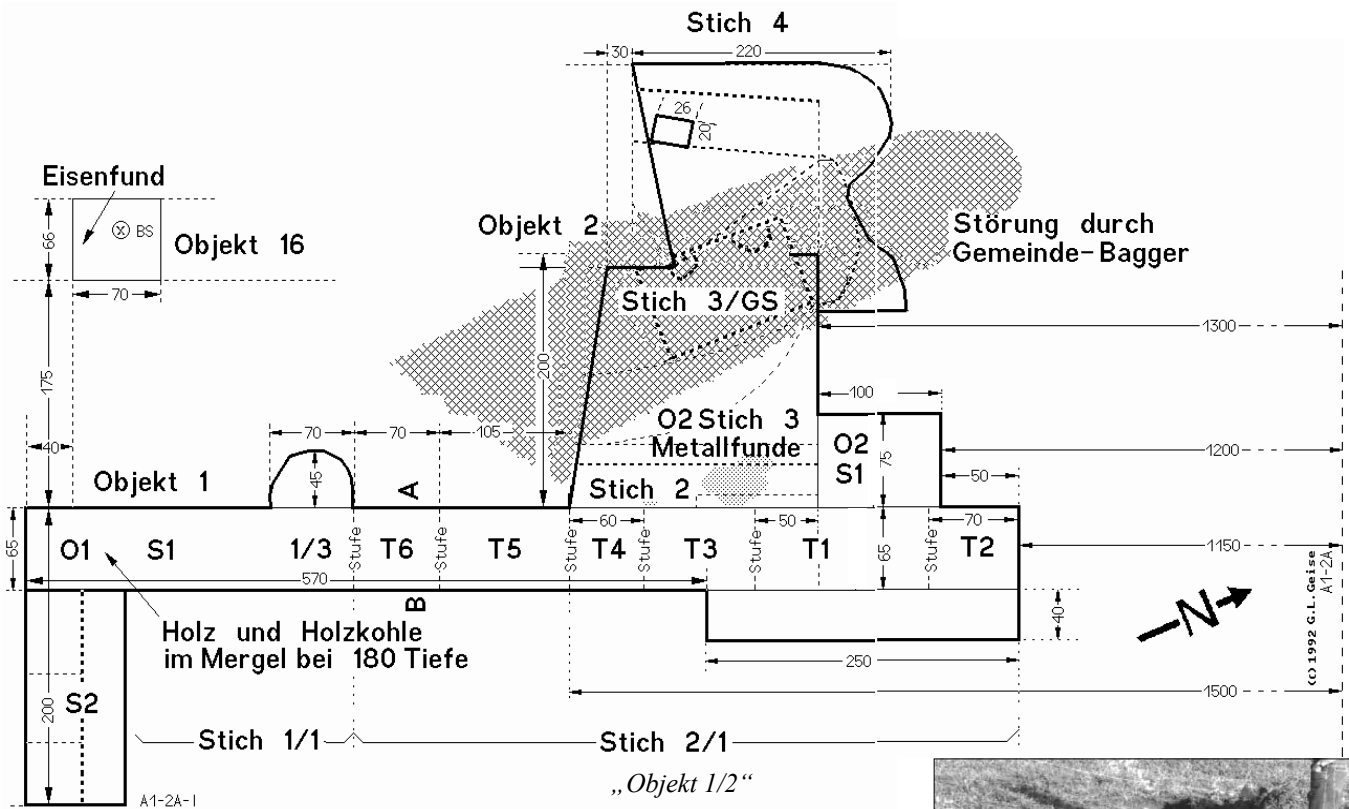
gen, eine buchstäbliche Bürgerinitiative sauber durchzuführen.

Bereits am 1. Grabungstag fanden wir im Aushub eine Reihe wichtiger Lesefunde, die uns zur Fortführung der Grabung animierten. Allerdings befürchteten wir bereits anhand der



Der Glimmerstein in etwa 1,50 Metern Tiefe.





geologischen Schichten, dass in der in durchschnittlich fünfundfünfzig Zentimetern Tiefe beginnenden Mergelschicht keine Grablage zu erwarten sei, weil der Boden schwer und unangetastet erschien. Da wir den Schnitt an der Südseite des „Objektes 2“ entlang ausführten, war das Ergebnis erst am nächsten Tag zu erwarten.

Von der Arbeitsleistung konnten wir sehr, von den Ergebnissen jedoch noch nicht befriedigt sein.



Eine der Scherben: Gefäßrand

### Der zweite Grabungstag

Samstag, 22.08.92 ab 8:00 Uhr standen wir in fast gleicher Besetzung auf der Grasmatte.

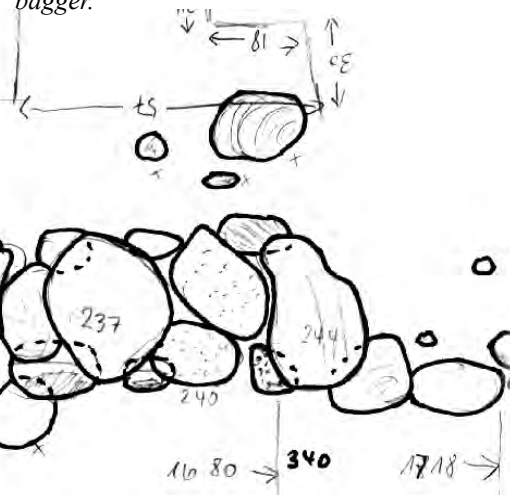
Auch dieser Tag wurde durch die vorbildliche Zusammenarbeit zwischen den Bürgern von Riedhausen mit EFODON geprägt. Zeitweise arbeiteten über zwanzig Leute an der Ausgrabung. Zentimeterweise mussten wir uns von der Schnittgrabung an das gemutete Grab, „Objekt 2“, heranschieben, denn wir wollten ja bergen und nicht zerstören. Der Schnitt sollte das gemutete Grab in der Art tangieren, dass der Kopf der gemuteten Person getroffen wurde.

Wir arbeiteten uns immer weiter in das gemutete Grab hinein, der Kopf hätte längst gefunden sein müssen, doch wir fanden ihn nicht.

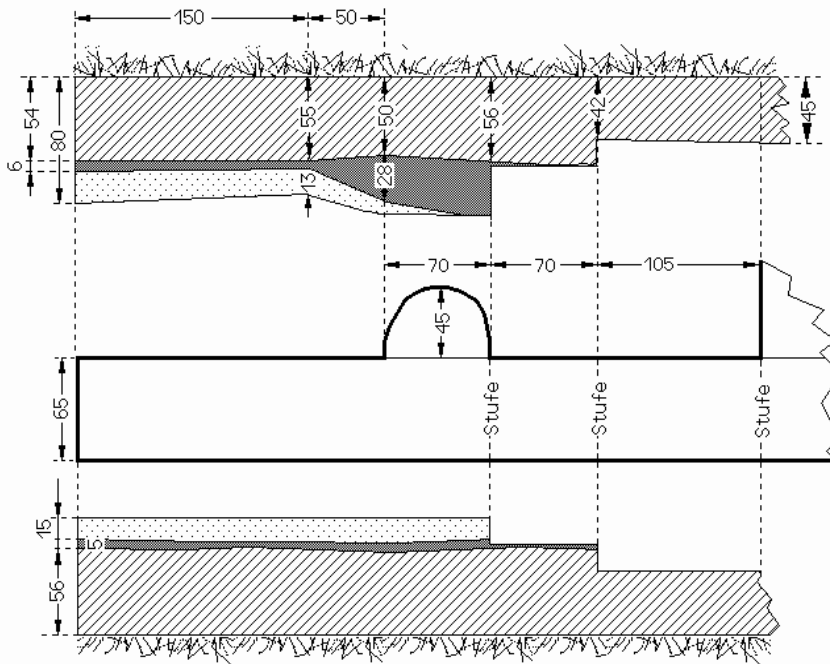
Was wir fanden, war ein großer Glimmerstein, der mitten in der „un-



„Objekt 14“, die Grenzsteinreihe. In der Mitte die Störung durch den Gemeindebagger.

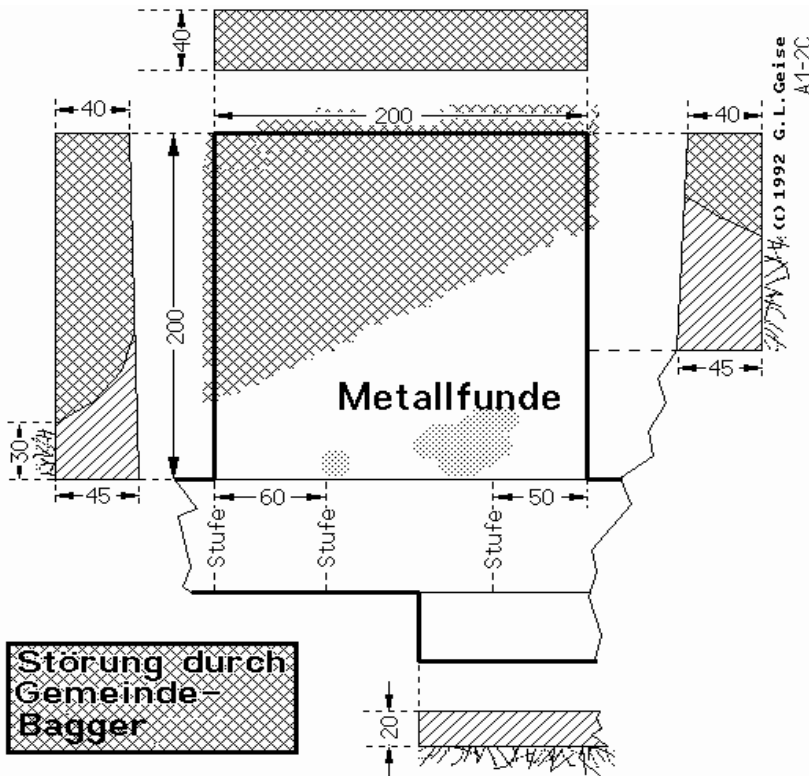


# EFODON-Grabung



„Objekt 1/2“, Seitenwände/Horizont

(C) 1992 G. L. Geise  
A1-2B

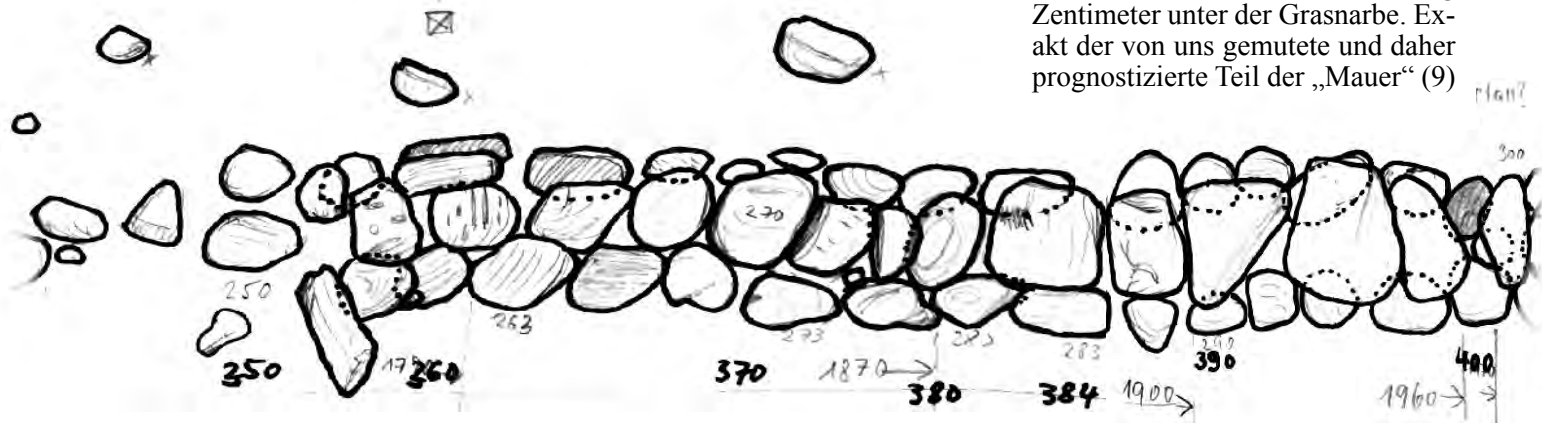


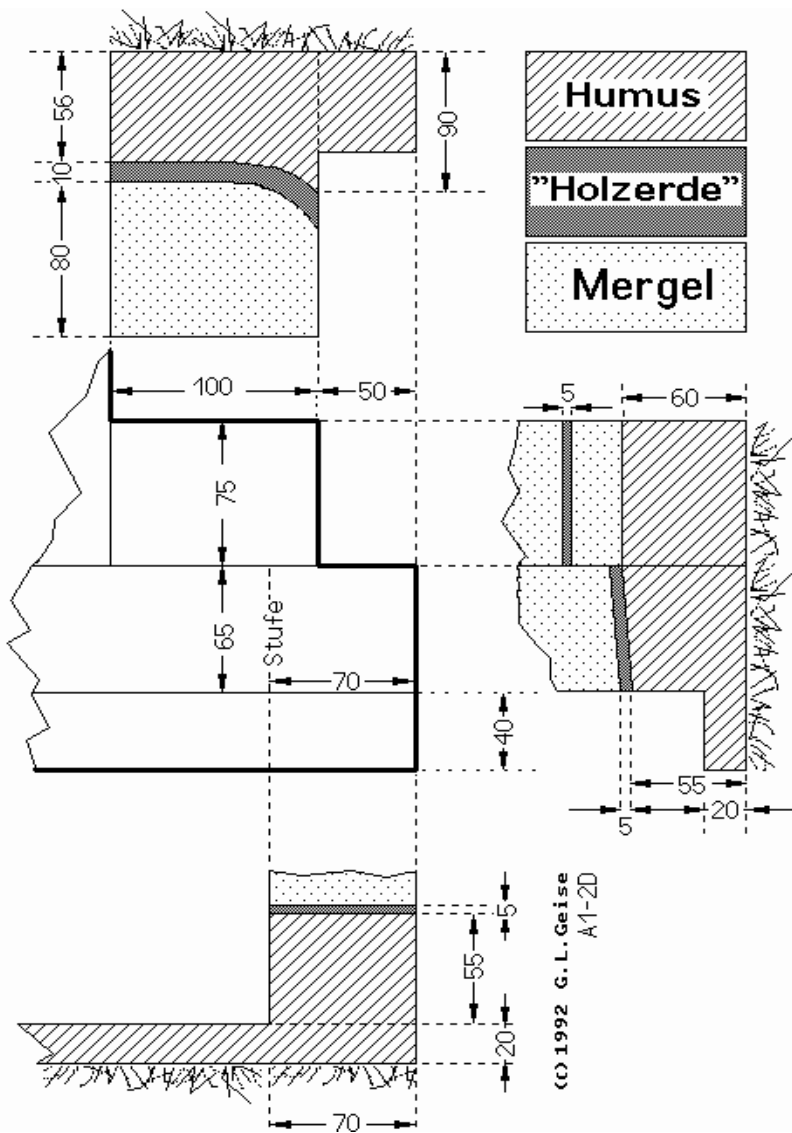
(C) 1992 G. L. Geise  
A1-2C

berührten“ Mergelschicht lag und von dem wir annahmen, dass er früher für eine beabsichtigte Fehlmutung durch spätere Rutengänger platziert worden war (s. Abb.). Dieser Steinbrocken strahlte auch nach seiner Bergung so stark, dass es selbst mit Messgeräten feststellbar gewesen wäre. Schon stark frustriert ob fehlender Grabfunde machte sich bei uns leise der Verdacht breit, ob nicht die Archäologin Frau Dr. Haas doch Recht hatte mit ihrer Behauptung, hier sei nichts.

Eine andere Gruppe hatte unterdessen eine Grabung bei „Objekt 13“ begonnen, an dieser Stelle fand sich in fünfunddreißig Zentimetern Tiefe eine leicht gebogene Reihe aus etwa zwanzig Zentimeter dicken Natursteinen, mit nordsüdlicher Ausrichtung. Eine weitere Gruppe begann, die Zerstörung durch die Gemeinde an „Objekt 3“ zu begutachten und auszuheben, was der Bagger dort aufgefüllt hatte. Als im aufgefüllten Aushub Scherbenreste zutage kamen, führten wir von hier aus nach allen Seiten Sondierungsgrabungen durch. Und dann kam das, was uns aus dem beginnenden Frust riss. Ein Schrei: „Wir haben die Mauer!!!“ ließ allen anderen Grabenden die Werkzeuge aus den Händen fallen und sie zum „Objekt 3“ rennen.

Und da war sie, die „Mauer“! Inzwischen waren einige Meter davon freigelegt worden. Sie verlief (hier) in nordöstlicher Richtung, bestand aus zwei Lagen durchschnittlich zwanzig Zentimeter großen, runden Natursteinen, etwa zehn bis zwanzig Zentimeter unter der Grasnarbe. Exakt der von uns gemutete und daher prognostizierte Teil der „Mauer“ (9)





„Objekt 2“, Seitenwände/Horizont

war durch die „qualifizierte“ Baggerarbeit zerstört worden. Davor und dahinter zog sie sich schnurgerade hin.

Der Fund der „Mauer“ gab uns neuen Auftrieb, und so wurde aus der „Frustgrabung“ eine „Lustgrabung“. Bis zum Samstagabend hatten wir etwa zwanzig Meter der Steinsetzung freigelegt.

### Der dritte Grabungstag

Sonntag, 23.08.92 fanden wir uns um 9:00 Uhr wieder am Grabungsplatz ein. Wir bildeten mehrere Gruppen, die an den „Objekten 2, 3 und 13“ weiterarbeiteten. Bis zum Abend konnten wir die folgenden imponierenden Ergebnisse vorweisen:

### „Objekt 2“

Der gemutete Bestattete war anscheinend durch Verwesung total

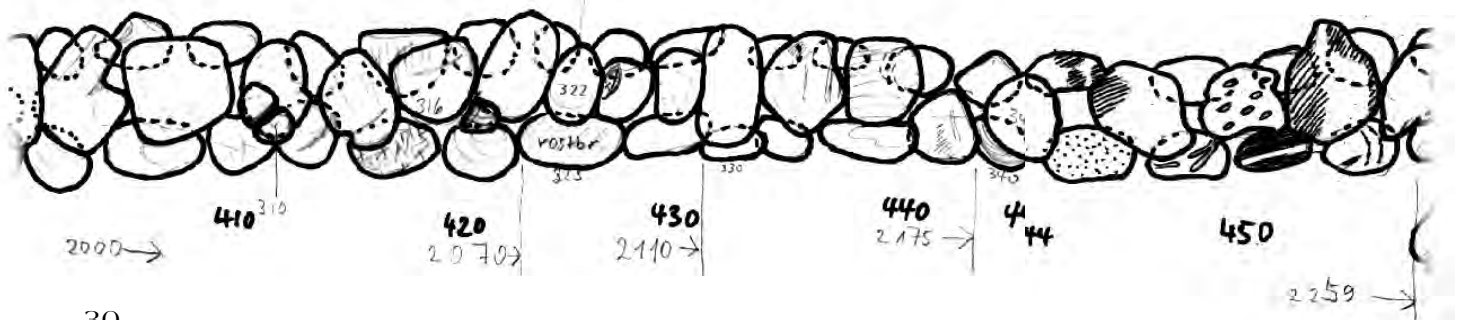
vergangen. Die eventuellen Beigaben waren so weit oxidiert und korrodiert, dass sie sich nur noch durch Verfärbungen im Erdreich darstellten. Neben zahlreichen meist kleineren Scherben fanden wir Holzkohle in 1,30 Metern Tiefe in der Mergelschicht, vergangene Holzreste in etwa einem Meter Tiefe und Metallreste. Ganze Metall-Oxidationsschichten zogen sich stellenweise durch das Erdreich. Höhepunkt war der Fund von Metallkettengliedern (s. Abb.) und einer Schließe, die allerdings fast nur noch aus Rost bestanden. Sie lagen dort, wo wir den Beigesetzten prognostiziert hatten. Dass dieser Teil der Ausgrabung mit feinsten Instrumenten vor sich ging, mit Spachteln, Löffeln, Pinzetten und Pinseln, versteht sich von selbst. Doch diese penible Arbeit erforderte natürlich Unmengen an Zeit, die wir leider nicht hatten. So konnte das Grab leider nicht komplett erschlossen werden.

### „Objekt 13“

Da wir unter der freigelegten Steinreihe eine Urne gemutet hatten, gruben wir dort bis zu einer Tiefe von siebzig Zentimetern, wo sich eine weitere Steinanhäufung befand. Weiter kamen wir auch hier aus Zeitgründen nicht.

### Die Grenzsteinreihe

Das wohl eindrucksvollste Objekt war „Objekt 14“. Wir hatten bis zum Abend zweiunddreißig Meter der „Mauer“ freigelegt (den ursprünglich gemuteten Teil, der durch den Eingriff der Gemeinde zerstört wurde, hatten wir in unserer Prognose als „Objekt 3“ bezeichnet). Um eine „Mauer“ im herkömmlichen Sinn handelte es sich jedoch nicht. Es schien sich eher um eine frühzeitliche Grenzsteinreihe zu handeln. Sauber aufeinander gesetzt lagen drei Reihen Natursteine im Boden. Mit einer Breite von etwa dreißig



# Erfolg für Efodon: Landesamt gräbt weiter

Funde auf Baugrundstück lassen auf frühzeitliche Gräber schließen – Grundstock für Heimatmuseum

Seehausen – Nach dem ersten Augenschein befand das Landesamt für Denkmalpflege: „Wir sind an Ausgrabungen nicht interessiert“. Daß die Behörde ihre Meinung änderte und sich am Montag zu einer Notgrabung auf dem Baugrundstück Ecke Fügsee/Brunnenanger in Riedhausen entschied, ist das Verdienst von Efodon. Die Vereinigung, die an der Erforschung und Lösung bisher unerklärbarer Rätsel der Welt mitwirken will, hat nämlich bewiesen, daß sich die Suche nach frühgeschichtlichen Relikten dort durchaus rentiert.

16. August eingeladen, der Grabung am 18. August beizuwohnen. Als Riemer und Geise am Sonntagabend zuvor auf das Gelände kamen, war ein Teil der Pflöcke, mit denen sie die prognostizierten Fundorte markiert hatten, verschwunden. Am Montagabend war der Schrecken noch größer. Riemer: „Es hatte bereits eine Grabung stattgefunden.“

Wir erfuhren dann von Grundstücksnachbarn, daß der Gemeindebagger auf Anordnung von Bürgermeister Bosch bereits

aktiv gewesen sei und die geöffneten Stellen dann wieder zugeschüttet habe. So eine Gemeindegrenzarbeit hat mit Archäologie nichts zu tun.“ Angeblich, so hörten die Efodon-Leute noch, seien Scherben einer Urne gefunden worden, die von der Archäologin Dr. Brigitte Haas (sie hat sich privat an der Gemeindeaktion beteiligt) in die Hallstattzeit datiert worden seien.

damals abgetragen worden: Gefunden wurden auch Metallreste, Eisenperlen, Knochensplitter, ein Kettenverschlußstück sowie eine runde Metallscheibe, einer Münze entsprechend. Riemer: „All das hat unseren Verdacht erhärtet, daß es sich hier um ein frühzeitliches Grab handelt.“

Dank der großzügigen Genehmigung von Grundstückbesitzer Adalbert Staltmayr konnte Efodon auch am letzten Wochenende weitergraben. Wieder fand man Schmuckstücke und Grabbeigaben sowie viele Scherben aus unterschiedlichen Zeiten. Riemer: „Das alles läßt den Schluß zu, daß der Hügel über einen längeren Zeitraum benutzt wurde, und daß es sich hier um kein herkömmliches einfaches Grab handelt.“ Was bisher herausgeholt wurde, sei für den Bürger unannehmlich, aber von hohem archäologischen Wert. „Für Seehausen ist die Grabung ein Bombenerfolg“, so Riemer, „weil es damit über einen hervorragenden Grundstock für ein künftiges Heimatmuseum verfügt.“

Etliche Gemeinderäte und Bürger, so Riemer, seien mit einem so abrupten Ende der Ausgrabungen nicht einverstanden gewesen. Besonders der dritte Bürgermeister Sylvester Eichberger und Heimatreferent Johann Bischl hätten sich dafür eingesetzt, daß weitergeforscht würde, und eine Grabungsgenehmigung für Efodon erreicht. Da die zunächst nur über ein Wochenende reichte, vom 21. bis 23. August, arbeitete das Team frühmorgens bis zum Eintritt der Dunkelheit. Assistenten haben zahlreiche Bürger, junge und alte, die sich für die Geschichte ihrer Heimat interessieren.

Am Samstag wurde die vermutete „Mauer“ freigelegt, eine Grenzsteinreihe, die das ganze Grundstück durchquert. Und plötzlich erinnerten sich Riedhauser, daß sie solche Steine schon beim Aushub des 100 Meter entfernten Kindergartens gesehen hätten. Die seien allerdings

Efodon will den Riedhauser Grabungen im September eine Sonderausgabe widmen – „als kleines Dankeschön an die Bürger und an den Gemeinderat“. Außerdem sollen die bis dahin gereinigten Fundstücke im Herbst bei einem Vortrag präsentiert werden. Eva Stöckerl

Wie in der vergangenen Woche berichtet, hat die Gemeinde nach dem negativen Bescheid des Landesamtes selber Initiative ergriffen und Efodon am 15. Juli gebeten, das private Baugrundstück auf Bodendenkmäler hin zu untersuchen. Die Prognose nach der radiästhetischen Begehung vom 19. bis 24. Juli: Unter der Erde befinden sich ein ovales und ein rechteckiges Grab sowie zehn weitere Urnen. In ihr Vorstatement vom 22. Juli zeichneten Thomas Riemer, 2. Vorsitzender, und Gernot L. Geise, Schriftführer von Efodon, außerdem eine Stelle ein, wo sie eine Mauer vermuteten.

Die Prognose veranlaßte den Gemeinderat zu dem Beschluß, auf eigene Kosten eine Probegrabung zu veranlassen. Efodon wurde laut eigenem Protokoll am



Foto: Geise

So sah es nach dem „archäologischen“ Einsatz des Gemeindebaggers aus. Das Landesamt für Denkmalpflege wird jetzt dafür sorgen, daß die Arbeit von Efodon („wir sind nur archäologische Laien“) fachmännisch weitergeführt wird. Goldschätze sind laut Thomas Riemer in der Erde nicht zu erwarten: „Um 300 bis 200 vor Christus war Eisen wichtiger“.

Zentimetern verlief die Steinreihe vom Revisionschacht im Nordosten des Grundstückes - dort war der weitere Verlauf durch die angrenzende Straße gestört - 6,40 Meter exakt südöstlich, bis zum ersten leichten Knick. Von dort aus verlief sie ostostsüdöstlich bis zum wesentlich deutlicher ausgeprägten zweiten Knick, der dreizehn Meter von der östlichen Grundstücksgrenze entfernt lag.

Der weitere Verlauf in ost-südöstliche Richtung zeigte auf das Nachbargrundstück und wurde nur durch die gemeindliche Zerstörung in Höhe

des von uns gemuteten „Objektes 3“ unterbrochen. Die Funde bei diesem Objekt bestanden aus Scherben, und im Bereich zwischen erstem und zweitem Knick aus Holzkohleresten zwischen den Steinen.

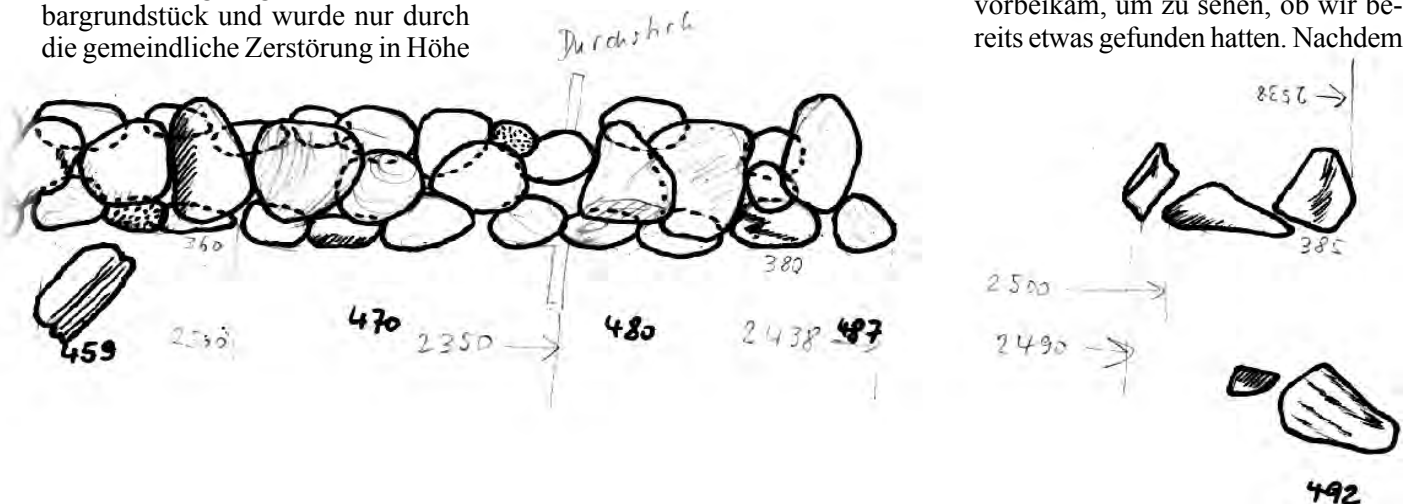
## „Objekt 15“

Eine weitere Stichgrabung über einem gemuteten Ringmauer-Segment in Höhe des südlichen Baumes musste leider aus Zeitmangel abgebrochen werden. Das arbeitsmäßig wichtigste

Objekt war nun einmal „Objekt 2“, dessen Treppenstich sich inzwischen bis auf das Gebiet des gemuteten „Objektes 1“ erstreckte.

## Besuch von Herrn Staltmayr

Wir (10) beschlossen, am Montag, dem 24. August auf dem Grabungsgelände präsent zu sein, auch, um bisher nicht berücksichtigte Vermessungen vorzunehmen. Dabei ergab es sich, dass der Besitzer des Grundstückes, Herr Adalbert Staltmayr, vorbeikam, um zu sehen, ob wir bereits etwas gefunden hatten. Nachdem



# EFODON-Grabung

wir ihm die Sachlage erklärt hatten, gab er uns die (zunächst) mündliche Genehmigung zur weiteren Grabung bis zum Baubeginn Mitte September. Es lag im gegenseitigen Interesse, bis zu diesem Termin alle Fundsachen zu bergen, damit der Baubeginn eingehalten werden konnte.

Frau Eva Stöckerl vom *Murnauer Tagblatt* interessierte sich für die Grabung und berichtete darüber in einem ersten Artikel im *Murnauer Tagblatt* vom 26. August, allerdings noch recht ungenau.

Am Donnerstag, dem 27. August, führten Thomas Riemer und Gernot L. Geise weitere Vermessungen auf dem Gelände durch.

Am Freitag, 28. August, traf die schriftliche Grabungsgenehmigung von Herrn Staltmayr per FAX ein. Die Grabung setzten wir um 15:00 Uhr fort, allerdings wurden wir durch Regenfälle gestört. Abends hielten wir eine Lagebesprechung im Gasthof „Stern“ in Seehausen ab.

Samstag und Sonntag (29./30. August) setzten wir Grabung fort, durch Regengüsse unterbrochen. Interessante Funde von diesem Wochenende waren u.a. bei „Objekt 16“ ein Stück ungeschmiedetes Eisen, und bei „Objekt 1“ in der unteren Lage, in etwa 45-55 Zentimetern Tiefe, einige Knochenfunde.

## Herr Weinzierl

Aufgrund der Information von Herrn Bosch kam am 31. August gegen 12:00 Uhr Herr *Weinzierl* vom Landesdenkmalamt, um eine erneute Überprüfung des Geländes vorzunehmen.



Géza Tipecska und Matthias Flury an „Objekt 2“

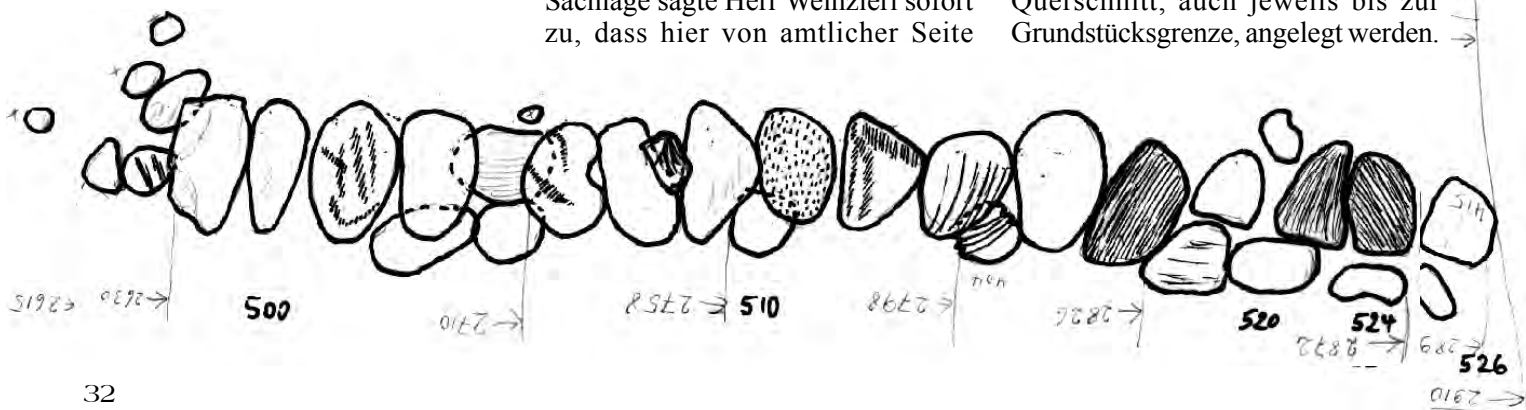


Bei „Objekt 14“. In der Bildmitte die Störung durch den Gemeindebagger.

Bemerkenswert: Herr Bosch sollte den EFODON e.V. informieren, wenn Herr Weinzierl kommt. Darauf warten wir jedoch heute noch. Der EFODON e.V. war allerdings trotzdem da.

Nach eingehender Prüfung der Sachlage sagte Herr Weinzierl sofort zu, dass hier von amtlicher Seite

eine Notgrabung durchgeführt werden sollte. Dabei sollte unser Schnitt bei „Objekt 2“ jeweils nach beiden Seiten bis zur Grundstücksgrenze bzw. bis zur Grenzsteinreihe verlängert werden. Außerdem sollte ein Querschnitt, auch jeweils bis zur Grundstücksgrenze, angelegt werden.





Dabei könnte anhand der Erdschichten festgestellt werden, ob es sich um einen menschlich angelegten Hügel handelte.

### Ein weiterer Zeitungsartikel

Nach Erscheinen eines weiteren Zeitungsartikels im Murnauer Tagblatt (11), in dem Frau Stöckerl detailliert und objektiv die Grabung schilderte, waren Thomas Riemer und Gernot L. Geise auf dem Platz anwesend, um den interessierten Bürgern, die erst durch den Zeitungsartikel aufmerksam geworden waren und sich vor Ort persönlich informieren wollten, Erklärungen zu geben.

In der folgenden Woche führten wir weitere Arbeiten an „Objekt 2“, Stich 4, durch. Dabei legte Thomas Riemer teilweise einige Metallreste

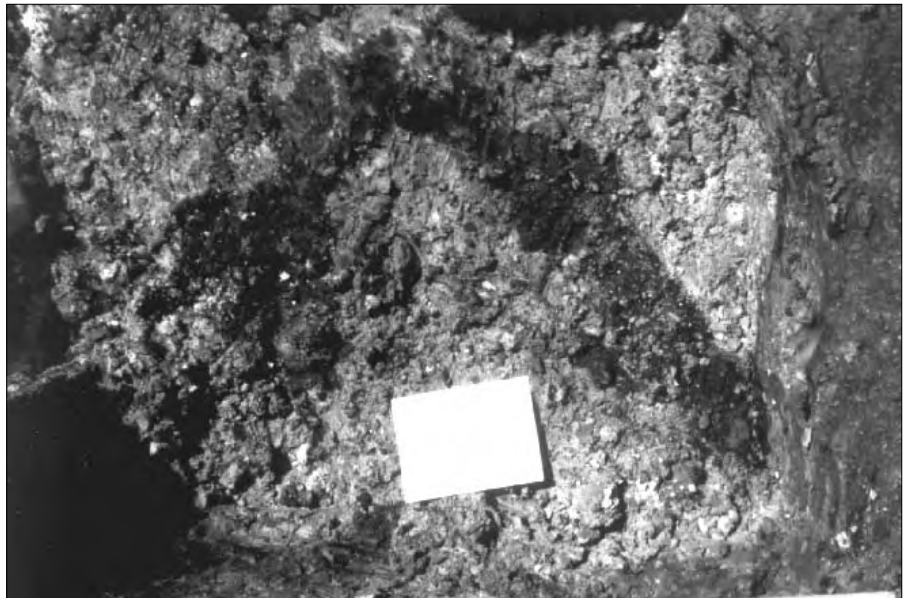


Die Grenzsteinreihe („Objekt 14“).

frei, die in etwa dreißig Zentimetern Tiefe im Boden lagen. Bei diesem Fund lag außerdem ein nicht identifizierbares Tonröhrchen mit etwa acht Millimetern Durchmesser im Boden, das einen Eisenkern enthielt.

Bei „Objekt 1“, Stich 1/2 fanden wir u.a. mitten in der Mergelschicht, in etwa 1,80 Metern Tiefe, Holz (!) und Holzkohle. Dies ist völlig unnatürlich. Zwischenzeitlich ergaben sich, auch durch die Regenfälle in den letzten Tagen herausgewaschen, eine Reihe weiterer Lesefunde:

Neben weiteren Scherben, auch alten Glasscherben und Knochen, fan-



Gut erkennbar: Die Holzkohleschicht in 1,80 Meter Tiefe.

den wir einen verbogenen Silberlöffel und einen Metallgegenstand, der wie ein alter Hufnagel aussah.

**Informierung der Landesdenkmalbehörde**  
Da durch die Menge der Funde



## EFODON- Grabung

unbedingt die Landesdenkmalbehörde informiert werden musste, hielt sich der EFODON e.V. an den vorgeschriebenen Dienstweg und veranlasste am 8. September den ersten Bürgermeister, Herrn Georg Bosch, die zuständige Behörde zu informieren.

Es kam jedoch nicht, wie oben erwähnt, das Notgrabungsteam, sondern Herr Dr. Winghart von obiger Behörde, in Begleitung von Frau Ecker und den Herren Bosch, Eichberger, Bischl, Hirschberger und G. Tipecska. Sie begingen erneut das Grundstück „Am Brunnenanger“. Auch diese Begehung wurde nur per Augenschein vorgenommen.

Dr. Winghart kam zu folgendem Ergebnis:

1) Die Grenzsteinreihe konnte von ihm nicht datiert werden, da dieses Objekt nicht in seine Fachkompetenz (Vor- und Frühzeit) fallen würde. Er erwog die Möglichkeit, dass es sich um eine neuzeitliche Drainage handeln könne. Unsere Freilegung der Steinsetzung hingegen wurde von Dr. Winghart ausdrücklich als „sehr sauber ausgeführt“ gelobt.

2) Auch unsere Schnittgrabung von „Objekt 1“ zu „Objekt 2“ bezeichnete er als gut ausgeführt. Die einzelnen Schichten seien gut zu erkennen. Er lobte ausdrücklich die Qualität und Quantität der gesamten Ausgrabung, was aber mit dem Ergebnis nichts zu tun hätte. Denn: dass es sich um einen von Menschenhand aufgeschütteten Hügel handeln würde, sähe auch er sofort. Vor seinem Besuch vor Ort hatte er die bereits von uns geborgenen und eingetüteten Funde in Frau Eckers Garage besichtigt. Die weiteren Funde, die hier noch teilweise im Boden erkennbar waren, ließen für ihn nur den Schluss zu, hier habe jemand - irgendwann - den Humus aufgegraben und Müll darin versenkt. So seien auch die Streufunde zu erklären, unter denen sich ohne Zweifel auch Hallstattscherben befanden. Diese, so konstatierte er, fände man jedoch überall. Die Menge



*Metallperlen im Erdreich, die eventuell einmal zu einem Brustpanzer gehörten. Sie bestanden jedoch nur noch aus Rostresten.*

reiche nicht für eine Notgrabung aus. Die Holzkohle- und Holzstücke in der schwarzen Schicht kämen daher, dass irgendwie organische Substanzen unter den Humus gelangt und infolge der Zeit und des Druckes von selbst verkohlt seien. Die Substanzen im Mergel bei 1,80 Metern Tiefe würden lediglich auf Wurzelreste hinweisen.

Resümee von Herrn Dr. Winghart:

*„Das Grundstück Am Brunnenanger ist kein schutzwürdiges Bodendenkmal.“*

Auf den Hinweis, dass sein Kollege, Herr Weinzierl, eine Notgrabung angeordnet habe, stellte Herr Dr. Winghart nur lapidar fest, dies müsse wohl ein Missverständnis sein. Die

beiden Zeugen dieses Gespräches, Frau Ecker und Herr Riemer, „*müssten sich da wohl verhöhrt haben*“.

Was mit der Ausbeute der von uns ergrabenen Artefakte geschah, ist uns nicht bekannt. Immerhin hatten die Funde, alle sorgfältig in Plastiktüten verpackt, die Garage von Frau Ecker gefüllt. Möglicherweise wurden Anträge formuliert, wem sie gehören, wo sie lagern dürfen und wer die langwierige Arbeit des Säuberns, Konservierens, Katalogisierens, Inventarisierens und Nummerierens übernehmen dürfe.

Der EFODON e.V. stellte erleichtert fest, dass die Artefakte nicht dem Verein gehören.



*Links „Objekt 14“, Mitte rechts „Objekt 2“*

## Resümee des EFODON e.V.

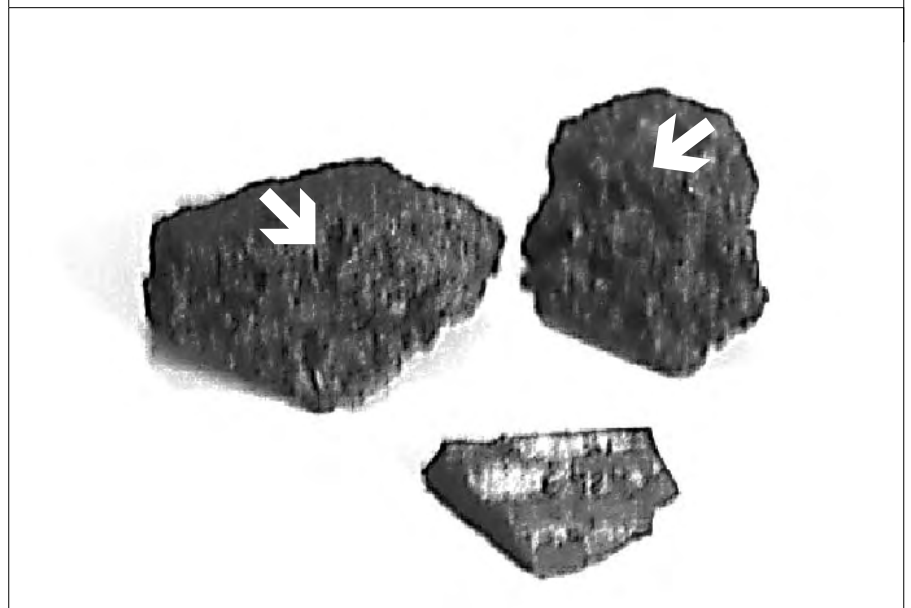
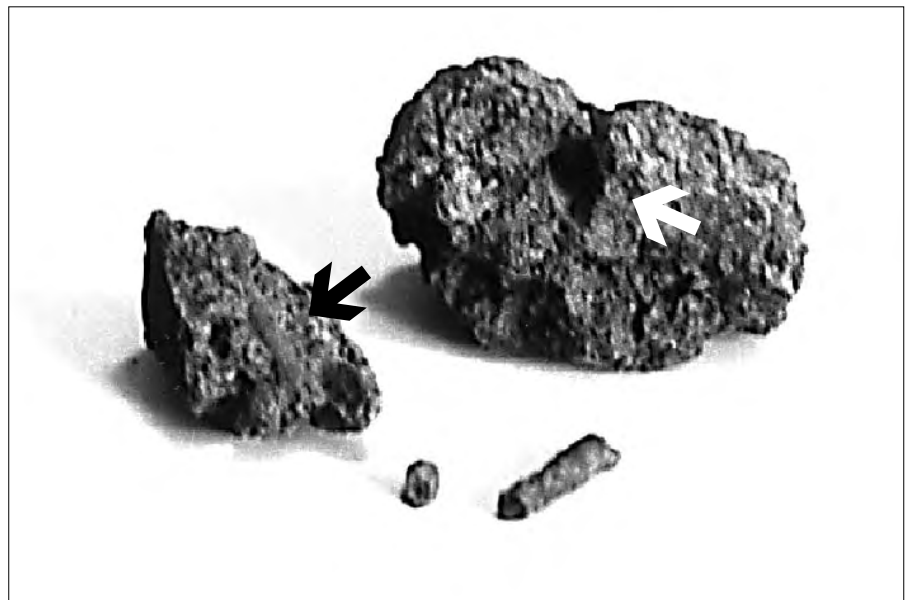
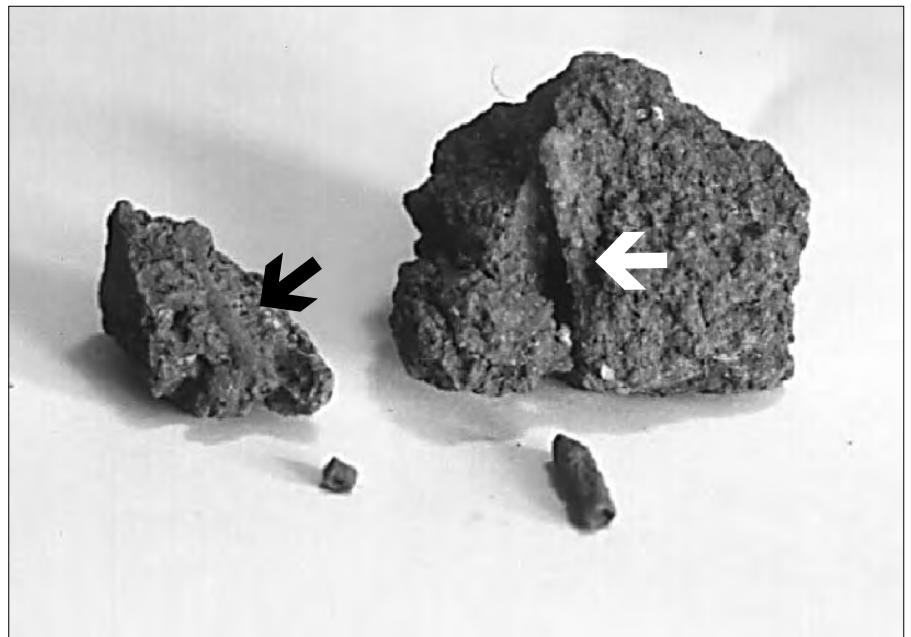
Wir behielten uns vor, anderer Meinung wie Dr. Winghart zu sein. Wir hielten uns nämlich an den fachlich vorgeschriebenen Weg, Artefakte von Berufsforschern untersuchen zu lassen, damit diese Funde analysiert und datiert werden können. Von den Ergebnissen wurde uns allerdings nichts mitgeteilt.

Nach unserer Einschätzung befand sich auf diesem Grundstück ehemals folgendes:

- ♦ Die schwarze Brandasche-Schicht (oder auch „Holzerde-Schicht“) befand sich nur in 45 und 55 Zentimetern Tiefe unter dem eigentlichen Hügel im Boden, nicht aber darüber hinaus. Diese schwarze Schicht verringerte sich mit dem Neigungswinkel des Hügels, um an jener Stelle zu enden, an der wir eine kreisförmige „Mauer“ gemutet hatten, die sich rings um den Hügel erstrecken sollte. Diese Mauer war von uns eine eindeutige Fehlmutung, da der Humus hier ohne abschirmende Brandaschenschicht direkt auf der betonharten Mergelschicht auflag. Dieser Mergel, der mit Schotter und Kieseln durchsetzt war, war von seiner Resonanz her radiästhetisch nicht von einer Beton- oder Kleinsteinmauer mit Mörtel zu unterscheiden. Dieses Ergebnis war für uns von großer Wichtigkeit, zeigte es uns doch, dass mit einer radiästhetischen Mutung zwei unterschiedliche Ergebnisse herauskommen können.

Dadurch aber konnten wir genau erkennen, wo die Brandaschenschicht aufhörte und somit der künstlich aufgeschüttete Hügel endete.

- ♦ Die Eisenteile, die wir an Ort und Stelle (in situ) vorfanden und die wir als Grabbeilagen erkannten, lassen den Schluss zu, dass wir es mindestens mit fünf Grablegen zu tun hatten. Mehr waren von uns nicht gemutet und nicht aufgegraben worden. Über die Dinge, die sich noch unterhalb unserer Grabung im Boden befinden konnten, wollten wir nicht spekulieren, aber die Hinweise mehrten sich, dass bei „Objekt 1“, Stich 1 und bei „Objekt 2“, Stich 3 noch in oder unter der Mergelschicht weitere Artefakte zutage kommen müssten.



*Einige der Artefakte, die verrostete Metallperlen zeigen. Die größeren Stücke sind Erdklumpen mit Rosteinschlüssen (Pfeile)*

# EFODON- Grabung

Diese Teile der Grabung konnten von uns mangels Zeit nicht weiter ausgeführt werden, weil der Baubeginn anstand.

Die gesamte Anlage dieses Hügels am Brunnenanger ließ für uns nur einen Schluss übrig:

## Es war ein Ludrenplatz!

*Wir hatten mehr gefunden als nur ein „Hügelgrab“: Einen Ludrenplatz (12), der durch seine taktische Lage bestach.*

*Die drei Hauptmerkmale eines Ludrenplatzes (Signalstation, nebenberufliche Bestattungen und Schmiede) ließen sich durch die Funde nachweisen. Wenn schon Streufunde bis zu einer Tiefe von 45 Zentimetern im Boden zu finden waren, die eindeutig auf Hallstattzeit (13) datiert wurden (darin stimmen Frau Dr. Haas, Herr Weinzierl und Herr Dr. Winghart überein), so war die Stratigrafie in 45 bis 55 Zentimetern Tiefe dieser oder einer noch älteren Zeit zuzuordnen.*

Das waren die Erkenntnisse aus unserer Grabung. Hier bleibt noch ein großes Dankeschön an unsere Mitglieder, die tatkräftig drei Wochenenden lang kostenlos ihre Freizeit und alle Auslagen (Reisekosten, Spesen) für die Gemeinde Seehausen opferten. Den Riedhausener sei gedankt für die tatkräftige Unterstützung bei unserer Grabung.

## Beteiligte an der Ausgrabung:

Wilfried Augustin  
Thomas Bartos  
Amparo Beer  
Sandra Beer  
Gertrud Bischl  
Johanna Ecker  
Katrin Ecker  
Matthias Ecker  
Christian Fahrner  
Hilmar Fahrner  
Thorsten Fahrner  
Matthias Flury  
H. Gamperling  
Wieland Gaum  
Gernot L. Geise  
Hans Guggemos  
Inge Hermeling  
Alexander Jahnke  
Hr. Kienast

Florian Krammer  
Michael Krammer  
Ernst Kroeger  
Horst Kroeger  
Matthias Krüger  
Franz Löhner  
Christian Lück  
Johannes Lück  
Reinhold Lück  
Irene Merz  
Markus Meiler  
Dominik Meyer  
Dr. Paul Meyer  
Isolde Nist  
Björn Offen  
Kjell Offen  
Gisela Preuß  
Anke Riemer  
Regina Riemer  
Thomas Riemer

K. Schmidt  
Benedikt Schmötzler  
Martin Schmötzler  
Maxi Schmötzler  
Elisabeth Seifert  
Géza Tipecska  
Irene Weu



*So stand ein Jahr später das neu errichtete Haus auf dem Gelände „Am Brunnenanger“. Von der Grenzsteinreihe ist nichts mehr zu sehen, sie wurde weggebaggert.*

## Nachwort

Bis zum Januar 1993 hatte sich auf dem Gelände „Am Brunnenanger“ einiges getan: Die Baugrube war ausgehoben und das geplante Haus stand bereits im Rohbau. Von der vom EFODON e.V. freigelegten Grenzsteinreihe war nichts mehr zu sehen, wahrscheinlich ist sie mit dem Bauschutt abgefahren worden... was EFODON-SYNESIS Nr. 5/2000

ist schon eine alte Grenzsteinreihe? Es gibt zwar in Bayern keine zweite freigelegte Reihe in dieser Art und Länge, jetzt jedoch gibt es gar keine mehr (14).

Inzwischen ist das Haus längst fertiggestellt und bewohnt.

### Anmerkungen

- (1) Siegfried Hirschberger, 1. Vorsitzender.
- (2) Herr Eichberger, Bauausschuss.
- (3) Gernot L. Geise, Hans Guggemos, Reinhold Lück, Thomas Riemer.
- (4) Radiästhesie: Wünschelruten- und Pendelkunde.
- (5) siehe: Thomas Riemer „Beobachtungen zu einem vermuteten ‚Hügelgrab‘“ und Reinhold Lück „Beobachtungen zu dem vermuteten ‚Hügelgrab‘ in Seehausen, Gemarkung Riedhausen, Am Brunnenanger“ in EFODON NEWS Nr. 9/1992, S. 10-12.
- (6) Thomas Riemer, Gernot L. Geise.
- (7) Thomas Riemer, Gernot L. Geise.
- (8) 1. Bürgermeister von Seehausen, Herr Voegele, Frau Dr. Haas und zwei Gemeindearbeiter (mit Gemeindebauger).
- (9) siehe Prognose in EFODON NEWS 9/1992.
- (10) Thomas Riemer und Gernot L. Geise.
- (11) siehe oben
- (12) vgl. EFODON-Projekt 1 „HOLZHAUSEN“ (EFODON NEWS Nr. 3/1991, S. 3); T. Riemer: „Ein Versuch, den Teufel ein letztes Mal an die Wand zu malen“ (EFODON NEWS Nr. 3/1991, S. 6); „Der ‚Ludrenplatz‘ auf dem Herzberg“ (EFODON NEWS Nr. 4/1991, S. 12)
- (13) Im 8. Jahrhundert v.Chr. geht die Urnenfelder-Zeit in Mitteleuropa in die Frühe Eisenzeit über, an deren Beginn die Hallstatt-Zeit steht, die ungefähr bis ins 5. Jahrhundert v.Chr. dauerte und dann von der La-

## EFODON- Grabung

Tène-Kultur abgelöst wurde. (Dr. Uwe K. Paschke in „Holle Universalgeschichte“, Erlangen 1991, S. 156).

- (14) EFODON NEWS Nr. 13/1993, S. 22.

Fotos und Risszeichnungen:  
Gernot L. Geise

*(Teile dieses Berichtes sind bereits in EFODON NEWS Nr. 10/1992 unter dem Titel „Hier gibt es nichts?“ von Thomas Riemer und Gernot L. Geise veröffentlicht worden)*

# Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei

[http://www.efodon.de/html/archiv/natur/weitere/2000\\_fuchs\\_wasser.pdf](http://www.efodon.de/html/archiv/natur/weitere/2000_fuchs_wasser.pdf) ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde.

Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



# Feuerlaufen und die Wahrheit

(c) Gerhard Halbich

veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 41 (5/2000)

Ein Bericht über Füße, die alles tragen und die noch mehr ertragen können: Am 27. Mai 2000 fand in Leihgestern (in der Nähe von Gießen) in der Volkshalle der spektakuläre erste „Lindener Feuerlauf“ statt. Dazu liefen die Teilnehmer des „Erfolgs-Seminars Power-Weekend“ über eine drei Meter lange Glut eines abgebrannten Holzstoßes. Das Seminar wurde von „Mastercoach“ Eric Adler (Mondsee/Österreich) geleitet. Die Glut der Holzkohle wurde mit rund tausend Grad Celsius angegeben.

In dem Magazin „P.M.“ (Ausgabe Juni 2000) konnte man nicht nur lesen, dass die Füße des Menschen aus 26 Knochen, 114 Bändern und 20 Muskeln bestehen, sondern dass diese zwei Treter auch in einem Leben etwa zweieinhalbmal rund um den Globus laufen.

Weiterhin wurden in dieser Ausgabe die „physikalischen Eigenschaften der Gehwerkzeuge“ entlarvt. Zwar würde seit einigen Jahren in „New-Age-Zirkeln“, in Lebenshilfeseminaren und auf Managerschulungen das Feuerlaufen über glühende Kohlen offeriert, um angeblich Ängste zu überwinden, zum „inneren Selbst“ zu finden und den Willen zu stärken, doch dies wäre falsch! Trotz all dem sei das Feuerlaufen schick und angeblich ein Wunder oder Sieg des Geistes über die Materie.

Dabei würde jedoch übersehen, dass Wissenschaftler der Max-Planck-Gesellschaft diese Phänomene längst als Trick entzaubert hätten. So sei die Kohlenglut in Wirklichkeit nicht 900° C, sondern maximal nur 440° C heiß! Außerdem betrage in der Hornhaut des Feuerläufers die Temperatur sogar nur rund 100° C, was ein jeder Mensch für einen kurzen Moment aushalten könne! Deshalb sei das Feuerlaufen nicht der Sieg des Geistes, denn dies sei jederzeit ohne irgendeine rituelle Vorbereitung möglich!

Ich selbst konnte am 27. Mai in der Nähe von Gießen ein solches „euphorisches Ereignis“ als Zuschauer genießen, denn das „Power-Weekend“ von 28 Männern und Frauen, angeheizt durch einen „Mastercoach“ und von mystischer Musik begleitet, war in Wirklichkeit nur ein Schaulusteffekt, den man durchaus kritisieren kann:

Von tausend Grad heißer Glut konnte keine Rede sein, denn bei echter glühender Kohle und Flammenstoß hätte dieses Schauspiel ganz anders ausgesehen. Bei der Vorbereitung hatte der Feuerwehrmann zwar einen Schutzanzug angezogen, weil es beim Abbrennen des exakt geschichteten Holzstoßes doch ganz schön heiß wurde. Doch bis zum Beginn des Laufes war das Holz bereits niedergebrannt. Bei Dunkelheit hat die verteilte glühende Asche aus Papier und Holzresten zwar schön geleuchtet, das war jedoch ein beabsichtigter Schaulusteffekt.

Das Geschehen hinterlässt bei allen Sachkennern ein Kopfschütteln, denn all dies, was hier ohne Technik und Hypnose absolviert wurde, kann man höchstens als eine „mentale Öffnung“ der Feuerlaufteilnehmer bezeichnen, weil inzwischen die Forschungen seriöser Wissenschaftler eindeutig die Gründe für ein Gelingen genannt haben. Daran ist nichts Spektakuläres.

Aus diesem Grunde verwundert es immer wieder, dass uninformierte Mitmenschen sich von Scharlatanen zu einem solchen nutzlosen Spektakel verführen lassen!

Darum muss die Frage erlaubt sein, ob intellektuelle Schwäche oder absolute Weltfremdheit bei Feuerläufern zu einer solchen „Beglückung durch Selbstbestätigung“ führt?

Letztlich partizipieren am Feuerlaufen nur die „Coachs“ und Ausrichter eines solchen Spektakels, weil diese wissentlich meist die Unwahrheit referieren und mit horrenden Preisen die Teilnehmer an einem solchen Ereignis nur abzocken wollen!

Obwohl man heute noch in Kreisen der sogenannten Mentaltrainer das Feuerlaufen als eine „psychische Motivation mit Visualisierung“ bezeichnet, scheint es doch an der Zeit zu sein, dass man solchen „Heilsbringern“ Einhalt gebietet; zumal sie inzwischen genau wissen sollten, warum die menschlichen Gehwerkzeuge Kohlenglut vertragen können.

Daher sollte man die akademisch verpackten Rechtfertigungen fürs Feuerlaufen durch solche „Coachs“ auch als Lüge bezeichnen dürfen!



*Feuerlaufen über einen Teppich von glühender Asche (27. Mai 2000 in Leihgestern bei Gießen) (Foto: Gerhard Halbich)*



# Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei [http://www.efodon.de/html/archiv/vorgeschichte/roth/2000\\_roth\\_klusfelsen.pdf](http://www.efodon.de/html/archiv/vorgeschichte/roth/2000_roth_klusfelsen.pdf) ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



# Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei [http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/ritter/2000\\_ritter\\_himmelfahrt.pdf](http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/ritter/2000_ritter_himmelfahrt.pdf) ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



# Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei [http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/ritter/2000\\_ritter\\_wahrheit.pdf](http://www.efodon.de/html/archiv/sonstiges/ritter/2000_ritter_wahrheit.pdf) ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



# Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei

[http://www.efodon.de/html/archiv/chrono/geise/2000\\_geise\\_zeitraum.pdf](http://www.efodon.de/html/archiv/chrono/geise/2000_geise_zeitraum.pdf) ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde.

Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



# Germanen, Kelten, Griechen oder Römer?

Ein Besuch der Landesausstellung "Römer zwischen Alpen und Nordmeer" in Rosenheim

(c) 2000 Gernot L. Geise

In Rosenheim wurde bis zum 5. November 2000 im "Lokschuppen" die Landesausstellung "Römer zwischen Alpen und Nordmeer" gezeigt. Dazu wurde auf dem Platz vor dem "Lokschuppen" ein antikes Theater aufgebaut, in dem unter freiem Himmel begleitend zur Ausstellung kulturelle Veranstaltungen stattfanden. Weiterhin wurde flächendeckend in allen möglichen Städten für die Ausstellung Werbung betrieben. Zeitgleich waren landesweit ähnliche "Römer"-Ausstellungen zu sehen. Beispielsweise im Deutschen Museum in München ("Pompeji - Natur, Wissenschaft und Technik in einer römischen Stadt", bis 28. Mai), im Burgmuseum der Burg Grünwald, in Burgweinting oder in Kempten mit einer Schaugrabung.

Wir waren dort und haben uns angeschaut, was unter Federführung der Prähistorischen Staatssammlung München dort gezeigt wurde. Leider durfte man in den Ausstellungsräumen nicht fotografieren, was durch Überwachungskräfte, ausgerüstet mit Funksprechgeräten, kontrolliert wurde.



Zunächst betrat der Besucher einen Raum, in dem in düsteren Grau-Farben eine Art Waldesdickicht dargestellt war. Zur rechten Seite standen einige Figuren in "römischen" Kostümen, nicht sehr intelligent blickend, auf der linken Seite, hinter Unterholz versteckt, lugten einige helmbewehrte Köpfe aus dem Dickicht, die wohl "Germanen" darstellen sollten. Schon hier wurde dem Besucher klargemacht: Die Römer waren – zumindest was die Ausstattung betrifft – den Germanen überlegen.

"Endlose Kolonnen römischer Legionäre ziehen 15 v. Chr. über die Alpen, um zunächst das keltische Land zwischen den Bergen und der Donau zu besetzen. Aber es mussten auch herbe Rückschläge eingesteckt werden" (1), hieß es. Wie diese "endlosen Kolonnen" jedoch über die Alpen gekommen sein sollen, stand nirgends. Der Besucher musste es glauben, weil er es nicht besser weiß. Wie schon früher dargelegt (2), gab es zu dieser Zeit jedoch nur zwei Alpenübergänge, und das waren bessere Trampelpfade, die sich qualvoll über Berge und durch Schluchten wanden, völlig ungeeignet für einen Truppenübergang. Wenn es also wirklich so gewesen wäre, dass besagte Legionen, Mann hinter Mann, die Alpen überquert hätten, so hätte auf "germanischer" Seite eine Handvoll Kämpfer ausgereicht, um sie ohne große Anstrengungen niederzuzumetzeln.

Hinzu kommt, dass zu jeder Legion der sogenannte Tross gehörte, der u.a. für den Nachschub der kämpfenden Truppe zuständig war. Ohne diesen Tross war keine Legion ausgerückt. Der Tross bestand überwiegend aus beladenen Transportwagen, und wie diese die Alpen-Trampelpfade überquert haben sollen, kann kein Historiker beantworten.

Beeindruckend waren die spätantiken Straßenkarten "Tabula Peutingeriana" (benannt nach dem Augsburger Humanisten Konrad Peutinger [1465-1547]), die aus dem 12. oder 13. Jahrhundert stammen und angebliche Kopien von Originalen sind, die es jedoch niemals gab. Mit ihnen ein war meterlanger Durchgang beklebt, sie stellen (angeblich) die ältesten "römischen" Straßenkarten dar.



"Im Schutz des Limes mit seinen Wachtürmen und Kastellen entstanden Handwerkersiedlungen, Dörfer, Städte und ein gut ausgebautes Straßennetz nach Vorbildern in Italien" (1). Wie ich schon darlegte (2), war der Limes nichts weiter als eine Zollgrenze, dessen einzige Funktion darin bestand, Warenlieferungen von einer Seite zur anderen zu besteuern. Das geht u.a. daraus hervor, dass auf beiden Seiten dieselben "Germanen" lebten. Es ist geradezu eine Unterstellung, zu behaupten, durch den "Schutz des Limes" seien Dörfer und Städte entstanden. Ehrlicher müsste es heißen "trotz des Limes sind sie entstanden". Und das "gut ausgebaute Straßennetz" stammt ebenso wenig von den "Römern". Es war nämlich schon vorher da und wurde nur von ihnen genutzt. Es konnte nicht – wie es den Besuchern impliziert wird – nach italienischen Vorbildern angelegt worden sein, denn zu jener Zeit gab es dort gar kein Straßennetz, wie jeder Archäologe weiß!



Die Ausstellung zeigte die in jeder "Römer"-Ausstellung üblichen Funde, von Waffen über Bekleidung bis zu alltäglichen Gegenständen wie Flaschen oder Schmuck und Münzen. Dass es sich hierbei nicht unbedingt um "römische" Gegenstände handeln musste, erkannte der "unvorbelastete" Besucher allerdings nicht, auch wenn hier und dort erwähnt wurde, dass "griechische Einflüsse" vorhanden seien. Bemerkenswert eine Reliefdarstellung mit der Beschreibung, ein griechischer Lehrer bringe auf der Darstellung "römischen" Kindern Griechisch bei. Abgesehen davon, dass man an Hand des Bildnisses nicht erkennen konnte, dass der "Lehrer" ein Grieche war, und auch nicht, weshalb es sich ausgerechnet um "römische" Kinder handeln soll, erscheint es mir sehr suspekt, dann zu behaupten, die Kinder würden Griechisch-Unterricht erhalten. Warum nicht Lateinisch? Oder Germanisch?

Überhaupt ist mir aufgefallen, dass in dieser Ausstellung von "Germanen" geredet wurde,



während die Kelten nicht erwähnt werden. Alle so dargestellten "römischen" Gegner waren "Germanen". Noch vor zehn Jahren wäre eine solche Darstellung völlig unmöglich gewesen, standen die "Germanen" doch im "Dunstkreis" der Nationalsozialisten, die im "Dritten Reich" den "Germanenkult" überbetonten. Doch was soll's, schon Theodor Mommsen (3) stellte fest, dass man Kelten und Germanen nicht auseinander halten könne, weil sie nicht nur körperlich, sondern auch bezüglich ihrer Kultur völlig identisch seien.



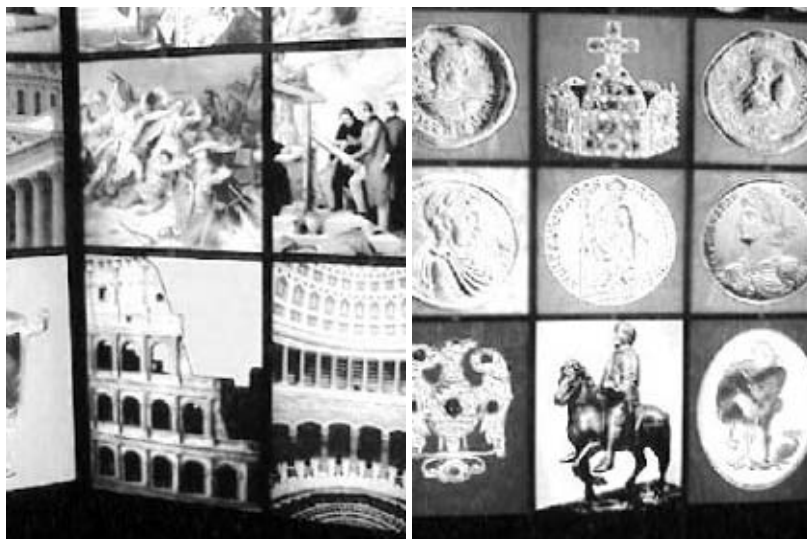
"Über lange Zeit lebten Römer und Germanen weitgehend friedlich nebeneinander, schlossen diplomatische Verträge, tauschten Geschenke aus und handelten mit begehrten Waren" (1). Wen verwundert das, wenn man weiß, dass die "gefürchteten Römer" die eigenen Verwandten waren, die zum "Wehrdienst" eingezogen worden waren! Zu Beginn der Ausstellung fand eine Führung statt, und den Besuchern wurde erklärt: "Vergessen Sie bei dieser Ausstellung nicht, dass die Römer böse Aggressoren waren!". Nein! Genau das waren sie eben nicht! Es waren Wehrpflichtige Einheimische, genauso wie bei unserer Bundeswehr. Dass diese Eingezogenen auch bei Kampfhandlungen an den Grenzen eingesetzt wurden, ist völlig normal und hat mit Aggression nicht viel zu tun. Die "römischen" Legionen bestanden aus einheimischen Bürgern und standen unter dem Befehl einheimischer Offiziere (also Keltogermanen!). Mit (den heutigen) Italienern hatten sie ebenso wenig zu tun wie wir heute. Denn: das, was als "Imperium Romanum" bezeichnet wird, gab es – zumindest zu jener Zeit – nicht! Und "Rom", die "ewige Stadt", gab es zu jener Zeit ebenso wenig. Doch darüber ein anderes Mal mehr.



"Im 3. Jahrhundert n.Chr. stürzte das römische Imperium in eine tiefe Krise. Die innere Schwäche nutzten germanische Fürsten zu großangelegten Beutezügen ... Mit dem Abzug des Militärs im 5. Jahrhundert war das Ende der römischen Herrschaft besiegelt" (1). Der "Abzug des Militärs" ist ein Thema für sich, denn gegen Ende des "Römischen Reiches" müssen – glaubt man den Geschichtsbüchern – nicht nur hunderttausende, nein, Millionen von "römischen" Legionären in Germanien stationiert gewesen sein. Wohin sollen sie wohl abgezogen worden sein? Nach Italien etwa? Tatsache ist, dass sie so restlos verschwunden sind, dass man sich fragen muss, ob sie sich etwa in Luft aufgelöst haben? Für mich steht es heute fest, dass es niemals "römische" Besatzer gab. Und schon gar keine, die aus dem (heute) italienischen "Rom" über die Alpen kamen, um den Keltogermanen mit Waffengewalt "die Kultur" zu bringen. Zu viel spricht dagegen.

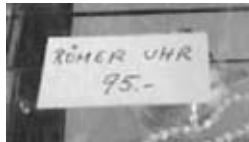
Die Ausgangstür der Ausstellung wurde beidseitig durch große, mosaikartig zusammengesetzte Leuchtbildwände flankiert, auf

denen neben "römischen" Münzen und Bauwerken auch beispielsweise Napoleon Bonaparte oder "Karl der Große" (die gefälschte Reiterfigur aus dem Pariser Louvre) dargestellt wird. Da ich keine diesbezügliche Erklärung bei den Fotos sah, fragte ich mich, was das alles mit "Römern" zu tun hat? Sicher könnte ich mir vorstellen, dass die Ausstellungsleitung hier dem Besucher darlegen wollte, was aus dem "Römischen Reich" erwuchs, doch warum die Bilder dann wahllos durcheinandergewürfelt waren, wollte mir nicht einleuchten.





Sollte es ein Gag sein oder wollte man nur testen, was man den Besuchern alles als "römisch" unterjubeln kann? In einer Vitrine im Vorraum der Ausstellung lagen neben käuflich erwerbbarer "römischer" Repliken zwei Armbanduhren, die mit "Römeruhren" beschriftet waren...



*Rechts: "Römer-Uhren"? Man kann den "Römern" zuschreiben, was man will, doch das geht wohl etwas zu weit! (Vitrine im Ausstellungsvorraum)*

### **Quellen**

- (1) Faltblatt "Römer zwischen Alpen und Nordmeer" zur Landesausstellung 12. Mai bis 5. Nov. 2000
- (2) Gernot L. Geise: "Wer waren die Römer wirklich?", Hohenpeißenberg 1997
- (3) Theodor Mommsen: "Römische Geschichte", Wien 1932

(Fotos: (c) Gernot L. Geise)

---

# Scheibenförmige Flugkörper in der Luftfahrtgeschichte insbesondere auch solche im 2. Weltkrieg

(c) Martin Schmidt-Bredow; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 4/2000

Vom Anfang der Luftfahrtgeschichte an gab es Versuche mit scheibenförmigen Flugkörpern. Bereits um 1885 bewies der französische Physiker Sanderval, dass zum Fliegen nicht unbedingt die Bauweise den Vögeln abgeschaut werden muss. Er baute Flugmodelle mit scheibenförmigen Tragflächen, die aber offenbar - wie so vieles damals - nicht über das Modell- oder Versuchsstadium hinauskamen.

In den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde dann der Gedanke wieder von den Amerikanern aufgegriffen. Dort flogen damals erste bemannte Versuchsflugzeuge mit großen Scheibenflügeln. Dies führte dann zum Ende des Zweiten Weltkrieges zum Bau der „fliegenden Pfannkuchen“ („Flying Pancakes“) durch die US-Firma Chance-Vought, eines über 600 km/h schnellen Kampffliegers mit zwei Propeller-turbinen.

Gerüchte, dass zeitgleich in Deutschland unter strengster Geheimhaltung eine Art von „Fliegenden Untertassen“ entwickelt worden sein sollen, tauchten einige Jahre nach Kriegsende auf.

Dazu schrieb 1984 der Pilot und Luftfahrtjournalist Peter Pletschacher in der Zeitschrift „PM“, der drei Tonnen schwere „Flugkreisel“ mit 14,40 Metern Durchmesser des Erfinders Rolf Schriever soll von fünf Dieselmotoren angetrieben worden sein. Nach Berichten eines angeblichen Augenzeugen soll er im Februar 1945 bei Prag erprobt worden sein (wahrscheinlich von Andreas Epp, der mit seiner Leica Fotos davon machte, leider hatte er kein Teleobjektiv). Dieser Flugkreisel soll hohe Überschallgeschwindigkeiten erreicht haben. Auch die von einem anderen Ingenieur, Dr. Miethel, entwickelte Flugscheibe soll sagenhafte Flugleistungen erreicht haben. Pletschacher weiter: *„Es gibt zwar Informationen darüber, dass Rolf Schriever tatsächlich ein Fluggerät gebaut hat, aber nach eigenen Aussagen wurde es schon bei Bodenversuchen zerstört. Alle anderen Behauptungen gehören ins Reich der Fabel.“*

Das ändert aber nichts daran, dass die Idee kreisförmiger Fluggeräte immer wieder aufgegriffen wurde, wie von der kanadischen Firma AVRO in den fünfziger Jahren. Dabei sollten die Abgasstrahlen von Düsenaggregaten durch einen Schlitz am Rande der Scheibe austreten und die Luft von der gewölbten Oberseite mitreißen, so dass durch den auftretenden „Coanda“-Effekt schon im Stillstand ein Auftrieb entstehen würde. Bereits im Anfangsstadium sollen die Ingenieure diese Technik jedoch wieder verworfen haben.

Mit nach unten gerichteten Strahltriebwerken experimentierte ebenfalls in der Nachkriegszeit der deutsche Konstrukteur Andreas Epp unter schwierigsten Bedingungen, ebenso wie ein französischer Professor, was aber von den etablierten Flugingenieuren entweder behindert oder belächelt wurde und nie die größere Öffentlichkeit erreichte. Bei Epp versuchten immerhin die Alliierten, seine Konstruktionsunterlagen zu beschlagnahmen. Denn Andreas Epp war nicht nur der oben angeführte Zeuge von Anfang 1945, er gehörte zu den Mitentwicklern der Flugscheiben-Luftwaffen-Aktivitäten, verfolgte aber ein etwas anderes Antriebsprinzip als Schriever und Miethel. Während die letzteren in russischer Gefangenschaft verschollen sind, überlebte Epp im Westen, kam aber aufgrund fehlender finanzieller Mittel wenig über das Bastelstadium hinaus, auch wenn ihn schon mal ein ehemaliger deutscher Kollege aus





*Originalaufnahme: Probeflug eines Flugkreisels im Februar 1945, kurz vor dem russischen Einmarsch und der Besetzung Prags. Die Schlieren auf dem Bild entstanden dadurch, weil Andreas Epp das Foto am Körper im Strumpf versteckte (aus: J. Andreas Epp: „Die Realität der Flugscheiben. Ein Leben für eine Idee“).*

dem früheren deutschen und jetzt amerikanischen Team von Wernher von Braun besuchte, der inzwischen bei der NASA eine hohe Stellung erreicht hatte.

Es bleibt die Frage: Was hat Andreas Epp da im Frühjahr 1945 bei Prag in leidlicher Qualität fotografiert? Seine eigene Entwicklung war es nicht. Hatte er vielleicht gar ein „echtes“ UFO, mit dem typischen kleinen Kuppelchen in der Mitte der Scheibe, vor seine Linse bekommen?

*(Erstveröffentlichung in EFODON NEWS Nr. 28/1995)*

---

**J. Andreas Epp:  
Die Realität der Flugscheiben  
Ein Leben für eine Idee**

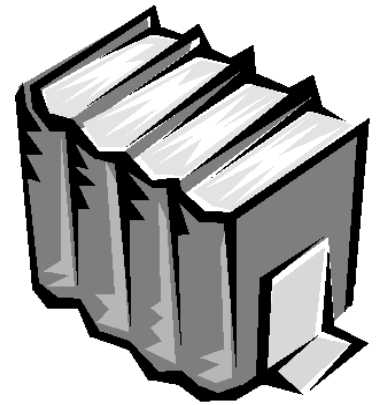
EFODON-DO 25

175 Seiten A5, 67 Abb., Pb.

ISBN 3-932539-20-6 (DM 27,00)



# Bibliothek alter Werke



## Zur Neuerscheinung von Wilhelm Kammeier, „Die Fälschung der deutschen Geschichte“

### Buchbesprechung von Uwe Topper

Nach vielen Bitten aus der großen Gemeinde der Kammeier-Verehrer hat der mutige Verleger Roland Bohlinger endlich eine Neuauflage von Wilhelm Kammeier, „Die Fälschung der deutschen Geschichte“ - es ist die elfte Auflage, wie er schreibt - herausgebracht, und die Bestellungen laufen ein. Kammeiers Buch, das so grundlegend unser Verständnis für unsere eigene Geschichte verändert hat, wird von den verschiedensten Seiten her gefordert, sei es aus Neugier, um endlich zu lesen, was dieser Mann wirklich geschrieben hat, sei es aus Verehrung, um endlich das berühmte Buch auf dem eigenen Bücherschrank stehen zu haben und Einzelheiten wieder nachlesen zu können (wie bei mir der Fall), sei es aus akademischer Routine, um den Urheber jener ganz sonderbaren neuen Geschichtsforschung endlich unter Benützung seines Werkes widerlegen zu können.

Das Besondere an dieser elften Auflage ist der Anhang, weswegen auch jenen, die das Werk schon besitzen, ein Neukauf anzuraten ist. In diesem Anhang von 130 Seiten sind nämlich die neuesten Reaktionen auf Kammeier, eine Übersicht über den augenblicklichen Streit um ihn und überraschend neue Gedanken enthalten.

Zunächst bringt der Verleger Bohlinger selbst einen streitbaren Kommentar zum augenblicklichen Stand der Kammeier-Debatte, den zu lesen eine wahre Freude ist, denn eine dermaßen offene Sprache hat sich bisher kaum jemand getraut. Im er-

sten Teil berichtet Bohlinger über die „Ergebnisse der 1986 veranstalteten Tagung *Fälschungen im Mittelalter*“ durch das Institut für die Erforschung des Mittelalters“. Das war jene berühmt-berühmte Tagung, die Horst Fuhrmann in München leitete, in der eigentlich Kammeier als Hauptperson hätte behandelt werden müssen, denn nur um dessen Behauptungen ging es ja. Er wurde nicht einmal erwähnt. Aber aus den gewundenen Erklärungen, die vor allem Fuhrmann selbst zum Phänomen der immensen Fälschungen hervorbrachte, hatte Hans-Ulrich Niemitz vor zehn Jahren (gedruckt in „Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart“ 1-1991, S. 21-35) den einzig möglichen Schluss gezogen, dass Kammeiers Theorie der „Großen Aktion“ im Prinzip richtig sein muss. Und damit nahm die Entdeckung der erfundenen Jahrhunderte im Mittelalter ihren Lauf. Ein halbes Jahr später (in VFG 3-91) veröffentlichte Niemitz eine kritische Würdigung von Kammeiers Ideen, die damit zur Grundlage der Mittelalterdebatte erhoben wurden.

Bohlinger stellt die Mächenschaften der Tagung und ihrer Publizierung deutlich heraus: „*Der Kongress ... war eine Heerschau, eine Bestandsaufnahme. ... wir sind Zeugen einer tiefgestaffelten Mitwisserschaft historischer Fälscherarbeit in Vergangenheit und Gegenwart!*“ (S. 309) Und erkennt letzten Endes: „*Mit der Monopolisierung der Massenmedien ist die Gefahr umfassender Geschichtsverfälschung wieder fast so groß wie im Mittelalter*“ ...

„*weshalb die modernen Fälscher zu jeder Tonne lügenhaftem Druckgut ständig weitere Tonnen solchen Guts hinzufügen müssen.*“ (S.311)

Dass bei diesem temperamentvollen Exkurs auch Schnitzer unterlaufen können, mag man entschuldigen, darf aber auch kritisch angemerkt werden: Bohlingers Forderung nach Abschaffung des katholischen Priesterzölibats wird gewiss von den meisten Lesern Zustimmung erhalten, die dabei vorgebrachten Argumente wie Homosexualität als Greuel oder AIDS als Gefahr finde ich jedoch völlig unpassend (S. 310).

Zu den zahlreichen Indizien, die Kammeier für die Universalität und rein ideologische Zielsetzung der großen Fälschungsaktion anführte, bringt Bohlinger ein weiteres Argument gegen Fuhrmanns Tagungsergebnisse (S. 321): Wenn es sich um praktische Fälschungen gehandelt hätte, dann hätte es neben den Nutznießern dieser unzähligen Fabrikate auch Opfer gegeben, und die hätten sich mit allen Mitteln gegen den Betrug gewehrt. Das Fehlen der Gegenreaktionen zeigt ganz klar, dass es sich bei den Fälschungen um rein literarische Produkte handelte, die ihren Sinn darin erfüllten, eine neue - anders geartete - Geschichte vorzuspiegeln.

Im zweiten Teil schreibt Bohlinger über die „Auseinandersetzungen zu Lebzeiten Kammeiers“ und skizziert kurz den schweren Schicksalsweg dieses genialen Mannes und seiner Arbeit. Er schließt mit den gewiss richtigen Sätzen: „*Dieunftwisserschaft hat hier große Schuld auf*

sich geladen. Auf die Dauer wird sie jedoch an Wilhelm Kammeiers Werk nicht vorbeigehen können.“

In dem folgenden 88-seitigen Referat von Wolfram Zarnack wird die neueste Auseinandersetzung mit Kammeier zum Hauptthema, wobei er sich ausführlich mit den Thesen von Illig beschäftigt, da Illig über weite Strecken auf Kammeiers großen Wurf aufbaut, leider aber dessen Datierungsansatz (Renaissance als Zeitpunkt der „Großen Aktion“) verwirft und die Fälschung viel eher - um das Jahr 1000 AD - ansetzt. Anzumerken wäre hier, dass in der knappen Zitatform Zarnacks (S.374) der Eindruck entsteht, Illig hätte den oben erwähnten berühmten Fälschkongress als Anregung zur neuerlichen Beachtung von Kammeier genommen; dies war von Niemitz ausgegangen, wie schon angeführt.

Dass Illig sich mit seiner „emotionalen Verunglimpfung“, Kammeier sei „durchsetzt und getragen von einem germanophilen Minderwertigkeitsgefühl“ gewesen, im Ton vergriffen hatte, wird von Zarnack zu Recht gerügt (S. 400). In diesem Zusammenhang erkennt man jedoch, warum Kammeier in der Nazizeit nicht akzeptiert werden konnte: Nach dem Konkordat zwischen Hitler und dem damaligen Papst hatte eine Geschichtskorrektur, die ideell die Achse Rom-Berlin schwächte, keine Chancen mehr. Derselbe Mechanismus dürfte auch heute noch die Hauptrolle bei der Ablehnung Kammeiers spielen: Die von Fuhrmann geleitete Vereinigung sitzt in München und beschäftigt sich größtenteils mit theologischen Schriften.

Nun geht es also darum, gegen den Widerstand der Theologen und Philologen die Aussagen Kammeiers, die der Prüfung standgehalten haben, zu verbreiten. Dies tut Zarnack in seinem aufschlussreichen und ideenfördernden Kommentar in glänzender Weise, wobei er besonders die Legenden

hinsichtlich der Stadt Rom zwischen Antike und Renaissance angreift.

Das soll man lieber im Buch selbst nachlesen, ich möchte hier nur noch Öl ins Feuer gießen mit zwei fremden Zitaten:

Laut Jerome Carcopino lebten in Rom in der Kaiserzeit „zwischen 1.165.059 und 1.677.672 Einwohner. Selbst wenn man zu der schwächeren Angabe neigt, selbst wenn man sie begrenzt auf 1.200.000 Einwohner für die Stadt unter den Antoninen, nähert sich die Einwohnerzahl doch der heutigen“, was der Autor für möglich, aber höchst bewundernswert hält. (J. Carcopino, de l'Académie Française, „La vie quotidienne a Rome à l'apogée de l'empire“, Hachette, Paris 1939, S. 35f, von mir übersetzt.)

Und das andere: „Um 1570 sah Rom ruiniert und erschöpft aus“, schreibt D. E. Duncan „The Calendar“ (London 1998, S. 265, wiederum von mir übersetzt und außerdem zusammengeschnitten): „Von einer Million Einwohner der Kaiserzeit auf etwa 60 Tausend geschrumpft, ... nur noch in Tibernähe bewohnt (des Wassers wegen, da die Aquädukte nicht mehr funktionierten...),“ und „mit Feldern und Weinbergen, Schutthaufen und Ödland innerhalb der viel zu weiten Stadtmauern.“

Dazu lese man Renaissanceschriftsteller, die wussten es noch genauer! Die Entstehung des Papsttums liegt in Avignon, davor gab es gar kein Christentum in Rom. Diese Erkenntnis hat auch Zarnack herausgearbeitet und mit neuen Argumenten unterstützt. Damit wird aber Illigs Argumentation, in der das Christentum vor „614“ einen festen Platz behielt und Päpste wie Silvester („II.“, um 1000 AD) zu geschichtstragenden Personen hochstilisiert wurden, lächerlich, und Kammeier letzten Endes bewiesen.

Zarnacks „Zwischenbilanz“ (S.398f) schließt mit den beiden Sätzen: „Deshalb ist H. Illigs These sehr fragwürdig, wonach die Fälschungaktion vor dem 14. Jh. stattgefunden habe. Sie kann erst nach dem Konzil von Pisa (1409) in Gang gesetzt

worden sein, wie es W. Kammeier unter Verwendung weiterer wichtiger, unter anderem auch religionspsychologischer Gründe völlig einleuchtend gefolgert hatte.“

Mit seinen Hinweisen auf Gnostiker, Manichäer und Arianer ist Zarnack auf der richtigen Spur: die frühe Religion Europas sah völlig anders aus, als uns die Kirche weismachen will. Und das gilt für Kleinasien in gleichem Maße, wie ich gerade auf einer einmonatigen Forschungsreise in der Türkei feststellen konnte: Auch dort sind materielle Zeugnisse für orthodoxes Christentum vor dem 10. Jh. allzu spärlich und oft ganz anders zu deuten.

In Kapitel 8 würdigt Zarnack mein Buch „Die Große Aktion“ und einige darin dargestellte Gedanken, die über Kammeier hinausführend das Verhältnis zur islamischen Geschichtsschreibung, Byzanz und die Entstehung der katholischen Kirche in Spanien betreffen. Aus Platzgründen beschränkt er sich auf Zitate zum Thema China, wo er mir in allen Punkten zustimmt. Ich möchte hier noch die von Archäologen und Sinoologen häufig vorbrachte Entgegnung erwähnen: „Aber es gibt doch die Gräber einiger Tang-Kaiser und ihrer Familien, also können sie nicht erfunden sein!“ Sehr richtig, nur steht auf den Gräbern leider nicht, wann sie erbaut wurden - und das nämlich halte ich für erfunden: die zeitliche Einordnung. In einem Vortrag (gedruckt in „Zeitensprünge“ 2-1998, S. 272) hatte ich vorgeschlagen, dass die Dynastie der späten Tang (906 - 960) durch geschickte Schriftstellerei der Jesuiten zu einer dreihundertjährigen Glanzperiode der Tang (618 - 906) aufgeblasen worden sei.

Zum Kapitel 9 „Warum hat kein europäischer Astronom die Gregorianische Kalenderreform gründlich geprüft?“ möchte ich noch etwas anmerken, da dieses Problem schon 1999 im Gespräch mit Herrn Zarnack aufgetaucht war. Es ist durchaus denkbar, dass die Inquisition durch Mord und psychischen Druck jegli-

che Art von Kritik verhinderte (man denke an Johannes Regiomontanus oder die Mutter von Kepler). Aber zunächst muss der einfache Tatbestand angeführt werden, dass die Feststellung der Jahreslänge und des Frühlingspunktes 1574 und 1575 durch *Messung* erfolgt war und diese Messergebnisse korrekt waren und bis heute die gleichen sind.

Die Katholische Kirche hatte nur die Absicht, den Ostertermin, wie er angeblich durch das Nizänische Konzil festgelegt worden sei, wieder korrekt einzuhalten. Dafür musste nur der augenblickliche Tag der Frühlingsgleiche wieder auf den 21. März fallen (was durch den Zehntagesprung erreicht wurde) und für die zukünftige korrekte Osterfeier ein neuer Kalender eingeführt werden, der der neu bestimmten Jahreslänge entsprach.

Dabei spielte es keine Rolle, wie lang das Jahr früher gewesen war, wann die Frühlingsgleiche früher eingetreten sei oder wieviele Jahre seit dem Nizänischen Konzil vergangen waren. Die Ansicht des Kopernikus von einer veränderlichen Jahreslänge

wurde stillschweigend akzeptiert. Erst später behauptete man, die „Wiederherstellung“ des korrekten Datums der Frühlingsgleiche beziehe sich auf das (erfundene) Konzil zu Nizäa im Jahr 325 AD. Damit stimmte die Rechnung hinsichtlich der zehn Tage. Wie das zu beurteilen ist, habe ich in meinem Buch „Erfundene Geschichte“ klargestellt.

Zwischen dem rückerschlossenen Datum für Cäsars Kalenderreform („45 v.Chr.“) und dem erfundenen Konzil von Nizäa liegen rechnerisch 370 Jahre. Diese hätten als „Fehlbetrag“ deklariert werden können. Illig absolute Rechnung ( $614=911$ ) ist ebenso willkürlich. Die Feststellung des Fehlers von 297 Jahren bei der Beurteilung von Jahreszahlen, die auf Christi Geburt bezogen sind, kann nur bei einigen Daten sinngemäß sein (z.B. bei der Umrechnung von islamischen zu christlichen Jahresangaben oder beim Vergleich von alten mit neuen ERA-Zahlen).

Wenn also - um ein Beispiel aus meinem manchmal missverstandenen Buch „Erfundene Geschichte“ (1999, S.70) anzuführen - in einem Text von

Virgil der astronomisch berechenbare Abstand zwischen Antike und Jetztzeit einen Fehlbetrag von dreihundert Jahren aufweist, dann liegt das nicht an einem Hineinmögeln von 297 Jahren ins Mittelalter, wie Illig es sieht, sondern an unterschiedlichen Berechnungen durch die Autoren der Renaissance, die sich noch nicht auf den Abstand zum Bezugspunkt - Kaiser Augustus bzw. Christi Geburt - geeinigt hatten.

**Wilhelm Kammeier, „Die Fälschung der deutschen Geschichte“  
11. verbesserte und stark erweiterte  
Auflage  
Verlag für ganzheitliche Forschung,  
D-25884 Viöl, Pf. 1  
Mai 2000  
ISBN 3-932878-40-X**

---

---

**Thomas Ritter**  
**Der Fluch des Orakels**  
**Wo blieben die Schätze von Delphi?**

Der Süden Frankreichs, das Languedoc und Roussillon, das Gebiet der hohen Pyrenäen, ist uraltes Kulturland. Hier siedelten bereits zu antiken Zeiten die Bebyker und Keltiberer, welche Ptolemäus von Alexandria zu den tektosagischen Völkern zählte.

Das Land birgt noch heute Geheimnisse aus dieser uralten Zeit. Südlich der Festung von Montsegur, die ursprünglich schon von den Kelten errichtet worden sein soll, und die von den Römern das *castellum montis securis* (die Festung vom sicheren Berg) genannt wurde, erheben sich die mehr als 2.300 Meter hohen Gip-

fel des Pic de Saint Barthelemy und des Soularc, von deren Zinnen der Schnee auch im Sommer nur selten weicht. Der Pic de Saint Barthelemy wird von den Einheimischen auch *Tabor*, genannt, der „Berg des Lichtes“, nach dem Berg der Verklärung, wie er in der Bibel beschrieben wird.

Auf dem Weg zum Gipfel des *Tabor* kommt der Wanderer an einem dunklen, von hohen Felswänden eingeschlossenen See vorbei. *Lac de Truites*, der Forellensee oder *Etang mal*, der *Sündenteich*, heißt das Gewässer bei den Bauern des Weilers Montsegur, dessen Häuser wie Bienenwaben an einem Steilhang über

der Schlucht von Lasset hängen.

„*Werfen Sie nur keinen Stein in den See, denn er ist die Wiege des Donners*“, wird der unvorsichtige Fremde gewarnt. „*Wenn Sie einen Stein hineinwerfen, wird sich ein Gewitter über den Bergen zusammenbrauen, und ein Blitz wird Sie erschlagen. In diesem See wohnt das Böse. Deshalb leben auch keine Fische darin...*“

Woher aber rührt dann der Namen „Forellensee“?

„*Eigentlich müsste man ihn ‚Lac de Druides‘ nennen, den See der Druiden. Denn in den alten Zeiten haben die Druiden Gold, Silber und edle*

# Delphi

*Steine dort versenkt. Das war zu einer Zeit, lange vor der Geburt Christi. An einer unerklärlichen Krankheit starben damals die Menschen in Massen dahin. Wer morgens noch gesund und stark war, konnte am Abend bereits tot sein. Nie zuvor hatte eine solche Krankheit hier in den Bergen gewütet. Da gaben die allwissenden Druiden den bedrängten Menschen den Rat, all ihr Gold und Silber in diesen See zu werfen, als Tribut für den Unterirdischen – den Herrn über Krankheit und Tod. Auf Karren brachte man die Reichtümer zum See und warf sie in das unergründliche Wasser. Dann zogen die Druiden einen magischen Kreis um den Etang. Da starben alle Fische, die vorher in seinem Wasser lebten, und der zuvor grüne See verfärbte sich schwarz. Von diesem Augenblick an waren die Menschen von der furchtbaren Krankheit geheilt. Alles Gold und Silber wird einst dem gehören, der den magischen Kreis der Druiden zu durchbrechen vermag. Doch sobald er die Schätze berührt, wird er an derselben Krankheit sterben, die einst die Menschen dahinraffte, bevor sie ihr Gold in den See warfen.“*

Soweit die alte Pyrenäenlegende, die deutliche Hinweise auf einen keltischen Ursprung enthält. So lehrten die mehrfach erwähnten Druiden, dass die Erde und alles, was sie birgt und trägt, eine Schöpfung des Todesgottes *Dispater* sei. Die Seele hingegen ist göttlicher Natur und unsterblich. Sie muss eine Wanderung von Körper zu Körper in der Welt der Materie durchmachen, um geläutert in die andere Welt, die des Geistes, eingehen zu können.

Der Druidismus war wohl weniger eine Religion als eine philosophische Doktrin, die Theologie, Astronomie, Naturwissenschaften, Medizin und Rechtskunde einschloss. Das Denkgebäude der keltischen Druiden weist in seinen Grundzügen eine überra-

schende Verwandtschaft mit östlichen Philosophien, insbesondere dem Gedankengut der Hindus und auch dem frühen Buddhismus auf.

Der oberste Gott, den die Druiden verehrten, war *Belenus* oder *Belis*, wie ihn der griechische Geschichtsschreiber Herodianos nannte. *Dispater* hingegen ist mit Pluto gleichzusetzen, dem Fürsten der Unterwelt, Herrscher über die Seelen der Dahingeschiedenen und Bewahrer der unterirdischen Schätze. Die Druiden erachteten irdischen Reichtum für bloßen Tand. Auf ihr Geheiß versank das geraubte Gold aus dem Tempel des delphischen Orakels in dem Pyrenäensee.

Die Legende um den „See der Druiden“ steht in einem engen Zusammenhang mit der Überlieferung um die Plünderung Delphis durch keltische Krieger. An der Wende sechsten Jahrhunderts v.Chr. war das Land Keltika, wie Herodot, Aristoteles und Hipparch den zwischen der Garonne, dem Mittelmeer, den Alpen und dem Atlantik liegenden Teil Galliens nannten, von den Keltiberern bewohnt – einem Mischvolk aus eingewanderten Kelten und den iberischen Ureinwohnern. Einer dieser keltiiberischen Stämme waren die tekosagischen Volken, in deren Gebiet die Hauptstadt *Tolosa* – das heutige Toulouse – und die Seestadt *Narbo* – heute Narbonne – lagen. Durch den ständigen Kontakt mit griechischen Kolonisten, die im Küstenland siedelten, nahm die Kultur der Volken immer stärkere hellenistische Züge an. Dieser Einfluss ging sogar soweit, dass das Griechische in diesem Teil der Keltika zur Amtssprache wurde und sich bis in das 3. Jahrhundert v.Chr. erhielt. Die Volken nahmen auch hellenistische Trachten an, errichteten Städte in griechischer Manier und pflanzten Wein und Oliven.

Doch mit den griechischen Schiffen kam aus dem Osten auch die Kunde von den sagenhaften Tempelschätzen des delphischen Orakels. Unter den Volken reifte der Plan, dieses Gold zu rauben, um es den

eigenen Göttern zu weihen. Im Jahr 279 v.Chr. verließen 200.000 Mann zu Fuß und zu Pferd unter ihrem Anführer *Brennus* die Keltika und fielen in Griechenland ein. Der Fluss *Spelchio* stoppte zunächst als natürliches Bollwerk den Vormarsch der Kelten, zumal es den Kriegern unter Brennus durch die ständigen Gegenangriffe der Griechen nicht gelang, eine Brücke zu errichten. Doch eines Nachts durchschwammen zehntausend ausgewählte Krieger den Fluss und griffen das griechische Lager an. Die Hellenen mussten sich daraufhin zu den Thermopylen zurückziehen. Hier hatte sich schon einmal Griechenlands Schicksal entschieden, als im Jahr 4080 v.Chr. dreihundert Spartaner unter Leonidas bis zum letzten Mann gegen eine weit überlegene persische Streitmacht kämpften.

Und nun, zweihundert Jahre später, versuchten die Kelten, den Engpass zu erobern. Doch ihre wiederholten Angriffe wurden abgewiesen. Auch ein Umgehungsversuch von *Heraklea* aus über den Berg Oeta scheiterte am heroischen Widerstand der Griechen.

Nun sann Brennus auf eine List. Er gab 40.000 Kriegern zu Fuß und 800 Reitern den Befehl, Ätolien zu plündern, in der Hoffnung, die im griechischen Lager befindlichen Ätolier würden dann ihrer bedrängten Heimat zu Hilfe eilen. Der Plan des Keltenfürsten ging auf. Nach dem Abzug der Ätolier erzwangen die Kelten den Marsch durch die Thermopylen. Die griechischen Verteidiger zogen sich zum Hafen von Lamia zurück, wo sie von Schiffen aus Athen aufgenommen wurden.

Nun führte Brennus sein Heer ohne weiteres Zögern zum Parnass. Als die keltischen Krieger gegen die Stadt Delphi anstürmten, brach ein gewaltiges Gewitter los, wie die Chronisten Pausanias und Justin melden. Riesige Felsblöcke stürzten von den Bergen und zermalmten tausende Angreifer. In der darauffolgenden Nacht bebte der Parnass erneut, es wurde eisig kalt, Hagel und Schnee

fielen in großen Mengen. Die Belagerer erlitten wiederum große Verluste.

Die Delphier waren zuversichtlich gestimmt. Ihr Orakel hatte verkündet, dass Apollo sein Heiligtum nicht im Stich lassen werde. Sie sahen in dem Unwetter eine Bestätigung des Orakelspruches und unternahm einen kühnen Ausfall. Von da ab gehen die Beschreibungen der Chronisten auseinander. Manche berichten, dass es den Griechen gelungen sei, das keltische Heer vernichtend zu schlagen und zum Rückzug zu zwingen.

Anderen Überlieferungen zufolge eroberten die Kelten die Stadt und den Tempel von Delphi. Sie plünderten das Orakel und brachten die geraubten Schätze nach Tolosa, ihrer Hauptstadt. Bereits auf dem Marsch dahin breitete sich eine tödliche und äußerst ansteckende Krankheit unter den Kriegern aus, die dann auch die Heimat der Kelten verheerte. Diese Krankheit soll der Fluch Apollos für die Schändung des delphischen Orakels gewesen sein.

Die Druiden erkannten, dass ihr Volk nur Heilung finden könne, wenn alle geraubten Schätze in einen heiligen See versenkt würden. Das

keltische Nationalheiligtum befand sich bis zur Christianisierung im beginnenden Mittelalter im Massiv des Pic de Saint Barthelemy. Die tektosagischen Volken waren auch für ihre Angewohnheit bekannt, alles Gold, das sie aus den Bergwerken gewannen, ihrem obersten Gott *Abellio* zu verehren.

Daher ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, dass die aus Delphi geraubten Schätze tatsächlich in dem unscheinbaren Pyrenäensee unterhalb des Pic de Saint Barthelemy ruhen. Der See weist einige bemerkenswerte Eigenarten auf, die zumindest als Indizien für das bewusste „Körnchen Wahrheit“ in der hier beschriebenen Legende dienen können. So leben tatsächlich keine Fische in dem See, nicht einmal Frösche oder anderes kleines Getier. Auch Wasserpflanzen gedeihen hier nicht.

Entnommene Wasserproben weisen einen außergewöhnlich hohen Anteil von Nitraten, Sulfiden und Eisenverbindungen auf. Obwohl der See von einer Quelle gespeist wird, die sich am nahen Gipfel des Pic de Saint Barthelemy befindet, würde ein Genuss des Wassers aus dem „Dru-

## Delphi

*densee*“ wohl recht unangenehme gesundheitliche Beeinträchtigungen nach sich ziehen. Woher allerdings der hohe Anteil der mineralischen Verbindungen im Wasser herrührt, ist vollkommen ungeklärt.

Für die Bauern und Hirten aus Montsegur allerdings gibt es keine Zweifel. Der magische Kreis der Druiden schützt den Tempelschatz von Delphi noch heute, der wohl besser bis in alle Ewigkeit auf dem Grund des „Druidensees“ ruhen sollte.

### Literatur

Lange, Hans-Jürgen: „Otto Rahn – Leben und Werk“, Engerda 1997  
Lebègue, Antoine: „Lieux Insolites Et Secrets des Pyrenees“, Edition Sud Quest, Bordeaux 1994



## Das unbekömmliche Kriegen

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 4/2000)

Wenn das Verlangen entsteht, etwas erhalten zu wollen, hat es sich umgangssprachlich, insbesondere bei Kindern (denen das gute Vorbild bewusst lebender Erwachsener fehlt), eingebürgert, zu sagen: „*Kriege ich ein Eis?*“, „*Kriege ich dies, kriege ich das?*“. Warum sagt man eigentlich nicht: „*Bekomme ich dies oder das?*“

In der Entwicklungsphase eines Kindes mag es für diese Redewendung die Erklärung geben, dass Kinder, Jugendliche, zu sich selbst finden müssen. Dass sie sich gegen ihre Mitwelt und ihre Eltern behaupten müssen, um ihre Persönlichkeit zu entwickeln. Jugendliche sind oft aus diesem Grunde konträr gegen die Ansichten der Erwachsenenwelt eingestellt, auch wenn ihnen ihr Verstand sagt, dass sie sich falsch verhalten.

Eine weitere Erklärung mag die angeborene Faulheit des Menschen bieten: „*Kriege ich ...*“ lässt sich leichter aussprechen, kommt leichter von den Lippen als „*Bekomme ich ...*“. Doch sind dies keine Erklärungen dafür, wenn Erwachsene „etwas kriegen wollen“. „*Etwas kriegen wollen*“ ist eine Kampfansage!

Gehen wir der Sache doch mal auf den Grund. Der Vorgang des Kriegen/Bekommens stellt zunächst einmal ein *Begehren*, ein Verlangen, dar, um etwas zu erhalten. Der Erhalt (*Empfang, Erhaltung, Bewahrung* [1]) steht gegen „erhalt“ = Herold (2). Den merken wir uns erst mal, auf ihn kommen wir noch zurück.

Und was bedeutet dieses „kriegen“? Das Wort leitet sich, und das ganz offensichtlich, von „Krieg“ ab. Krieg ist Kampf, eine aggressive Handlung. Im Lexikon steht dazu: *Krieg (mit Waffen durchgeführte Auseinandersetzung zwischen Staaten* [3]); *Krieger; kriegen; bekriegen; kriegerisch; kriegführend* (4).

Dazu steht im Duden (5) unter „kriegen“: *Veraltet für Krieg führen; bekriegen.*

Brockhaus meint dazu: „Krieg“ mittelhochdeutsch *kriec* „Krieg“; althochdeutsch *chrèg*; auch „Anstrengung“, „Streben“, „Hartnäckigkeit“ (6).

Lexer (7) schließlich schreibt unter den Stichwörtern „kriege, kriegel“: *widerstrebend, störrisch, streitbar, streng* und „kriegen“: *sich anstrengen, streben, ringen, trachten, mit Worten streiten, zanken, disputieren, behaupten, handgreiflich streiten, kämpfen, aber auch Fehde, Krieg führen, bekämpfen.*

Das damit verwandte Wort „kriec“ bedeutet *Trotz, Hartnäckigkeit, jemandem den Sieg, Preis überlassen.* Damit verwandt ist „krîe, krî“ (Schlachtruf, Feldgeschrei, Parole). Und das wiederum stammt vom altfranzösischen „crie, crier“ ab. Diese Worte sind wieder mit dem englischen „crier“ und „cry“ verwandt. Während „crier“ im Französischen *schreien, laut klagen, jammern* bedeutet (8), stellt das englische „crier“ einen Schreier, Ausrufer dar; „cry“: *Schrei, Geschrei, Ruf, Weinen, Gebell* (9). Der Sinn stimmt also überein. Bleibt nun noch anzumerken, dass dies von dem lateinischen „quiritare“ abgeleitet ist (sofern es nicht umgekehrt ist), und da bedeutet „quiritatio, quiritatus“: *Hilferuf, Angstgeschrei, das Jammern.* „Quirito“: *Kreischen, um Hilfe rufen* (10).

Auch das passt also. Ist das zu weit ausgeschweift? In der „Svava“, der „Didriks-Chronik“, heißt es noch (beispielsweise): „... *Sie kriegten in Pullia und gewannen dort viel Ruhm.*“ (11)

Kehren wir also zurück zu unserem Begehren. Bege(h)ren enthält das Wort „Ger“, eine germanische Wurf- und Stoßwaffe (12). Dazu meint Lexer: *gêr, gêre = Wurfspieß*, aber *gër, gir: verlangen, begehren*. Mit diesem „Ger“ wurde damals viel angestellt. Der Trieb („Ger“, Gemütsbewegung, ehrgeizig, machtsüchtig sein), wurde zur Sucht (!), zum Krieg („gier“), um mit dem Wurfspieß („gêr“) die Grenze („greniz, grenize“; Grenze: G(e)renze) zu begehren („begër“), woraufhin die Gegenpartei Rache („gerach“) verlangte (gir). Nebenbei wird mit „gîr“ auch der *Geier* bezeichnet.

Und jetzt können wir auch den großen Bogen spannen zwischen dem oben genannten *Herold* (dem Ausrufer, dem Boten, Verkünder [13]) und dem Krieg - *cry*.

Dem negativen Wort „kriegen“ gegenüber steht das positive Wort „bekommen“. Abgeleitet ist es von „kommen“ und dem lateinischen Wort „*commeo*“ (*zusammenkommen, -strömen, aus- und eingehen, hin und her gehen, wandern, fahren, reisen* [14]).

Bekommen; bekömmlich (*gesundheitsförderlich, wohltuend, gesund, zuträglich* [15]); Bekömmlichkeit; kommen; aber auch *verkommen* mit der *Verkommenheit* und die *Vollkommenheit*. Duden (16) meint zu „bekommen“: *Ich habe es bekommen, es ist mir gut bekommen, bekömmlich*.

Und auch Lexer (17) sagt über „bekommen“: *kommen, gelangen, ... zukommen, zuteil werden, widerfahren ... erhalten, gewinnen, bekommen*“.

Zurück von dem kleinen Ausflug in die Bedeutung dieser Begriffe stellt sich uns nun die Frage: *Kriegen wir schönes Wetter?* Nein! Es kann nicht erzwungen werden. *Bekommen wir es ...?*

Wenn wir die zwei Begriffe „kriegen“ und „bekommen“ langsam auf der Zunge zergehen lassen - dann merken wir schon bei der bewussten Aussprache, wie hart und aggressiv „kriegen“ klingt, und wie volltönend und positiv schwingend „bekommen“ ist - eben *bekömmlich*.

Dass das *Kriegen* für unseren Körper wirklich unbekömmlich ist, im Gegensatz zum *Bekommen*, kann auf einfache Weise kinesiologisch (18) nachgewiesen werden. Bei Nennung des Wortes „kriegen“ testet der Testmuskel schwach, bei „bekommen“ testet er stark. Durch die Anwendung der „Kriegsworte“ setzen wir unser Immunsystem unter Stress, weil es sofort in Abwehrstellung geht (Krieg!). Dadurch schwächen wir uns selbst!

Unsere Mitwelt wird, leider, immer aggressiver, wie wir tagtäglich feststellen können, doch muss es sein, dass jeder gegen jeden *kriegt*? Viel harmonischer ist ein Miteinander als ein Gegeneinander. Und bekömmlicher ist es allemal - siehe Kinesiologie -, sich nicht zu bekriegen!

## Anmerkungen

(1) Duden „Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter“, 18. Auflage, Mannheim 1980

(2) Matthias Lexers Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, 37. Auflage, Stuttgart 1986

(3) Knauers Lexikon A-Z, München 1987

- (4) Mackensen „Deutsche Rechtschreibung“, München 1990
- (5) Duden „Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter“
- (6) Brockhaus Enzyklopädie, 12. Band KIR-LAG, Mannheim 1980
- (7) Matthias Lexers Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch
- (8) Langenscheidts Taschenwörterbuch Französisch, 23. Aufl., Berlin + München 1992
- (9) Langenscheidts Taschenwörterbuch Englisch, 26. Aufl., Berlin + München 1989
- (10) Der kleine Stowasser, Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch, München 1965
- (11) Heinz Ritter-Schaumburg: „Die Didriks-Chronik oder die Svava“, St. Goar 1989.
- (12) Brockhaus Enzyklopädie, 8. Band FRU-GOS, Mannheim 1989
- (13) Knaurs Lexikon A-Z
- (14) Lexikon der Lateinischen Sprache, Eltville 1989
- (15) Lexikon der deutschen Synonyme, Eltville 1989
- (16) Duden „Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter“
- (17) Matthias Lexers Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch
- (18) Mit Hilfe der Kinesiologie, auch bekannt als „Muskeltest“, können körpereigene Reaktionen sichtbar gemacht werden.

*(Erstveröffentlichung in EFODON NEWS Nr. 14/1993)*

---

---

# Hanns Ludwig

## Die Arbeit an der Zeit

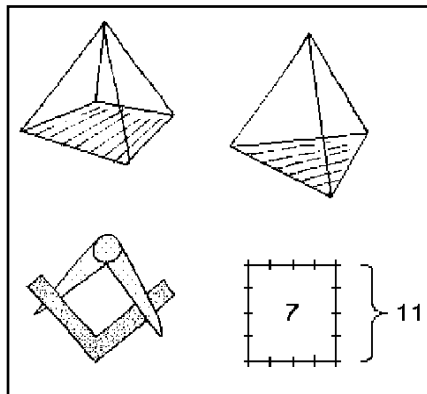
Der französische Mystiker und Freimaurer *Louis Claude de Saint Martin* (1743-1803) schrieb 1775 das Buch „De erreurs et de la vérité“, das der Freimaurer *Matthias Claudius* ins Deutsche übersetzte („*Irrtümer und Wahrheiten*“). Darin beschreibt er das Paradies als einen Garten mit sieben Bäumen, deren jeder sechzehn Wurzeln und 490 Zweige habe (16, 7, 490). Wir können eine freimaurerisch-kabbalistische Zahlensymbolik annehmen:

Der Baum hat also drei Zonen und verbindet Erde und Himmel.

- a) 16 Wurzeln sind, als Quadrat aus  $4 \times 4$ , ein Innen- oder Seelenraum. Sie entsprechen dem quadratischen Allerheiligsten in Salomos Tempel: Es ist im Inneren das Unbewusste (Quadrat), das Erdverhaftete (Vierzahl der Erde).
- b) 7 Baumstämme ragen wie eine Weltachse (*axis mundi*) aus  $4 + 3$  (4 erdverhaftet, 3 himmelstrebend) empor. Es sind 7 Wege, 7 Tugenden als Wege.
- c) 490 Zweige sind auch ein Quadrat aus  $7 \times 7$  und dann noch vergrößert durch „mal 10“. Es ist im Inneren der Heilige Geist ( $7 \times 7 = 49$ , nach 49 Tagen die Ausschüttung des Heiligen Geistes). Der siebenfache Weltenbaum ragt also nach oben in den Seelenraum des „großen Heiligen Geistes“ und nach unten in den Seelenraum des „dunklen Unbewussten“.

Weiter sagt St. Martin, der Mensch könne die Wege der Irrungen zurückgehen, und so gelange er zu dem mittelsten Punkt des Waldes: Das ist nun, bezogen auf das Innere, die Mitte von 16 und von 490. Das sind zahlenmäßig ausgedrückt  $16 + 1$  und auch  $490 + 1$ . Das fehlende „+ 1“ ist „und ich/ich bin/meine Mitte“. Die von Irrungen bereinigte Zahlenreihe heißt also: 17, 7, 491. In der Mitte des Inneren angelangt, kann sich der Mensch darin umsehen, die Wurzeln und Zweige anschauen. Es sind  $7 \times 17 = 119$ , und es sind  $7 \times 491 = 3437$ . Darin ist er zu Hause. Es sind zusammen 3556.

EFODON-SYNESIS Nr. 4/2000



Das „Innere“ ist die Ortsangabe. Das „Darinsein und Wohnen“ ist die Zeitangabe. Auch an der Zeit 3556 fehlt etwas. Irrungen sind zu beseitigen:  $3556 + 444$  ist 4000. 4000 ist die Zeit, nämlich die Zeit „anno lukis“, seit Erschaffung der Welt bis zu Jesus, vom Vater zum Sohn. Das Fehlende trägt den Schlüssel zum Verständnis, es ist die dreifache Vier:  $12 = 3 \times 4 = 4 \times 3$ . Das ist die Pyramide mit vier Dreiecken über der Erde (und einem Quadrat als Grundfläche). Ganz korrekt ist es die Pyramide mit drei Dreiecken über der Erde (und einem als Grundfläche). Es sind nicht vier Teile über der Erde, sondern korrekt drei Teile über der Erde: die Zeit des „anno lukis“ von 4000 Jahren beträgt danach (ohne das Dunkel der Grundfläche) 3000 Jahre.

Die Arbeit, zurück zum Paradies, brachte uns die Arbeit an der Zeit mit 17 und 491: 17 ist „lex et gratia“ (10 = Gesetz, 7 = Gnade der Gaben des Heiligen Geistes): das sind Winkel (Gesetz) und Zirkel (Gnade, Bibel). Der Freimaurer arbeitet zwischen Winkel und Zirkel an der Zeit, an der Periode 491: Von hinten nach vorne gelesen (dass im Ergebnis hinten - der Weg ab vorn - mit enthalten ist): 194. Das heißt: 1 (der Absolute) 9 (transzendiert) 4 (zur Vierzahl der Welt). Das bedeutet: Gott erschafft die Welt. Das ist der Schöpfungs-zusammenhang. Und 17, 7, 491/194 bedeuten: Der Freimaurer arbeitet zwischen Winkel und Zirkel (zwischen Gesetz und Gnade) auf dem schmalen Pfad der Tugend an der Schöpfung/am Licht/an der Zeit/an der Ewigkeit.

### Evaluation = Überprüfung der Richtigkeit

Aber wo steht, dass St. Martin diese Auslegung wirklich so meint? Zum Glück hat er Hinweise zur Überprüfung mitgeliefert. Er sagt, es solle ein Abweg sein, „von vier zu neun“ zu gehen, dagegen „von neun zu vier“ nicht. Auch sagt er, dass „sechsfundfünfzig schrecklich sei“, man aber zur „Vierundsechzig gelangen solle“. Mit diesen Instruktionen wird das Ergebnis überprüft:

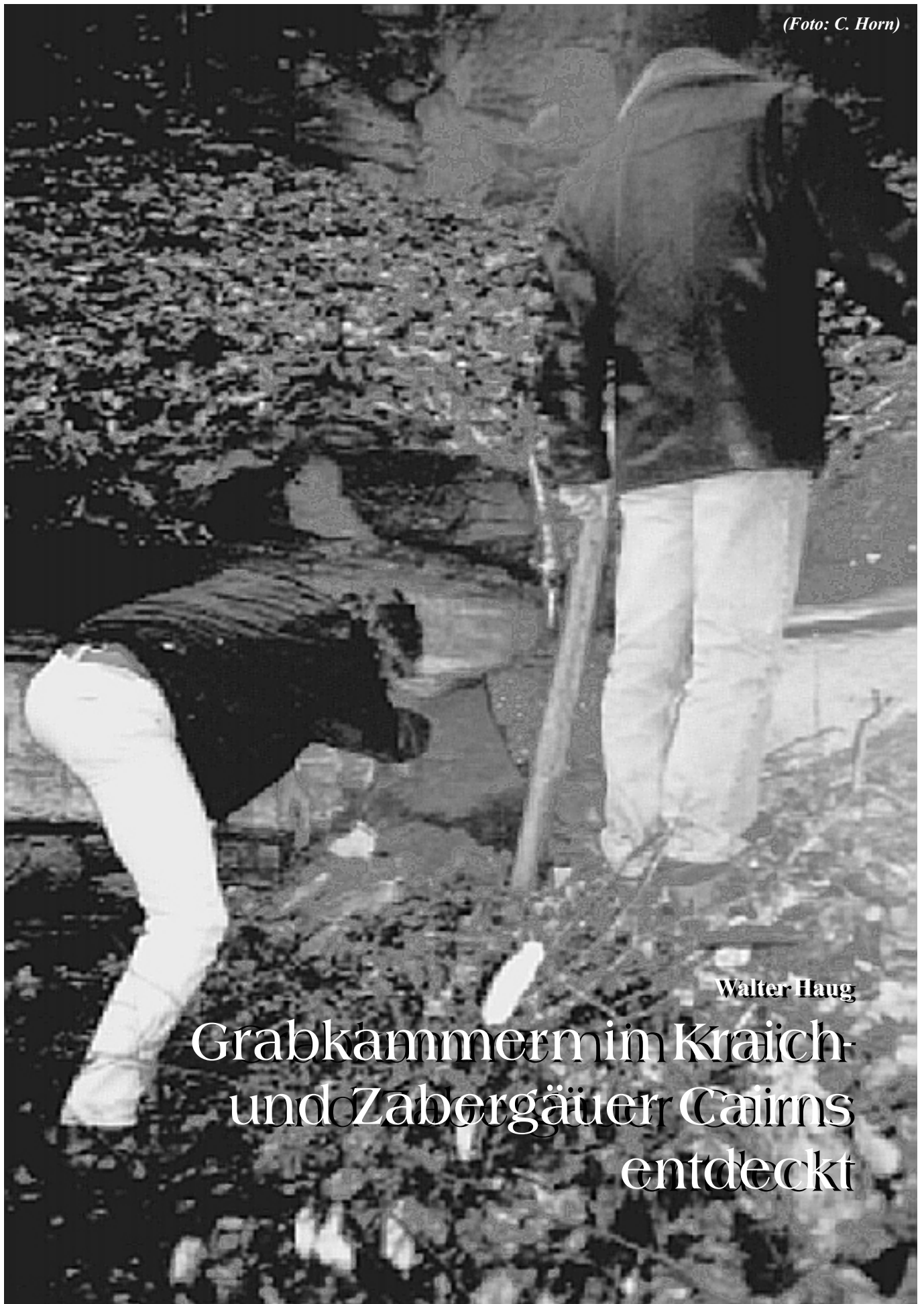
- 1) 3556 wird als Irrung bereinigt zur 4000 hin. St. Martin sagt: „keine 56“, also keine 3556. Das wurde beachtet. Außerdem bestätigt es die Wandlung von „16, 7, 490“ zu „17, 7, 491“ und die Multiplikationen von  $7 \times 17$  und von  $7 \times 491$  mit dem Ergebnis von 3556. Weiter sagt er, „64“ sei erstrebenswert. Gelesen als „6 mal die 4“ sagt er etwas zur Überwindung der 3556: „ $3556 + 444 + 444 = 4444$ “. 4444 ist wieder das Quadrat aus  $4 \times 4$ , dem Seelenraum. Die Quersumme von 16 ist 7. Also im Seelenraum (Quadrat, 4) die 7 (der vollkommene Mensch). Das ergibt in der Quersumme 11 ( $7 + 4$ ): der in der Seele (4) Vollkommene (7) ist Jesus (11). Er ist das Ziel der Zeit: die Einmündung in die Ewigkeit bei ihm.
- 2) Nicht „von 4 zu 9“, sondern „von 9 zu 4“ sagt: nicht 491, sondern 194 (die Null bzw. die Eins werden ausgelassen. Diese Ersetzung wird nicht berührt). Die Zahlenumkehr ist dadurch deutlich.

Damit sind vier Zahlenhinweise St. Martins (56, 64, 4 zu 9, 9 zu 4) in Übereinstimmung mit der vorgenommenen Deutung. Ja, sie haben sogar das Ziel der Zeit (siehe oben: vom Vater zum Sohn) noch deutlicher gemacht ( $4 + 7 = 11$ ) und dabei der Zahl 4000 keine große Wichtigkeit gegeben. Sie ist zwar markiert, aber doch übergangen, zum wahren Ziel hin.

### Literatur

Ernst Bindel: „Die geistigen Grundlagen der Zahlen“, Frankfurt 1987, S. 9-11.  
(Erstveröffentlichung in  
EFODON NEWS Nr. 12/1992) ■

(Foto: C. Horn)



Walter Haug

# Grabkammer im Kraich- und Zabergäuer Cairns entdeckt

**Wir berichteten schon mehrmals über die prähistorischen Monumente im Kraich- und Zabergau (vgl. SYNESIS Nr. 2 und 3/2000). Hier der neueste Bericht von den spektakulären Ausgrabungen des Vereins „Celtica VIPS“.**

Kaum war der Artikel über die entdeckten Cairns in der März-Ausgabe von SYNESIS erschienen, machten wir, Volker Dübbers und der Autor, am Fastnachtsdienstag die lang gesuchte und schon nicht mehr für möglich gehaltenen Entdeckung: Eine Grabkammer in Dolmenbauweise in einem Cairn unweit der Gemeinde Kürnbach, womit sich meine schon vor zehn Jahren vorausgesagte Grabkammer in Megalithbauweise als reale Prognose bewiesen hat. Der Cairn von Kürnbach, auch Kadavercairn genannt, da wir eine Menge tierischer Überreste in dieser vornehmlich vom Jagdpächter als Ludenplatz missbrauchten Kammer fanden, hat die imposante Länge von sechzig Metern und eine geschätzte

amtlichen Archäologen es schwer, weiterhin die Theorie von ummauerten Abraumhalden zu vertreten.

Nachdem es noch nie Sinn gemacht hatte, einen Schuttplatz zu ummauern, dürfte es noch weniger zu erklären sein, warum man einer ummauerten Halde auch noch ein Fundament verpassen musste. Eine nur 3,5 Meter hohe Halde hätte auch nie ein so großes Risiko dargestellt, dass man sie hätte ummauern müssen, ganz im Gegensatz zum zwanzig Meter hohen Cairn von Sternenfels.

Der Verlauf der Fundamentmauer (Bild 5) macht klar, dass etwa die halbe Breite des Bauwerks fehlt. Nur hier fand der historisch verbürgte Steinabbau durch Kürnbacher Stein-



*Von der Straße aus kaum erkennbar liegen die Monumente bei Sternenfels im Wald (Foto: C. Horn)*



*Abb. 1: Der „Kadaver-Cairn“ von Kürnbach, Ostseite, Länge 60 Meter (Foto: Haug)*

Höhe von (noch) 3,5 Metern (Bild 1). In den folgenden Wochenenden buddelte das euphorisch gestimmte Grabungsteam unseres Vereins CelticaVIPS (Bild 2) Verblüffendes zutage. Bald fanden wir den Schwellenstein, der deutliche Abnutzungsspuren in Form einer tiefen Delle aufweist. Und darunter kamen drei Lagen großer Steinquader zutage, ganz offensichtlich das Fundament des großen Bauwerks (Bild 3), das sich erkennbar in gerader Linie fortsetzt (Bild 4). Nun haben die

EFODON-SYNESIS Nr. 4/2000  
hauer statt. Man hat also nachweislich dieser Fundamentmauer nur die alten Bauwerke geplündert, was wir schon immer beweisen wollten.

Man hat es hier eindeutig mit einem megalithischen Cairn zu tun, und der Fund der (offensichtlich leeren) Grabkammer (Bild 6) beweist dies nahezu hundertprozentig. Der Dolmengang reichte ursprünglich bis zur Fassade. Der fehlende Deckstein ist leider durchgebrochen. Aber auch die Decke der Kammer aus Felsplatten, wie die Bausteine aus

dem anstehenden Schilfsandstein bestehend, ist heruntergekracht, und wir fragen uns, wie das Gewölbe der Kammer sich überhaupt noch hält. Es stellt eine große Gefahr für Leib und Leben dar, die Kammer (geduckt) zu betreten.

Die Kammer hat eine Abzweigung nach rechts. Dort befindet sich unter der Decke eine Nische mit Abstellfläche (Bild 7). Zur Aufnahme eines Leichnams ist die Kammer sicher geeignet gewesen. Doch nicht genug mit diesem Jahrhundertfund. Anläs-



Abb. 2: Das Grabungsteam (Foto: Haug)

slich der durch den EFODON e.V. unterstützten Begehung am 1. April fand Volker Dübbers noch eine Grabkammer, und zwar diesmal in der großen Felsnekropole von Schmie bei Maulbronn. Wir kannten dort bis dahin zwei verdächtige Portale (Bild 8+9), die uns von den Besitzern als „Keller“ beschrieben wurden. Wir haben auch hier große Gewissheit, dass es sich um Grabkammern handelt. Allerdings haben uns die Besitzer bis heute keine Grabungsgenehmigung erteilt, weil Ärger mit Jagdpächter und dem Forstbeamten

zu erwarten ist. Nun stocherte Volker einfach an anderer Stelle in eine der Halden hinein und fand seinen Stock zwei Meter tief in dem Bauwerk verschwinden. Eine sofort durchgeführte Sondierung brachte Gangmauerwerk und den durchbrochenen Deckstein zutage. Am nächsten Tag, dem 2. April, führten wir wiederum eine Gruppe durch die Totenstadt, und auch diesmal entdeckte Volker wieder eine Kammer, ebenfalls durch intuitives Stochern. Aus dieser Kammer wehte ein gleichbleibend kalter und muffiger Luftzug. Der Witz diesmal war, dass die besagte Gruppe überwiegend aus esoterisch gestimmten Menschen bestand, angeführt von einem angeblichen Seher, der uns zuvor eine völlig falsche Prognose für Kürnbach und seine Grabkammer gestellt hatte und die alle blind an dieser Stelle vorbei getrampelt waren, während Volker nur seinen untrüglichen Blick für verdächtige Stellen zum Einsatz



Eine der freigelegten Kammern bei Sternenfels (Foto: C. Horn)

bringen musste, um wiederum ein totales Erfolgserlebnis zu produzieren. Sie werden uns also verstehen, wenn wir in Zukunft weniger auf das Ge-



Abb. 3a: Das Portal zur Grabkammer mit Fundament, Schwellenstein, trocken gemauerten Seitenwänden und Dolmendeckplatten (Foto: Haug)



Abb. 3b: Das Portal zur Grabkammer mit Fundament, Schwellenstein, trocken gemauerten Seitenwänden und Dolmendeckplatten (Foto: Haug)

schwätz selbsternannter Propheten geben und mehr unserem gesunden Menschenverstand vertrauen.

In der folgenden Woche wurde ich als vom Arbeitsamt finanzierter ar-



Der Initiator der Ausgrabungen, Walter Haug vom Verein „Celtica VIPS“ (Foto: C. Horn)

chäologischer Mitarbeiter des Vereins beauftragt, diese Kammern soweit wie vertretbar zu öffnen und zu fotografieren. Da der Grabkammerinhalt bei allen Grabungen nicht angetastet wurde, handelt es sich also nicht um solche, die vom Landesdenkmalamt zu genehmigen wären, sondern lediglich um eine Freilegung bestehender Architekturen, etwa so wie ein Fotograf zur Aufnahme einer interessanten Trockenmauer störenden Bewuchs und Schutt entfernt, damit das Motiv deutlich wird. Deshalb kann ich Ihnen auch von diesen Kammern Bilder zeigen.

Die Grabkammer „Dübbers I“ (Bild 10) besteht ebenso aus einem etwa drei bis vier Meter langen Gang, wie die Grabkammer „Dübbers II“ (Bild 11a+b). Beide zeichnen sich als lange rechteckige Senke im Baukörper ab, woraus man schließen muss, dass beide Gänge großteils eingebrochen sind. Beide Gänge enden an einer hohen Bauwerksstufe. Unter dieser höchsten Stelle des Cairns ist

jeweils die eigentliche Grabkammer zu erwarten, die sogar noch in beiden Fällen unzerstört sein dürfte, denn auf der Bauwerkskuppe ist keine



Abb. 4: Fundament (Foto: Haug)



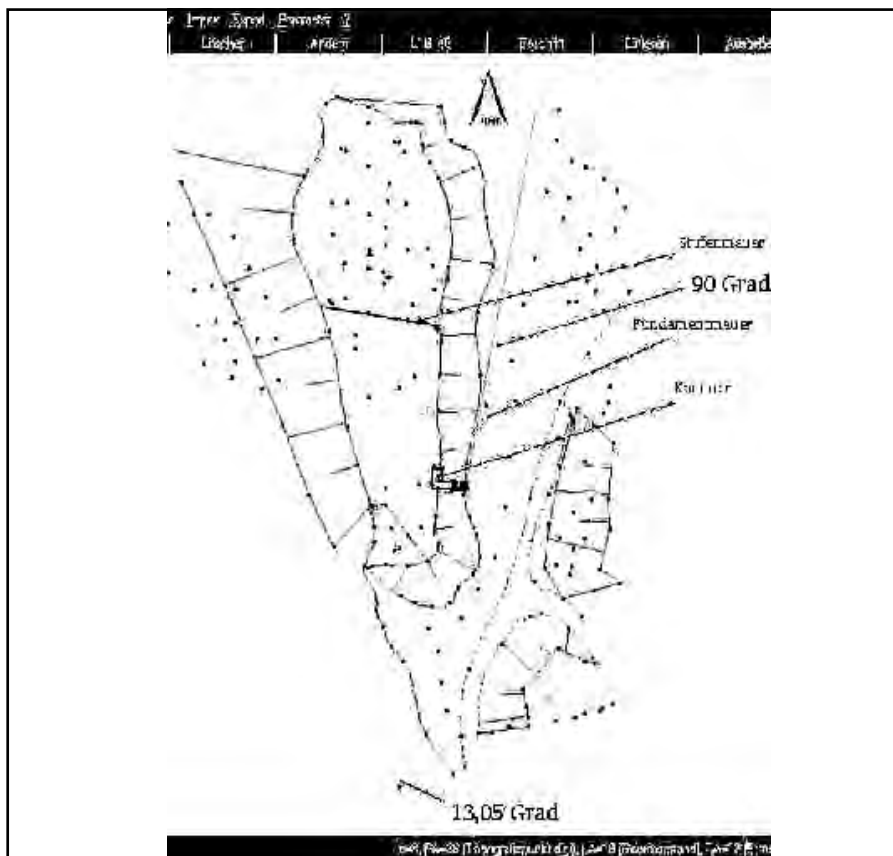


Abb. 5: Planskizze der Vermessungsarbeiten des Vermessungsbüros Mario Sälzler, Söllingen. Der achsensymmetrische Cairn wurde vom Fundament aus abgetragen.

Einbruchsstelle zu sehen.

Das Überraschende an beiden Funden ist die Tatsache, dass sich diese Kammern im umgebenden „Wall“ befinden, der eine Länge von nahezu einem Kilometer hat. Nun ist uns klar geworden, dass es sich um lauter aneinander gebaute Totenhäuser handelt, die sich jeweils durch verschiedene Höhen und Breiten voneinander abgrenzen. Das macht die Anlage noch ähnlicher zur Nekropole von Cerveteri, wo ebenfalls diese langen Reihen kubischer Totenhäuser am Rand der Gräberzonen vorzufinden sind.

Alle vier Grabkammern von Schmie besitzen ihr Portal auf der Nordseite des Bauwerks. Wir jedenfalls freuen uns, nun schon fünf Grabkammern der immer noch ablehnenden Fachwelt präsentieren zu können. Leider reagiert das LDA nicht sehr glücklich über die Entdeckung und belegte uns mit zukünftigem Grabungsverbot.



Abb. 6: Blick in die Grabkammer. Wände aus trocken gemauerten Bruchsteinen, teils mit Meißel gespitzt. Die Decke ist geborsten, das Inventar noch unberührt (Foto: Haug)



*Abb. 7: Grabkammer innen. Blick in die rechts abbiegende Kammer, hinten in der Wand eine Nische in Kopfhöhe, Feuerspuren (Foto: Haug).*



*Abb. 8: Portal einer Kammer in einem der Cairns von Schmie. „Die Schmiede“ war ursprünglich breiter, wurde zugebaut. Mächtige Deckplatte, mehrfach geborsten und unterfasst (Foto: Haug)*



*Abb. 9 (links): Portal zu einer weiteren Kammer „der Keller“. Es ist bewusst zerstört worden, nachdem Kinder dort einen Spielkameraden eingemauert hatten. Die Deckplatten fehlen, die Basismauer links zeigt eine akkurat gerade, perfekte Ecke.*

*Abb. 10 (Mitte): Grabkammer Dübbers I, am 1. April 2000 entdeckt. Die Dolmen-Deckplatte ist durchgebrochen, der Innenraum erkennbar in die Tiefe führend, vom Archäologen Wieland erkannte Gleichartigkeit der Bauformen.*



*Abb. 11a (links unten): Grabkammer Dübbers II, am 2. April 2000 entdeckt. Die Dolmendekplatte ist noch intakt, Zugluft von innen. Eventuell gibt es Gangverbindungen.*

*Abb. 11b (rechts unten): Blick in die Grabkammer Dübbers II, schmale Orthostaten tragen die Deckplatte beidseits, akkurat in Rechteckform gebracht, Rand abgetieft, Eisenmeißelbearbeitung wahrscheinlich (Fotos: Haug)*



## (c) 2000 Gernot L. Geise

# Störungen der Fahrzeug-Elektronik

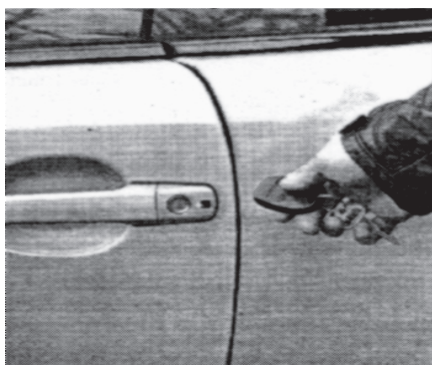


Lauersbach bei Gießen

Schon vor längerer Zeit teilte uns unser Mitglied *Gerhard Halbich* aus Gießen mit, dass er Probleme mit seinem Auto habe, wenn er sein Fahrzeug auf einer Wasserader parkt. Halbig fährt einen „Smart“, und dieses Fahrzeug ist mit einer aufwendigen Elektronik ausgestattet, durch welche u.a. die Türen geöffnet werden können (oder auch nicht). Die Funk-Fernbedienung fällt auf bestimmten Plätzen aus, so dass die Türen des Fahrzeuges nicht mehr ver- oder entriegelt werden können.

Der naheliegendste Gedanke war natürlich, dass die Schlüsselbatterie leer sei. Doch auch ein Austausch der alten gegen neue Batterien konnte das Phänomen nicht beseitigen, dass an gewissen Stellen - und immer an denselben! - die Funkelektronik ausfällt. Insbesondere waren dies in Gießen die Straßen Am Wieserker Weg und Lauersbach, in der Bleichstraße und Bahnhofstraße, oder der Parkplatz der Uni-Naturwissenschaften.

Halbich ist langjähriger, erfahrener Rutengänger und untersuchte die Plätze mit der Rute. Dabei kam er zu dem Ergebnis, dass unter solchen Plätzen, auf denen die Elektronik aus-



fällt, besonders stark strahlende Wasseradern verlaufen.

Auf seine inzwischen vorgenommenen Anfrage beim Werk bezüglich der anfälligen Elektronik erklärte man ihm, er solle auf solchen Plätzen den Wagen etwas wegschieben, dann würde die Elektronik wieder funktionieren. Auch die Öffnung der Heckklappe wurde ihm empfohlen. Er könne ja dann über die Sitze nach vorne klettern. Diese Empfehlungen sind für einen Mann im Rentenalter jedoch eine Zumutung.

Das Wegschieben des Smart bei ausgefallener Elektronik bewirkte allerdings, dass sie (vorübergehend) wieder funktionierte.

Halbich wandte sich inzwischen in einem Leserbrief an die *Gießener Allgemeine* und bat die Leser, ihm zu berichten, ob ihnen schon Ähnliches geschehen sei. Die Resonanz auf seinen Leserbrief war jedoch eher schwach.

„Ein Amateurfunker oder sogar schon eine Mikrowelle in der Nähe“ könnten „Elektrosmog“ verursachen und die Fernbedienung stören, meinte *Roman Wagner* vom Service des Autohauses *Süd Wurtele*. Er empfahl für diese „ganz seltenen“ Vorkommnisse: „Aus nächster Nähe müsste es funktionieren.“ Mit der Automarke habe es nichts zu tun, wie häufig das Problem auftritt.

Laut Gießener Allgemeinen ist in anderen Gießener Autohäusern das Problem angeblich unbekannt. Und im bayerischen ADAC-Technikzentrum habe man nur von „ganz, ganz wenigen Einzelfällen“ gehört.

Zu untersuchen bliebe, ob in der Nähe Sendeanlagen für Mobilfunk bestehen. Da in anderen Städten inzwischen die Dächer mit solchen Anlagen bepflastert sind, ist dies auch für Gießen nicht auszuschließen. Mobilfunk-Sendeanlagen strahlen nicht unerhebliche Mengen von Energien aus, die durchaus dazu geeignet sind, eine Elektronik zu stören (von der menschlichen Gesundheit einmal abgesehen). Deshalb schreiben auch viele Fahrzeughersteller in ihrer Fahrzeug-Gebrauchsanleitung, dass Händis nicht im Fahrzeuginneren ohne



Am Wieserker Weg in Gießen (bei Hausnummer 91-93)

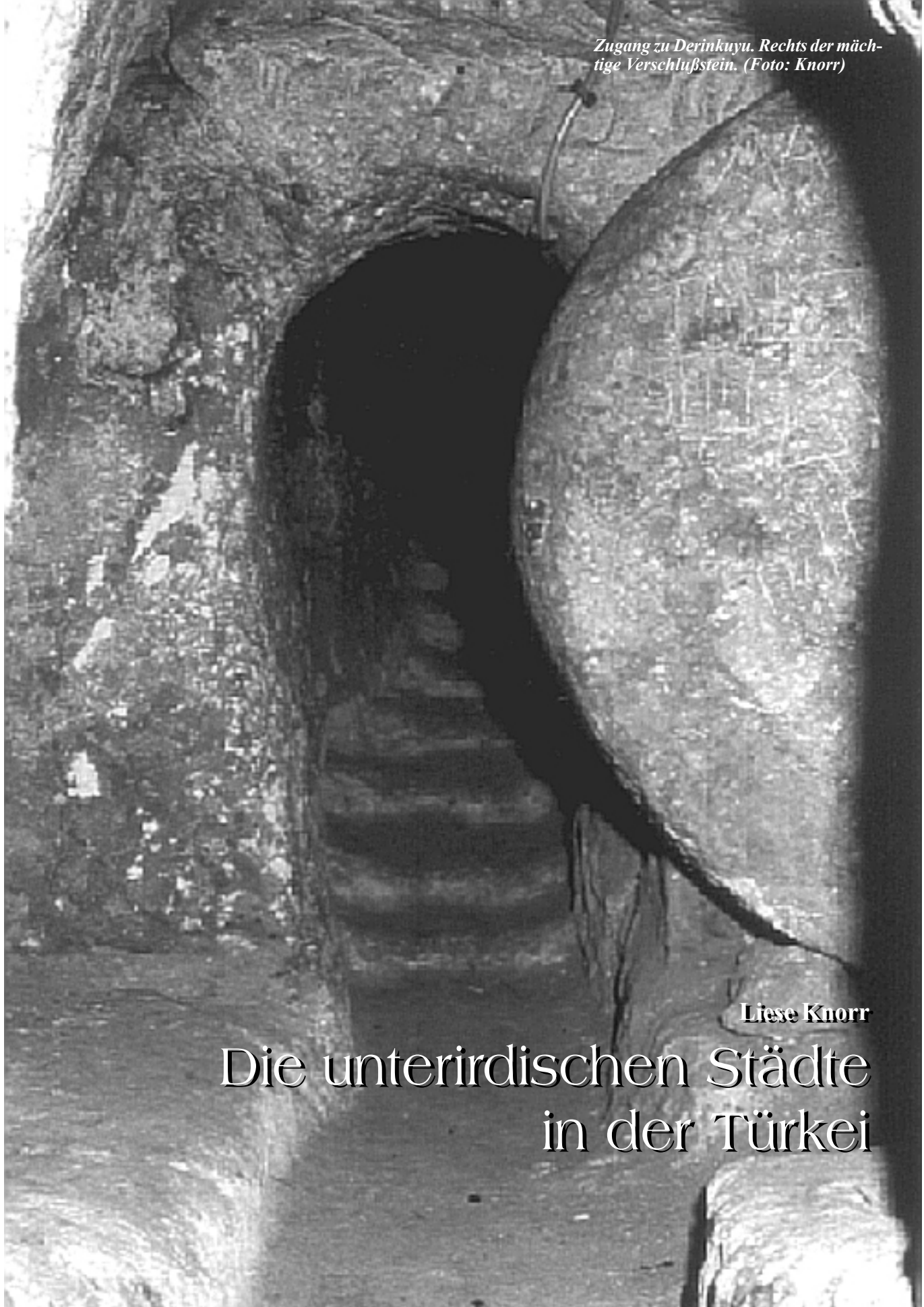
Außenantenne benutzt werden sollen. Doch wer liest schon die Betriebsanleitung?

In diesem Zusammenhang ist es auch interessant, dass Audi in seinem Werk Ingolstadt eine EMV-Halle errichtet hat (EMV = Elektromagnetische Verträglichkeit), in der in elektromagnetisch völlig abgeschirmter Umgebung Audi-Fahrzeuge getestet werden, indem sie mit Störstrahlungen beschossen werden, wie sie u.a. beim Händi-Betrieb anfallen. Durch hier durchgeführte Härtetests werden die Abschirmungen der Fahrzeug-elektronik entwickelt und geprüft.

Die von Halbich gemuteten Wasseradern mögen einen zusätzlichen Faktor darstellen, der sich vielleicht verstärkend auswirkt. Wir wissen, dass auch die Aggressivität von sogenannten Curry-Reizstreifen (Diagonalgitter) durch Mobilfunknetze stark angehoben wird. Vielleicht liegt hier ein ganz ähnlicher Effekt vor? Wer hat in dieser Richtung schon Forschungen angestellt?

In diesem Zusammenhang bittet Gerhard Halbig unsere Leser, zu berichten, ob ihnen schon Ähnliches widerfahren ist, und um ihre Erfahrungen beim Abstellen dieser Störungen.

(Fotos: Gerhard Halbig)



*Zugang zu Derinkuyu. Rechts der mächtige Verschlussstein. (Foto: Knorr)*

**Liese Knorr**

# Die unterirdischen Städte in der Türkei



Ein Stollen in Derinkuyu. (Foto: Knorr)

Es wird heute angenommen, dass es in der Türkei etwa dreißig unterirdisch angelegte Städte gibt, die allerdings zum größten Teil noch nicht erforscht sind. Ich las sogar, es soll vierhundertfünfzig bis fünfhundert solcher Städte geben. Sie liegen in *Kappadokien*, etwa zwischen *Nevsehir - Nigde - Kirsehir*. Kappadokien liegt in Mittelanatolien und wird im Süden durch das Taurus-Gebirge, im Norden durch das Schwarze Meer, im Westen durch den Salzsee *Tatta-Salsus* und im Osten durch den Euphrat begrenzt. Der Boden besteht aus vulkanischem Tuffstein von unterschiedlicher Härte.

Bekannt sind die Verbindungswege, die die Städte unterirdisch miteinander verbanden. Schätzungen zufolge sollen 1,2 Millionen Menschen lange Zeit dort gelebt haben.

Außer *Kaymakli* und *Özkonak* ist *Derinkuyu* die bekannteste und archäologisch am weitesten erforschte Stadt, im weiteren beziehe ich mich exemplarisch auf *Derinkuyu*.

*Derinkuyu* beherbergte etwa zwanzigtausend Menschen, vielleicht noch

mehr, in den tief in den Boden reichenden Stockwerken. Die Ausdehnung der Stadt erstreckt sich auf etwa vier Quadratkilometer Fläche. Als die Stadt noch bewohnt war, hatte es sich hier nicht etwa um ein improvisiertes Fluchtasyl gehandelt. Das Gemeinwesen verfügte über eine verfeinerte Infrastruktur. Es gab riesenhafte Gemeinschaftsräume, Wohnungen mit Schlaf- und Wohnzimmern, Ställe und sogar umfangreiche Wasser- und Weinkeller, von Geschäften und anderem gar nicht zu reden.

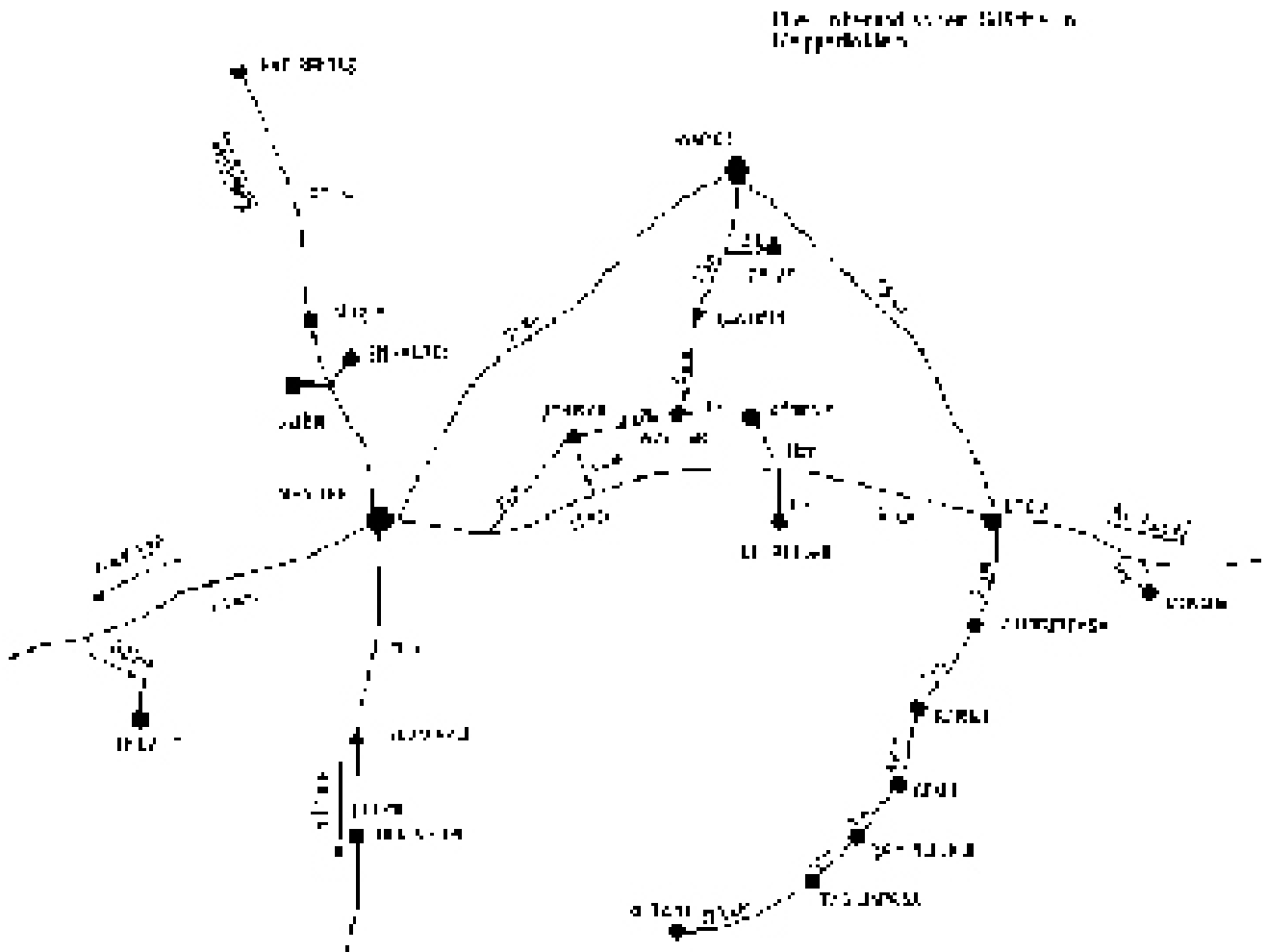
Die Räume liegen in verschiedenen Stockwerken, bisher hat man in *Derinkuyu* bis tief in den Boden reichende dreizehn Etagen, bis in eine Tiefe von 85 Metern, freigelegt. Es dürften aber achtzehn bis zwanzig Stockwerke sein.

Die einzelnen Wohnsilos sind stufenweise untereinander durch Schächte verbunden, die Eingänge konnten durch große, runde Steintüren verschlossen werden, die man von innen verriegeln konnte. Von außen waren sie jedoch nicht zu öffnen.

In tiefer gelegenen Etagen fand man Grabstätten, Waffenlager, Fluchtwege und Brunnen. Von diesen Brunnen leitet sich der Name der Stadt *Derinkuyu* (= tiefer Brunnen) ab. (Der alte Name der Stadt stammt von den Griechen und lautete *Melegübü* [= hartes Leben]). Bis 1962 wurde der Wasserbedarf der oberirdischen Stadt durch diese Brunnen gedeckt, bis dann Pumpen installiert wurden.

Die genialen Architekten der unterirdischen Städte verstanden sogar etwas von Air-Condition: bisher wurden 52 Luftschächte und Belüftungskamine freigelegt, die bis in etwa 70-85 Meter Tiefe hinabreichen. Durch sie gelangte durch ein raffiniertes Zirkulationssystem Frischluft bis in die letzten Winkel. Im 1. Stockwerk sind außerdem noch fünfzehntausend kleinere Luftschächte bekannt.

Die Archäologen sind der Ansicht, diese Städte seien in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in den Boden „gestampft“ worden. Christen hätten sich hier aus Angst vor ihren Verfolgern eingegraben. Man nimmt auch an, dass einige der Etagen von



Derinkuyu (Foto: Knorr)

arabischen Gefangenen ausgehöhlt worden sein könnten. So befinden sich im 1. Stock Schlafzimmer, Esszimmer, Weinkeller, Toiletten, Küche, Speicher und Ställe. Im 2. Stockwerk

ist eine Kirche (65 Meter lang, sieben Meter breit) mit Altar und Treppe; die Höhe ist noch unbekannt, da diese Kirche noch nicht ganz ausgegraben worden ist.

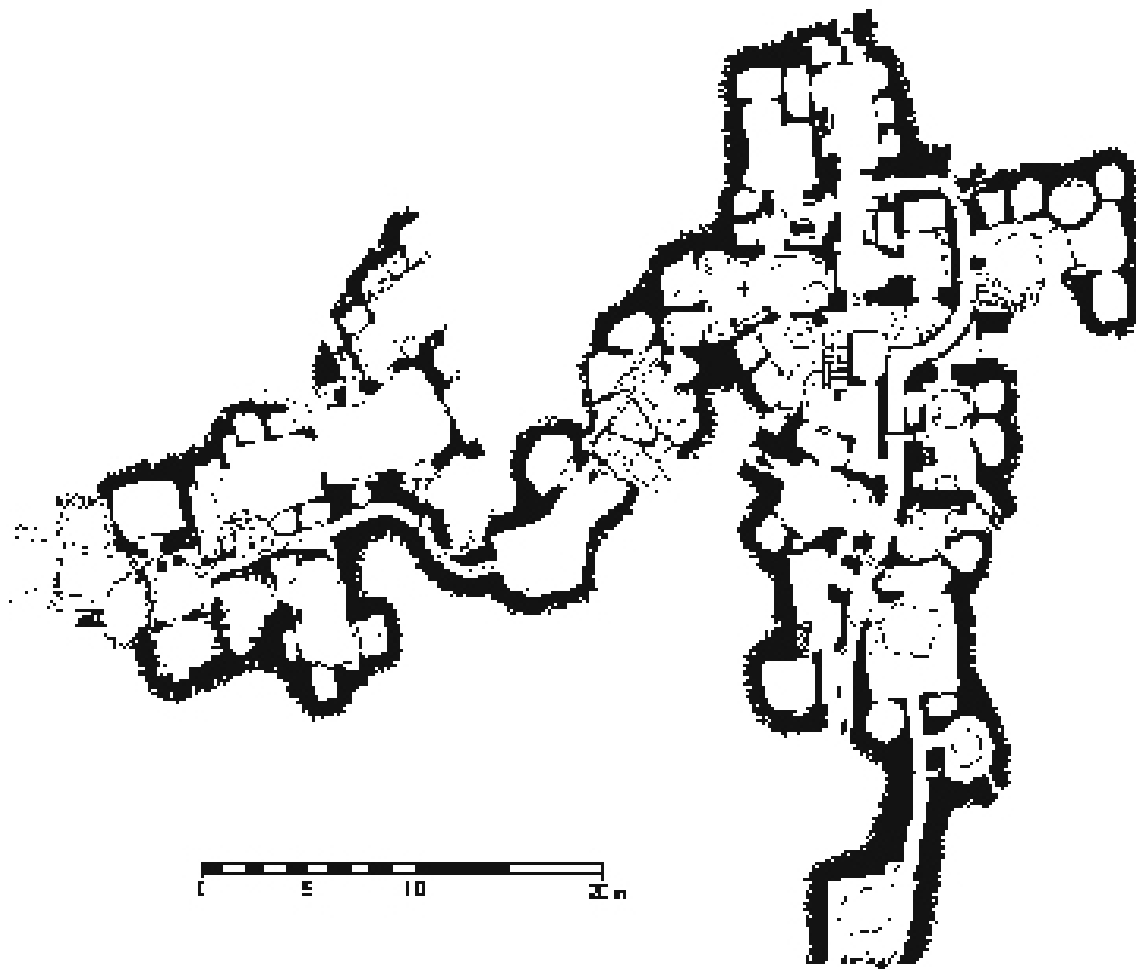
Im 3. und 4. Stockwerk befinden sich Kirchen, Tunnel, Waffenlager, Zufluchtsorte, sowie eine Missionschule und ein Taufbecken. In der 3. Etage liegt auch der Verbindungstunnel zu Kaymakli, einer anderen unterirdischen Stadt, die etwa neun Kilometer von Derinkuyu entfernt liegt. In diesem Tunnel können drei bis fünf Personen bequem und aufrecht nebeneinander gehen.

Eine der Kirchen im unteren Bereich ist fünfundzwanzig Meter lang, zehn Meter breit und 3,50 Meter hoch. Sie ist in der Form eines Kreuzes angelegt; manche Wissenschaftler bezeichnen sie als „Kleeblatt“. Gegenüber dieser Kirche liegt eine Aula mit drei Säulen und einem Warteraum - an die Säulen sollen Gefangene angebunden worden sein.

Eine andere Annahme ist, dass dieser Raum für „Kandils“ benutzt worden sei. Kandil ist die Bezeichnung für je eine der Nächte vor vier islamischen Festen, an denen die Moscheen mit Öllampen beleuchtet wurden.

Wie das Kanalisationssystem in dieser großen, unterirdischen Stadt funktionierte, konnte bisher noch nicht festgestellt werden. Im westlichen Teil der Stadt befindet sich ein leerer Raum, durch den anscheinend ein Bach verlief.

Bei den Ausgrabungen fand man Reste der hethitischen Kultur. Die Hethiter besaßen vor mehr als dreitausend Jahren in Anatolien ein mächtiges Reich, man fand beispielsweise eine Löwenstatue, eine zweiteilige Mühle aus schwarzem Granit sowie Siegelringe, die die Hethiter benutzten. Die Hethiter verwendeten das erste Stockwerk der unterirdischen Stadt als Lager. Andere Volksstämme, vermutlich die Phrygier, besiegten die Hethiter und richteten dabei ein



*Stadtplan der unterirdischen Stadt Kaymakli*

großes Blutbad an. Während in umliegenden Städten, wie Alacahöyük, Bogazköy und anderen eine Brandschicht gefunden wurde, fehlte diese in Derinkuyu. Eventuell haben hier die Lager als Zufluchtsstätte gedient. Spuren von den Phrygiern fand man in Derinkuyu bisher nicht.

Im Krieg zwischen Byzantinern und Arabern, Ende des 6. Jahrhunderts n.C., wurde die Stadt dreimal überfallen, danach mussten die Byzantiner die unterirdische Stadt verlassen, Derinkuyu verlor seine Bedeutung.

Manche der Städte wurden mit Steinen und Sand verfüllt. Als sich im 7. Jh. das Christentum ausbreitete, baute man Kirchen in die Höhlen hinein. Ende des 7. Jahrhunderts gehörte dieses Gebiet den Seldschuken, die ihre Kirchen mit Felsbildern versahen. Im 14. Jahrhundert besiedelten die Osmanen das Gebiet. Die Vermutung der Archäologen, Christen hätten diese unterirdischen Städte angelegt, ist also alles andere als stichhaltig.

Man muß sich die technische Leistung einmal deutlich vor Augen halten:

1,2 Millionen Menschen mußten leben, und dazu ausreichend mit Nahrungsmitteln versorgt werden. Felder, die zum Anbau geeignet waren, konnten unmöglich unterirdisch angelegt werden, da die entsprechende Beleuchtung fehlte. Wenn aber oberirdisch Ackerbau und Viehzucht betrieben wurden, dann war die unterirdische Stadt auch keine sichere Zuflucht mehr! Felder und Ställe verraten, daß hier Menschen leben. Belagerer hätten sich in aller Ruhe vor den Eingängen niederlassen können, um die Bewohner auszuhungern, so daß eine kampflose Übernahme möglich gewesen wäre.

Ein weiterer Punkt, der entschieden gegen die derzeit offerierte Lehrmeinung antritt, ist der Aushub bei derart gigantischen Stadtsiedlungen. Hier hätten auf der Oberfläche riesige Aushubberge gebildet werden müssen, und die wiederum wären jedem

Feind aufgefallen. Hier wurde über Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte, geplant und gebaut.

Die großen ungelösten Fragen sind:

- Wer legte diese gigantischen unterirdischen Städte an?
- Warum wurden sie angelegt?
- Wie schaffte man es, bis zu zwanzig Etagen tief in den z.T. felsigen Boden eine derart perfekte Infrastruktur zu treiben? Etwa mit Steinwerkzeugen?

### **Literatur**

- „kappadokien“, herausgegeben von Ticaret Matbaacilik T.A.S., Türkei, o.D.
- Siehe: G.R.A.L. 2/92, S. 29/30
- Siehe: ATLANTIS 1/1990, S. 7-13

*(Erstveröffentlichung in  
EFODON NEWS Nr. 13/1992)*



# Wilfried Stevens

## Das Mysterium Agarthi

Nach einer durch tibetanische Lamapriester überlieferten Legende soll es irgendwo an der Nordgrenze Afghanistans eine unterirdische Stadt geben, einem ausgedehnten Labyrinth gleich, mit kilometerlangen Tunnels, Gängen, Hallen, Kammern und Sälen in der unbekanntenen Tiefe der Erde, *Agarthi* genannt. Nach einer indischen Legende soll es irgendwo unter dem Himalaya-Massiv eine unterirdische Stadt mit dem Namen *Agartha* geben. Eine Parallele, bei der man sich nur noch über die Schreibweise streiten kann.

In dieser Stadt, so die Legende, hätten sich Reste einer vorsintflutlichen Menschheit erhalten, die noch rechtzeitig von einem versunkenen Kontinent geflüchtet sei. Auch soll dieses Höhlensystem mit anderen, in weit entfernten Gegenden, in Verbindung stehen.

Das unterirdische Reich Agarthi erstreckt sich über alle unterirdischen Gänge der Welt. Im tiefsten Innern werde das alte Wissen gehütet, das der unbekanntenen und der bekannten Menschheiten, das der unbekanntenen und der bekannten Welten, alle Antworten der unbekanntenen und der bekannten Fragen...

Wie auch immer der genaue Urtext war, und welche Versionen mit mehr oder weniger Glaubensinhalten es gibt, tatsächlich finden wir auf der ganzen Welt nicht nur viele unterirdische Anlagen und künstliche Höhlensysteme, sondern auch die vielen Mythen, Legenden und mündlichen Überlieferungen als ständige Begleiter, die das mythische Agarthi immer wieder in unserem tiefsten Unbewußten aufleben lassen.

Noch immer gibt es keine endgültig neuen Erkenntnisse bezüglich der vielen Auffassungen und Theorien über Sinn und Zweck der bisher gefundenen Anlagen. Es muß hier wiederum in vieler Hinsicht kritisch differenziert werden. Vorläufige Interpretationen wie „Schutzbauten“, „Fluchtstätten“, „Geheimbibliotheken“ usw. mögen wohl dem ursprünglichen Sinn solcher Anlagen noch immer am nächsten kommen, wenn man sich die Legenden von Agarthi vor Augen führt.

Eine Wiederholung der Auflistung der teils phantastischen Anlagen, z.B. in Südamerika, in der Türkei, in Südafrika, auf Borneo o.ä. sollte sich erübrigen, jedermann kann darüber in einem kleinen Sortiment Literatur nachrecherchieren. Doch auch dies sollte uns nicht zufrieden stellen. Ebenso wenig kann es uns befriedigen, dass die Gebiete, in denen Agarthi am Aussichtsreichsten zu finden wäre, noch immer wenig erforschte Gebiete sind: die Tekla-Makan-Wüste, das Altyn-Gebirge, das Kuenlun-Gebirge, die Wüste Gobi (?), Bhutan, und letztlich (doch?) das unwirtliche Gebirgsland Afghanistan.

### Ortswechsel: Tschufut-Kale

Eine der interessantesten Anlagen ist die von *Tschufut-Kale* auf der Krim. Die Höhlenstadt Tschufut-Kale gleicht einem Berg, der wie ein Termitenstock von Zellen und Gängen durchlöchert ist. Tschufut-Kale liegt in der Nähe des Ortes Bachtchissarai am Jaila-Gebirge. Zu dem Ort, der als eine urzeitliche Mysterienstätte gilt, gelangt man nur unter großer Mühe.

Keine Spur von Vegetation scheint die Anlage einer menschlichen Siedlung an dieser Stelle zu rechtfertigen. Nichts spiegelt die einstige zentrale Bedeutung dieses kleinen Areals wider. Sollte Tschufut-Kale nur eine Zufluchtstätte gewesen sein, obwohl die Stadt über Jahrtausende weiter benutzt wurde? Ist Tschufut-Kale ein Vorläufer von Agarthi?

Tartaren, Avaren, Chazaren, Ostgoten und die nordiranischen arischen Alanen haben hier zeitweise während der letzten beiden vorchristlichen Jahrtausende gehaust. Ebenso die Juden, woran noch der Name des Ortes „*Tal Josaphat*“ erinnert. Und vor den Juden waren es die Asen (nicht das Göttergeschlecht, mit dem dieses Volk häufig verwechselt wird), deren Ursitze zu Füßen des Kaukasus am Asowschen Meer gelegen haben sollen. Noch immer ist Tschufut-Kale ein Rätsel und über die Erbauer wissen wir nichts.

In der Bibel finden wir einen Hinweis auf das Tal Josaphat. Es ist ein „symbolischer“ Ort, an dem

der Tag des Gerichts stattfinden soll. Christlich wird er mit dem *Kidrontal* identifiziert. In Joel, im Alten Testament, heißt es:

3,3: *Ich werde wunderbare Zeichen wirken am Himmel und auf der Erde, Blut und Feuer und Rauchsäulen.*

3,4: *Die Sonne wird sich in Finsternis verwandeln und der Mond in Blut, ehe der Tag des Herrn kommt, der große und schreckliche Tag.*

4,2: *...versammle ich alle Völker und führe sie hinab zum Tal Josaphat (ist identisch mit Josaphat).*

4,12: *Die Völker sollen aufbrechen und heraufziehen zum Tal Josaphat. Denn dort will ich zu Gericht sitzen über alle Völker ringsum.*

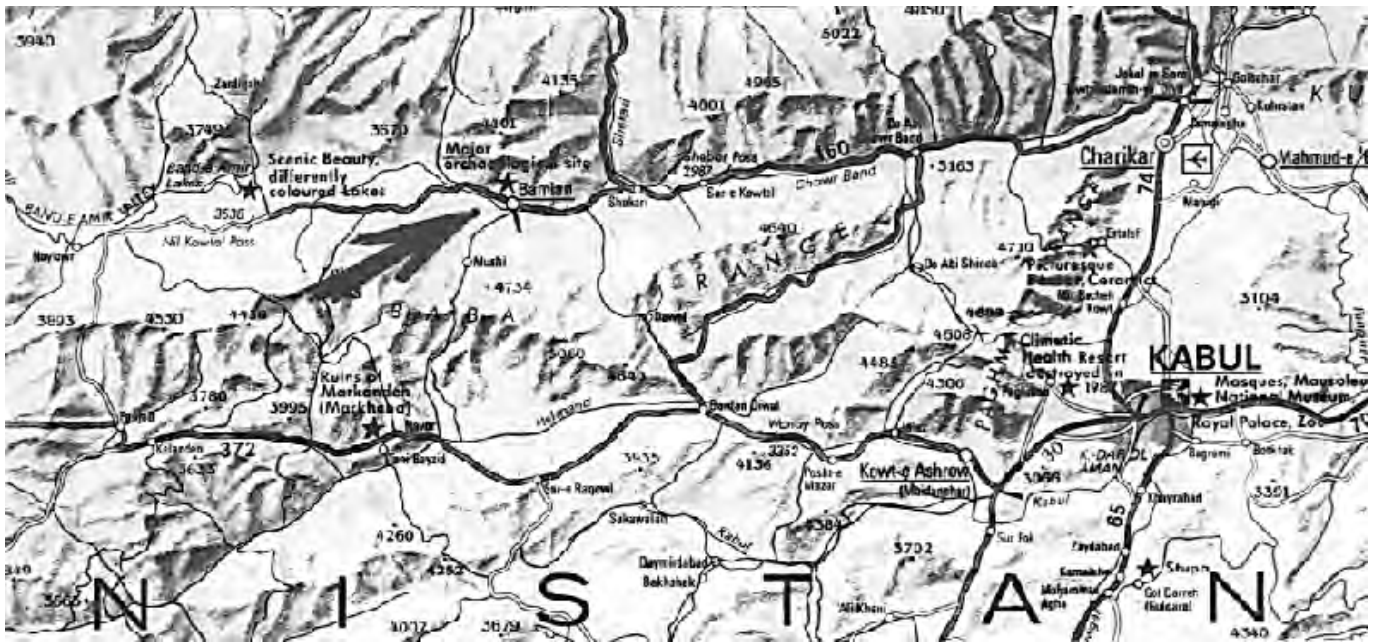
Ist dies vielleicht die Erklärung für einen solchen (Schutz-)Bau? Kann Tschufut-Kale das Tal Josaphat sein oder ist das nur die Urerinnerung an eine urzeitliche Katastrophe, die an das „Jüngste Gericht“ im Tal Josaphat erinnert?

### Afghanistan - die Steine von Bamian

Wenn wir der Legende folgen und alle möglichen Standorthypothesen der heutigen Zeit außer acht lassen, finden wir im Norden von Afghanistan hochinteressante Spuren!

In Afghanistan, in der Provinz Kapisa, nordwestlich von Kabul, befinden sich die Ruinen der Stadt Bamian. Man schätzt, dass dort rund zwölftausend Behausungen in den Fels gehauen wurden. In früheren Zeiten soll dieser Ort „Theben des Ostens“ genannt worden sein. Andere Quellen bezeichnen den Ort als „Theben des Orients“, Ghulghuleh. Im Jahre 1221 wurde er durch Dschingis-Khan geplündert und zerstört.

Das ganze Tal, in dem die alte Stadt liegt, ist voller Höhlen und Grotten, in denen buddhistische Mönche viele Jahrhunderte gelebt und viele Manuskripte angehäuft haben. Denen gesteht man, wie vielen buddhistischen Schriften, ein hohes Alter zu.



Afghanistan (Ausschnitt): Bamian ist durch einen Pfeil gekennzeichnet (Nelles Maps „Afghanistan“ 1:1500000, München)

Noch heute kann man respektvoll staunend drei aus dem Felsen herausgehauene Kolossalstatuen betrachten: die „Wächter“ der geheimnisvollen Stadt Bamian. Die größte Statue ist 53 Meter hoch, also etwa zweieinhalbmal so hoch wie die vertraute Sphinx. Die zweite Figur misst 35 Meter, die dritte Statue „nur“ noch zehn Meter. Angeblich sollen noch zwei weitere Statuen vorhanden gewesen sein, also insgesamt fünf „Wächter“. Parallel dazu gibt es die Zusatzvariante eines Lamapriesters, der Tourgout hieß.

Dieser Priester ließ dem Schriftsteller *Ossendowski* mitteilen, „dass *Agartha* durch sieben Tore (Wächter?) behütet würde, die nur ein ‚Reiner‘ unbeschadet öffnen könnte.“

Die Einheimischen sprechen „von stummen, steinernen Zeugen, die die alte Zeit versiegeln.“ Aussagen, über die sich jeder seine eigenen Gedanken machen sollte.

Buddhistische Mönche haben die alten Statuen mit Gips überzogen, um sie in Buddhas umzuwandeln. Doch man soll diese Zweckentfremdung gut erkennen können. Bedauerlicherweise sind von den Riesenstatuen nur die Körper zu betrachten, während die Gesichter wahrscheinlich willkürlich zerstört wurden. Da die buddhistischen Mönche wohl kaum ein Abbild Buddhas zerstören würden, muss es sich um weit ältere

Abbilder irgendwelcher „Riesen“(?), „Wächter“-figuren (?) oder „Gottheiten“(?) handeln.

Das gigantische Höhlenlabyrinth von Bamian beherbergt u.a. riesige Säle, die tausende Menschen fassen sollen, kilometerlange Gänge und Stollen, die kaum erforscht werden konnten, und urzeitliche Tempelanlagen. Hier könnte eine systematische Zerstörung stattgefunden haben, und so sind vielleicht nicht zu ersetzende Bibliotheken und damit auch Hinweise auf *Agartha* für immer vernichtet worden.

Wenn Bamian mit dem nur wenige Kilometer entfernten, sehr fruchtbaren *Ajdartal* als Gesamtheit nun eine noch unbekannt Beziehung zu *Agartha* hat? Quer zum Tal verläuft eine 250 Meter lange, achtzig Meter hohe und etwa zehn Meter dicke Mauer. Oben in der Mitte klafft eine etwa vierzig Zentimeter breite und sehr tiefe Längsspalte, die oft fälschlicherweise als Erdbebenriss erklärt wird. Tief im Innern der Mauer und außerhalb finden sich viele heiße Springquellen, die die einstigen, uns unbekannt Erbauer von Bamian zu nutzen wussten. Viele Kanäle und Spalten - ich vermeide absichtlich das Wort „Leitung(en)“ -, die künstlich bearbeitet wurden, zeugen noch heute von einer Nutzung.

Zu wenig weiß man von der alten

Ruinenstadt Bamian, um eine nahe Verbindung zu *Agartha* herstellen zu können. Trotzdem kommt Bamian als naheliegender Ort in Frage, um *Agartha* finden zu können.

### Epilog

*Agartha*, das unterirdische Reich, das sich im Norden von Afghanistan befinden soll, und das nach dem Schriftsteller *Ossendowski* in der Nähe von *Shigatse* unter dem Himalaya zu finden sei, bleibt ein Mysterium unserer unverstandenen Vergangenheit, solange keine ernsthaften Forschungen unternommen werden.

So lange ist es noch nicht her, dass *Schliemann* uns eine neue Art des Forschens lehrte, nämlich nicht doktrinär zu forschen.

### Literatur

- Kohlenberg: „Enträtselte Vorzeit“ (1981/1970)
- Ossendowski: „Tiere, Menschen und Götter“ (1924)
- Dopatka: „Lexikon der Präastronautik“ (1979)
- Buch Joel (Das Alte Testament)
- Charroux: „Phantastische Vergangenheit“ (1990)
- Nelles Maps „AFGHANISTAN“ (1:1500000), Nelles Verlag, München

(Erstveröffentlichung in *EFODON NEWS* Nr. 13/1993)

# Und wieder keine Katastrophe!

(c) 2000 Gernot L. Geise

Die Katastrophisten und Weltuntergangsbeschwörer hatten Konjunktur. Nicht nur eigene Horror-Szenarien wurden entworfen, sondern auch die Seher und Propheten aus allen Jahrhunderten hat man bemüht, uns klar zu machen, dass das Ende der Welt nahe sei.

Hat es schon mit dem sogenannten Jahrtausendwechsel - der gar keiner war, weil er erst Ende dieses Jahres stattfindet - nicht geklappt, weil alles weiterfunktioniert hat, wie es gewohnt war. Kein "böser" Asteroid ist eingeschlagen und selbst die Strom-versorgung blieb gewährleistet. Ja, alle, die mit längst veralteten Computern und deren Programmen arbeiteten, mussten sich endlich von ihrem alten "Schrott" verabschieden und zweitausendjahrfähige Programme installieren. Erstaunlich dabei ist, dass doch eine erklecklich große Zahl von Firmen davon betroffen war.

Doch die Propheten des Weltuntergangs gaben sich so schnell nicht geschlagen. Meist hat man den nicht eingetretenen Kataklysmus abgetan mit "Glück gehabt" oder "Das in eine höhere Dimension aufgestiegene Bewusstsein der Menschen hat die Katastrophe verhindert" oder "Der geistige Zusammenschluss vieler Menschen wendete das Unheil ab". Schade, dass ich keinen einzigen Menschen mit diesbezüglichem Meditieren kenne.

Wie auch immer, die Katastrophe fand nicht statt, aber so einige der Unheilverkünder konnten sich denn doch nicht geschlagen geben. Der von Nostradamus für den "Jahrtausendwechsel" vorangekündigte "König des Schreckens" ist zwar ausgeblieben, was so manche Katastrophisten sehr getroffen hat, waren seine Voraussagen doch ihrer Meinung nach bisher doch sehr genau.

Aber nun galt die neue Losung: Der "Jahrtausendwechsel" sei doch gar nicht das schlimmste Datum gewesen. Die richtige Katastrophe käme erst, wenn am 5. Mai die Planeten unseres Sonnensystems wie auf einer Perlenschnur aufgereiht stehen würden. Dadurch würden derart starke Gravitationskräfte kumulieren, dass mit dem Schlimmsten zu rechnen wäre.

Von Überschwemmungen, Polsprung, Auseinanderbrechen der Erde bis hin zur Geburt eines neuen Planeten wurde phantasiert, sogar Maya-Prophezeiungen wurden zitiert, obwohl die Maya-Schrift bis heute nicht zufriedenstellend übersetzt werden kann. Da - mit Ausnahme von Erde und Pluto - bei dieser Konstellation alle Planeten unseres Sonnensystems in einer Reihe zur Sonne stehen, sollte dieses Kräftepotential ausreichen, um aus der Sonne ein glühendes Stück herauszubrechen, das dann als neuer Planet in unserem System kreisen sollte. Und wieder einmal wurde den Menschen nahegelegt, sie mögen "zum Überleben" genügend Vorräte anliegen. Wer damit wohl sein Geschäft macht?

Ich glaube, diejenigen, die sich den Unsinn mit den Gravitationskräften unserer Planeten ausgedacht haben, kennen die wahren Größenverhältnisse in unserem Sonnensystem nicht. Es ist ihnen wohl nicht bewusst, dass die - im Vergleich zur Sonne - kleinen planetarischen Erbsen, die zudem noch so weit von ihrem Muttergestirn kreisen, dass sie gerade noch am Wegfliegen in den stellaren Raum gehindert werden, absolut keine messbaren Auswirkungen auf die Sonne haben können!

Da wurden Szenarien beschrieben, wie sie angeblich vor -zig tausend Jahren passiert sind, als diese Konstellation zum letzten Mal der Fall war. Nun, da damals niemand der Heutigen dabei war, und es auch keine Überlieferungen aus jener Zeit gibt, artete alles wieder in eine reine Glaubenssache aus.

Und seien wir ehrlich: Wer von uns hat an besagtem 5. Mai irgendetwas Außergewöhnliches bemerkt? Keine Sonnenfinsternis (die sollte im vorigen Herbst der erste Vorbote der großen Katastrophe sein...!), kein Polsprung, noch nicht einmal ein größeres Unwetter belästigte uns. Auch der vor angekündigte "Antichrist" blieb aus (vielleicht hatte er Angst, gleich verhaftet oder nicht ernstgenommen zu werden?). Auch die Landung ganzer UFO-Flotten, um die "guten" Menschen (wie hätten sie das wohl festgestellt?) von ihren zerstörten Planeten zu evakuieren, fand nicht statt.

So verging der 5. Mai, und die folgenden Tage passierte auch nichts. Unsere Sonne hat es überwunden und keinen neuen Planeten geboren.

Ich bin gespannt, was die Katastrophen-Unker sich als Nächstes einfallen lassen werden.

Stellvertretend hier eine Kostprobe aus "Magazin 2000plus" (Nr. 145, Januar/Februar 2000): *"Der Countdown läuft - sorgen Sie vor..."* (S. 52), *"...Bedenken Sie, daß überhaupt nichts Schlimmes passieren muß. Es kann aber auch alles zusammenbrechen ... Was immer passieren wird, sich darauf vorbereitet zu haben, kann nichts schaden, auch wenn alles weitergeht wie bisher. Wichtig ist die positive Einstellung."* und auf Seite 70 die passende Anzeige *"Lebensmittelvorrat - nicht nur für die Jahrtausendwende"*, für ein 90-Tage-Paket zu DM 1700,-. Muss man dazu noch etwas sagen?

---

---

## Das Gehirn schützen...

Die Gehirn-Blut-Schranke ist eine Zellschicht zwischen dem Blut, das in den Blutgefäßen des Gehirns und der eigentlichen Hirnhaut zirkuliert. Der Sauerstoff und die Ernährung finden innen statt durch die Schranke, während das Kohlendioxyd und die Abfallprodukte durch sie hindurch transportiert werden. Die Schranke hindert einige Medikamente und einige Giftsubstanzen, ins Gehirn einzudringen und es zu verletzen.

### Telefone veranlassen das Gehirn, Gifte zu absorbieren

Eine neue schwedische Forschung zeigt, dass die Strahlung von Mobiltelefonen es für Gift einfacher machen könnte, ins Gehirn einzudringen. Die Entdeckungen könnten die Beschwerden erklären, an denen amerikanische Soldaten, welche an der Hightech-Kriegsführung teilgenommen haben, leiden.

Ein Rattengehirn wurde Mikrowellenfeldern ausgesetzt, ähnlich jenen, wie sie von einem Mobiltelefonhörer ausgehen. Bei der Untersuchung stellte man dunklen Flecken fest, bei denen es sich um Eiweiß handelt, welches durch die Blut-Hirn-Schranke, die durch die Strahlung geöffnet worden war, ins Gehirn gelangt ist.

Die Mikrowellenstrahlung von Mobiltelefonen kann die Sicherheitsbarriere öffnen, von welcher man annimmt, dass sie das Gehirn von eindringenden giftigen Substanzen schützt, die das Blut enthält. Ein Forschungsteam der Lund-Universität hat herausgefunden, dass das Protein-Eiweiß durch die sogenannte Blut-Hirn-Schranke ins Gehirn der Ratten hindurchsickert, welche Mikrowellen ausgesetzt waren, ähnlich solchen, wie sie von Mobiltelefonen ausgehen. Eiweiß ist natürlicherweise im Blut enthalten, aber es kann das Gehirn schädigen.

Wir sehen hier extrem kleine Mengen von Protein und wir wissen nicht, wie gefährlich sie sind, sagt *Leif Salford*, ein Neurochirurg des Lund-Hospitals. Aber andere Experi-

mente, bei denen Eiweiß absichtlich (bewusst) in Rattengehirne gespritzt wurde, haben gezeigt, dass sehr kleine Mengen die Gehirnzellen schädigen können. Mengen, nicht viel größer als solche, die wir gefunden haben, können Nervenzellen vernichten.

Es ist noch unmöglich zu sagen, ob diese Undichtigkeit, die das Lund-Forschungsteam bei Ratten gefunden, aussagt, dass die Mobiltelefonie das menschliche Gehirn verletzt. *Leif Salford*, der Neuropathologe *Arne Brun* und der Strahlenphysiker *Bertil Persson* möchten, dass die Resultate ernst genommen werden. Die Blut-Gehirn-Schranke von Menschen und Ratten sind in ihrer Funktion ähnlich.

Außerdem, wenn Eiweiß ins Gehirn gelangen kann, gibt es einen Grund zu glauben, dass andere, kleinere oder gleich große Moleküle es auch können. Proteine, die man im Blut findet, können, wenn sie ins Gehirn gelangen, Auto-Immunkrankheiten, wie multiple Sklerose verursachen. Zerstörte Nervenzellen können auch Demenz, vorzeitiges Altern und Parkinson hervorrufen. Ebenfalls können entzündete Gehirnzellen indirekt mit Alzheimer-Leiden verbunden sein.

Medikamentengaben, die unter normalen Umständen nicht die Blut-Gehirn-Schranke durchdringen können, könnten es aber und könnten eine Zerstörung verursachen.

Die ungeklärten Symptome von amerikanischen Soldaten vom Kuwait-Krieg stehen im Verdacht, dass ein Zusammenhang mit der Medikamenteneinnahme gegen Nervengas besteht. Die Mikrowellen, von denen die Soldaten im Hightech-Krieg umgeben waren, könnten die Blut-Hirn-Schranke geöffnet haben, und die Medikamente sind ins Gehirn eingedrungen. Diese Möglichkeit wird nun von der US Air Force in Zusammenarbeit mit den Lund-Forschern untersucht.

*Besonders besorgniserregend ist die Tatsache, dass sogar niedrige Mikrowellen-Effekte das Gehirn zu beeinflussen scheinen. WHO's Grenzwerte für Mobiltelefone beträgt*

*2 Watt Absorptionseffekt pro Kilogramm Körpergewebe.*

Ergänzend zu *Salford* und seinen Kollegen wird sogar bei 0,0001-0.001 Watt eine bemerkenswerte Menge von Eiweiß in den Gehirnen von 50% der Ratten untersucht (festgestellt?). **Die Strahlung von Mobiltelefon-Antennen würden demnach genügen, das Gehirn zu beeinflussen (beeinträchtigen). Ein Mensch in der Nachbarschaft von jemandem, der ein Mobiltelefon benutzt, kann durch die Strahlung des Telefons beeinträchtigt werden. Die sehr niedrigen Effekte sind auch diejenigen, die das Gehirn am meisten beeinträchtigen.**

Bei einigen Zehnteln Watt wurden nur ein Drittel der Ratten beeinträchtigt und bei einigen Watt sogar noch weniger. Das heißt, dass das Problem z.B. durch Abschirmung oder Ohrhörer nicht leicht gelöst werden kann.

In biologischen Systemen gibt es oft „Fenster“, wo der Organismus empfindlicher ist. Ein schwächerer Puls (eine schwächere Pulsierung?) ahmt die Körpersignale nach und wird darum wiedererkannt.

Die WHO Grenzwerte betreffen nur die Gewebe-Erwärmung. Die elektrischen Signale des Körpers werden auf völlig andere Weise beeinflusst, sagt *Leif Salford*. Das Lund-Forschungsteam hat beide Mikrowellenstrahlungen untersucht, sowohl 900 MHz als auch 1800 MHz, die in verschiedenen Mobiltelefonen benutzt werden. Beide Frequenzen zeigen die gleichen Resultate, aber tiefere Frequenzen dringen tiefer ins Gehirn ein.

*Es scheint nichts auszumachen, wie lange man mit einem Mobiltelefon telefoniert. Die Blut-Hirn-Schranke wird so oder so geöffnet. Die Eiweiße bleiben einige Tage lang in den Rattengehirnen, nachdem sie Mikrowellen ausgesetzt waren. Studien, um die Langzeit-Effekte zu untersuchen sind geplant.*

(Veröffentlicht in: SVENSKA DAGBLADET 15.9.99 - Übersetzung aus dem Schwedischen ins

# Gehirn

Englische: Adam Huuva / vom Englischen ins Deutsche: Evi Cat.)

Hier eine Anmerkung zu dieser Untersuchung von dem auf die biologischen Konsequenzen elektromagnetischer Felder spezialisierten Mediziner Dr. med. *Karl-Heinz Braun von Gladiß*, Leiter der Paracelsus-Klinik für Ganzheitliche Medizin / CH-9062 Lustmühle/Schweiz, Tel. 0041-71-3334810 / Fax 3357100 / Email braunvongladiss@tele-net.ch

„Zwar ist die Formulierung reichlich unmedizinisch, der Kern der Aussage dürfte jedoch stimmen, auch ist der Forschungsaspekt ein interessanter: Permeabilitätserschö-

nung der Liquorschranke für cerebrotoxische Proteine durch gepulste Hochfrequenzfelder, wohl durch den Troja-Pferd-Effekt, den die biologischen ELF-Frequenzen angepaßten und ihnen z.T. identischen technischen Puls-Frequenzen haben: die Liquor-Pulsation und liquorbezogene Resonanz-Induktion wird physiologischerseits auch getriggert durch Extreme Low Frequency Waves (ELF), sodaß diesbezüglich eine hohe Dichte an biologischen Frequenzfenstern vorliegt. **So können also technische ELF-Impulse die Hirnschranke leicht „öffnen“.** Die Selektion der penetrierenden Proteine erfolgt wahrscheinlich auch auf dem Resonanzweg im Sinne von Kopplungsresonanzen der höherfrequenten Eiweiße zu den niederfrequenten

Puls-Frequenzen „automatisch“, das heißt über den gleichen Effekt, mit dem die biologisch-physiologischen ELF-Wellen den proteingebundenen Informationstransfer induzieren (Messenger-und -Transfer-RNS z.B.). ... **Ein ebenso interessanter, frap-panter wie biologisch sehr logischer und aufregender wissenschaftlicher Denk- und Forschungsansatz. Aufregend auch deshalb, weil rasch klar ist, daß diese Resonanzinduktion dosisunabhängig ist.**

(Kommentierende Rückmeldungen sind erwünscht).

Karl Braun-von Gladiß

(Mit freundlicher Genehmigung der BÜRGERWELLE e.V.)

---

Thomas Kielinger

## Handys stören das Gehirn

Englische Forscher fanden heraus: Wer viel telefoniert, kann sich weniger merken

Erst war es BSE, zuletzt genmanipulierte Nahrungsmittel und nun das Handy. Alarm, wohin man schaut und hört. Alles scheint sich zu verschwören, den früher so stoisch-unbesorgten Briten die Freude am Alltag zu nehmen. Sollen jetzt etwa auch sie von „German angst“, wie das geflügelte Wort auf englisch lautet, befallen werden?

Jüngste Forschungen wollen jedenfalls herausgefunden haben, dass die Dauerbenutzer mobiler Telefone Gefahr laufen, kognitive Schwächen wie Gedächtnisstörung, Konzentrationsmangel und Müdigkeit zu erleiden, wenn nicht Schlimmeres. Immerhin hat einer der Forscher, der Oxforder Physiologe *Colin Blakemore*, bereits bei der britischen Regierung erwirkt, dass eine Warnung an alle Autofahrer erging: Achtung, bis zu zehn Minuten nach Ihrem letzten Gespräch am Handy stehen Sie unter erhöhtem Unfallrisiko. Blackmores Wort zählt, denn der Professor berät

das *National Radiological Protection Board*.

Ein Kollege von ihm, *Alan Preece*, ist mit einer Forschergruppe an einem Krankenhaus in Bristol ähnlichen Phänomenen auf der Spur und will die Ergebnisse im kommenden Monat im „*International Journal of Radiation Biology*“ veröffentlichen.

Was liegt vor? Mobiltelefone strahlen Mikrowellen ab, die im Körper absorbiert werden und so zu einer Erwärmung führen. Aber auch direkte elektrische Wirkungen auf Nervenzellen im Gehirn wurden jetzt von den britischen Forschern beobachtet. Durch die Handystrahlung werden offenbar besonders jene Nervenzellen beeinträchtigt, die für das Kurzzeitgedächtnis und die Regulierung des Blutdrucks verantwortlich sind.

Die Hälfte von 36 Probanden wurde eine halbe Stunde lang der Mikrowellenstrahlungen eines Handys ausgesetzt. Anschließend wurde mit Psychotests die Gehirn- und Ge-

dächtnisleistung überprüft. Die nicht bestrahlten Probanden schnitten dabei deutlich besser ab. Professor Blackmore folgert, dass intensiver Umgang mit Handys dauerhafte Konzentrations-schäden nach sich ziehen kann.

Er selber habe an sich nach jeweils längerer Handybenutzung Wahrnehmungsausfälle feststellen müssen. Er führe daher jetzt nie länger als jeweils zwei Minuten Telefonate am Handy und insgesamt nicht mehr als zehn Minuten pro Tag. Die britische elektronische Industrie wiegelt ab. Hier geht es immerhin um ein jährliches 13-Milliarden-Mark-Geschäft. Die bevorstehenden Veröffentlichungen werden mit Spannung erwartet. Angst & shy; die noch größere Industrie.

Quelle

DIE WELT, 2.3.1999

(mit freundlicher Genehmigung der BÜRGERWELLE e.V.)

## Und der Gedächtnisschwund ist auch schon drin!

Speziell zur Weihnachtszeit sind sie ein beliebtes Geschenkobjekt. Die Handys und die schnurlosen Heimtelefone, die uns das Leben so erleichtern. Zugegeben, wenn man im Stau steckt, Hilfe benötigt oder nicht über die Telefonschnur stolpern will, ist ein mobiler Telefonhörer schon enorm praktisch. Doch gibt es wirklich nur Vorteile?

Stellen wir uns einmal vor, Handys würden mit einem Beipackzettel versehen. Dann würden Sie zum Beispiel folgende Information als mögliche Nebenwirkungen lesen:

*Mobilfunkstrahlung beeinflusst Gehirntätigkeit* (Preece A. et. al. 1999), *wirkt auf Gehirnpotentiale* (Freude G. 1998), *hat Einfluss bei der Bildung von Hirntumoren* (Hardell L. et al. 1999), *führt zu genetischen Störungen* (Tice R. et al 1999), *verändert die Ausbildung von Geneigenschaften* (Goswami et. al. 1999) usw.

Die Liste ließe sich beliebig verlängern. Auch wenn letztendlich noch nicht klar ist, welche Schlüsse für die Gesundheit oder das Wohlbefinden aus diesen Studien gezogen werden können, sind die Ergebnisse alarmierend. Englische Wissenschaftler vermuten, dass speziell jene Nervenzellen von den Mikrowellen der Handys betroffen werden, die für das Kurzzeitgedächtnis und die Regulierung des Blutdrucks verantwortlich sind. Der Oxforder Physiologie-Professor *Collin Blackmore* spricht von starken Beweisen für Schäden der kognitiven Funktionen, des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit. Er warnt auch alle Autofahrer, da sie bis zu zehn Minuten nach dem letzten Handyge-

spräch unter erhöhtem Unfallrisiko stehen. Wer viel mobil telefoniert, wird also unkonzentriert und kann sich weniger merken. Für den deutschen Medizin-Physiker *Lebrecht von Klitzing* sind diese Ergebnisse nicht überraschend, da er bereits seit Jahren den Einfluss gepulster Wellen auf die menschliche Gehirnstromaktivität untersucht. Von Klitzing sieht in den drahtlosen Heimtelefonen eine noch größere Gefahr, da diese eine strengere Periodizität aufweisen. Veränderungen biologischer Abläufe treten dabei bei Leistungen auf, die -zigtausendfach unter den offiziellen Grenzwerten liegen. Erst bei Intensitäten, die etwa um das 1-Millionfache unterhalb der offiziellen Grenzwerte liegen, konnten keine biologischen Effekte mehr nachgewiesen werden. In den meisten Wohnungen sind jetzt schon die Strahlungen der eigenen schnurlosen DECT-Telefone beträchtlich höher als das, was von draußen durch die Mobilfunktürme hereinkommt. Daher leiden schon viele Menschen unter den Folgen der gepulsten Wellen, ohne sich dessen bewusst zu sein. Denn die Ladestationen der DECT Geräte strahlen permanent, nonstop über 24 Stunden. Egal, ob Sie telefonieren oder nicht. Daher wurde anlässlich eines im Oktober großangelegten Bürgerforums in Bonn Umweltminister Jürgen Trittin eine Resolution übergeben, die ein Verbot der schnurlosen Telefone fordert. Wörtlich heißt es:

„Die Erfahrung mit den neuen schnurlosen Telefonen nach dem DECT Standard ist derart negativ und die Zahl der gesundheitsbeding-

ten Reklamationen so groß, dass ein Verbot gefordert werden muss.“

Grund für die hohe biologische Wirksamkeit ist die Art und Weise, mit der die Funkwellen übertragen werden. Die Techniker sprechen hier von *gepulsten Wellen*. Sie sind mit permanenten Stroboskopblitzen vergleichbar und die Periodizität dieser Blitze beeinflusst nachhaltig unser Biosystem. Alle Handys egal, ob D- oder E-Netz, und alle DECT Haustelefone arbeiten mit dieser Technik. Ältere schnurlose Haustelefone nach dem CT1+Standard arbeiten un gepulst und schalten sich nach Gesprächsende ab.

Wie erkennt man nun, mit welcher Technik man oder frau es zu tun hat? Steht auf dem Gerät etwas von digital bzw. DECT oder ist in der Bedienungsanleitung als Übertragungsfrequenz ca. 1890 MHz angegeben, sollten Sie dieses Gerät nicht einsetzen. Liegt die Übertragungsfrequenz bei ca. 900 MHz oder ist als Standard CT1 bzw. analog angegeben, ist das Telefon unkritisch. All diejenigen, die auf Tinnitus, Herzrasen, Schwindel, innere Unruhe, Schlafstörungen und sonstige Befindlichkeitsstörung verzichten wollen, sei geraten, Telefone mit Schnur zu benutzen, und all den anderen sei zur Erinnerung nochmals gesagt: Gedächtnisstörungen sind auch schon drin. Weitere Informationen zum Thema können bei der Redaktion abgefragt werden.

(aus: *Kneipp-Blätter* 1/2000)  
Dipl.-Ing. Joachim Gertenbach  
ist Baubiologe IBN

(mit freundlicher Genehmigung  
der BÜRGERWELLE e.V)

---

Die Beiträge „Das Gehirn schützen...“ von Ulrika Bjorkstén, „Handys stören das Gehirn“ von Thomas Kielinger und „Und der Gedächtnisschwund ist auch schon drin!“ von Dipl.-Ing. Joachim Gertenbach haben wir mit freundlicher Genehmigung von der BÜRGERWELLE e.V. übernommen. Wenn Sie weitere Informationen wünschen, wenden Sie sich bitte an:

**BÜRGERWELLE e.V.**  
**Dachverband der Bürger und  
Initiativen zum Schutz vor  
Elektromog  
c/o Siegfried Zwerenz  
Lindenweg 10  
D-95643 Tirschenreuth  
Tel. 09631-795736**

Die BÜRGERWELLE können Sie auch im Internet erreichen mit ihrer hervorragend gestalteten Homepage

**<http://www.buergerwelle.de>**

Hier können Sie auch Berichte, Hintergründe, Untersuchungen und Mess-Ergebnisse aus diesem Bereich lesen oder herunterladen. ■



**Gernot L. Geise**

## Der gefährliche „Händi-Knopf“ im Ohr

In der Zeitschrift „Online today“ fand sich ein Beitrag, bei dem ich zweimal hinsehen musste, bis ich es glauben konnte, dass eine renommierte Zeitschrift es wagt, ein solches brisantes Thema gegen die übermächtige Händi-Industrie öffentlich anzugehen.

„Online today“ zitiert das britische Verbrauchermagazin „Which“: Es hat in Untersuchungen festgestellt, dass „Headsets“ (Kopfhörer-Mikrofon-Kombinationen zum Telefonieren), gefährlich für die Gesundheit sind.

„Headsets“ kommen neuerdings in Mode, um angeblich den Einfluss der schädlichen Sendestrahlen zu reduzieren, indem das Händi nicht mehr direkt am Kopf gehalten werden muss. Der Hauptgrund für die Beliebtheit der „Headsets“ dürfte jedoch sein, dass man beim Händitelefonieren beide Hände frei hat.

Doch „Which“ stellte fest, dass

durch die Kabelverbindung ein großer Teil der gesundheitsschädlichen Wellen direkt zum Kopf des Händibenutzers geleitet wird, wobei sich die Strahlenbelastung bis zu verdreifachen kann.

„Online today“ sprach dazu mit dem Produktionsmanager beim Telefon-Zubehörspezialisten Waeco, Peter Nadler, der zwar zugab, dass dies physikalisch durchaus möglich sei, er jedoch nicht – was kann man anderes erwarten – an eine Gesundheitsbeeinträchtigung glaube.

Der Zubehörhersteller Hama wollte nicht ausschließen, dass das Kabel eines „Headsets“ so intensiv wie eine Antenne wirken könnte, gab jedoch zu bedenken, dass „Headsets“ nur für kurze Anwendungen konzipiert seien.

Da fragt man sich natürlich, wie weltfremd solche Hersteller eigentlich sind? Wer kauft sich eigentlich

ein nicht gerade billiges „Headset“, um es nicht oder „nur mal“ kurz zu benutzen? Beobachtungen bei Händitelefonierenden Menschen und (wie in den verschiedensten Situationen im Fernsehen gezeigt) „Headset“-Benutzern zeigen, dass keinerlei Zeitlimit eingehalten wird.

Es hat sich in unserer Händi-Republik noch nicht herumgesprochen, wie gesundheitsgefährdend die Benutzung dieser Geräte ist. Man kann nur hoffen, dass dieser Beitrag in „Online today“ recht viele Nachahmer finden wird!

Viel Spaß mit der verlorenen Gesundheit!

### Quelle

Ulrich Bethscheider-Kieser: „Strahlenalarm am Ohr“, in: Online today, Nr. 6/2000, Seite 226.



**Thomas Ritter**  
**Verloren im Dschungel –**  
**Das Geheimnis der Weißen Stadt**

Ein Sinnbild für geheimnisvolle, verlorene Kulturen ist die „Weiße Stadt“, über die im Osten von Honduras Gerüchte und Spekulationen umlaufen. Die „Ciudad Blanca“ symbolisiert Mythos, Dschungel, Exotik und Tradition zugleich. Vieles spricht für ihre tatsächliche Existenz. Zuweilen wird die Weiße Stadt selbst auf offiziellen Honduras-Karten eingezeichnet, obwohl ihre tatsächliche Lage nach wie vor umstritten ist. Definitive Beweise in Form von archäologischen Funden fehlen, da alle Expeditionen zur Weißen Stadt bisher gescheitert sind. Die „Ciudad Blanca“ soll in einer menschenleeren, schwer zugänglichen Gebirgsgegend im Gebiet von Las Mosquitas liegen.

Bereits im Jahr 1554 schrieb der Bischof von Honduras, *Cristobal Pedraza*, einen Bericht an den spanischen König, in dem er die Kultur von „Ciudad Blanca“ erwähnt. In dem Dokument beschreibt Pedraza eine Expedition, die er in Begleitung indianischer Führer vom Stamme der Pech unternahm. Östlich der Stadt Trujillo erreichte er eine Bergkette, hinter der ein sehr ausgedehntes, unwegsames Dschungelgebiet lag. In diesem Tal entdeckte der Bischof von Honduras ausgedehnte Siedlungen eines ihm unbekanntes Volkes. Pedrazas indianische Begleiter konnten sich mit den Einheimischen dieses Gebietes gut verständigen.

Bei den Expeditionen der spanischen Missionare und Eroberer ging es in Honduras lange Zeit um die Eroberung von „Taguzgalpa“. Diese Bezeichnung bedeutet „Felsen aus Gold“. Unter den Konquistadoren wurde gemunkelt, dass die Bewohner Taguzgalpas von goldenem Geschirr speisen würden und im übrigen ganz ausgezeichnete Goldschmiede seien. Die Vorstöße der Eroberer scheiterten jedoch an schroffen Bergen, reißenden Flüssen und undurchdringlichen Dschungeln. Taguzgalpa wahrte sein Geheimnis bis heute.

Seitdem im zwanzigsten Jahrhundert dann regelmäßig Flugzeuge den Dschungel von Honduras überqueren, gab es immer wieder Piloten, die aufgeregt von einer großen, weiß schimmernden Siedlung inmitten des Urwaldes berichteten. Im Gebiet von

Las Mosquitas sind die Indios von der Existenz dieser Weißen Stadt zutiefst überzeugt, wenn sie dem unerfahrenen Fremden auch abraten, sich auf eine Expedition dorthin zu begeben. Jedoch gibt es relativ genaue Beschreibungen dieses Ortes, die nicht alle erfunden sein können.

Auch Anthropologen und Historiker sind zu der Überzeugung gelangt, dass die Weiße Stadt nicht nur ein Phantasiegebilde ist, sondern tatsächlich existiert. Östlich der Mayastadt Copán und nordwestlich der Länder des Inkareiches befindet sich eine intermediäre Zone, die bislang weitgehend unerforscht ist. Hier hat es mit Sicherheit Völkerwanderungen und Kommunikation zwischen den beiden Kulturkreisen gegeben. Vor allem in Honduras deuten zahlreiche archäologische Befunde auf eine Zivilisation hin, die den Maya bekannt und ihnen kulturell verwandt war. Forscher des Honduranischen Instituts für Anthropologie und Geschichte – insbesondere George Haselmann – verweisen darauf, dass Funde, die in Honduras gemacht worden sind, und sich nicht dem Kulturkreis der Maya zuordnen lassen, auf die Existenz einer großen, eigenständigen Metropole hindeuten.

Die Urwaldregion von Las Mosquitas verbirgt also nach wie vor Zeugnisse einer noch völlig unbekanntes Hochkultur. Es dürfte eine durchaus lohnende Aufgabe sein, gezielt diesen Relikten des präkolumbianischen Mittelamerika nachzuspüren. Vielleicht erfahren dann die Überlieferungen der Maya, der Inka und anderer mesoamerikanischer Völker eine überraschende Bestätigung als wahrheitsgetreue Berichte der wirklichen Geschichte des Kontinentes und seiner einstigen Bewohner.

### **Projekt 2001**

Ich plane in Zusammenarbeit mit einem Team von Anthropologen und einheimischen Führern sowie in Zusammenarbeit mit den honduranischen Behörden für den Frühsommer des Jahres 2001 eine Expedition zur „Weißen Stadt“. Mitstreiter sind herzlich willkommen. Weitere umfangreiche Informationen zu diesem

Projekt erhalten Sie bei der unten angegebenen Adresse.

## **Abenteuer im Jahr 2000**

Bereits im Jahr 2000 führe ich einige ausgewählte Reisen abseits ausgetretener Touristenpfade durch Mittelamerika, die für Interessierte ganz ausgezeichnet zur Vorbereitung auf die Expedition zur „Weißen Stadt“ geeignet sind.

### **Vulkane, Karibikküste & Spuren im Dschungel** *Das Rätsel einer versunkenen Kultur*

Reise auf den Spuren der Maya durch Mexiko und Guatemala, Besuch der Maya-Städte Iximche, Tecpan, Copan, Yaxha, Nakum, Tikal, El Zotz, Tepoxte, Yaxchitan und Palenque, Besteigung der Vulkane am Atitlan-See, Besuch von Museen in Guatemala und Mexico.

06.09. – 30.09.00, 22.11. – 16.12.00,  
ab DM 7.791,00

### **Auf den Spuren der Maya in Yucatan** *Eine Reise für Abenteurer und Taucher*

22 Tage durch Mexiko, Belize und Guatemala

10.07.2000 – 31.07.2000

Preis: ab 5.995,00 DM

### **Geheimnisvolles Belize – ein vergessenes Paradies**

22 Tage durch Belize auf den Spuren der Maya. Tempel, Kulthöhlen und Götterstädte

30.09.–22.10.2000 und

04.11.– 26.11.2000

Preis: ab 9.943,00 DM

Weitere Informationen zu diesen Reisen, den kompletten Reisekatalog und hochwertige Reiseliteratur erhalten Sie unter folgender Adresse:

### **Thomas Ritter Reisen**

Rundteil Nr. 14

01728 Possendorf

Tel./Fax: 035206-23399

Handy: 0172-3516849

E-Mail: ThomasTiger668@AOL.COM





Thomas Ritter

## Das Buch der Toten Namen

### Howard Phillips Lovecraft und das geheimnisvolle Necronomicon

*„Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als sich Eure Schulweisheit träumen lässt...“*

Das Zitat des Dichters trifft wohl aber nicht nur auf die Dinge zwischen Himmel und Erde zu, sondern auch auf jene verborgenen Dinge unter der Erde.

Geradezu berüchtigt für mysteriöse Höhlen- und Tunnelsysteme ist Südamerika. Zahlreiche Eingänge zu diesen sogenannten „Chinkanas“ sind abgeriegelt worden. Der Zutritt wurde verboten, da schon etliche Abenteurer auf der Suche nach den sagenhaften Inka-Schätzen in den unerforschten Abgründen für immer verschwunden sind. Andere kamen mit schwerwiegenden psychologischen Schäden zurück. Aus ihren fragmentarischen Berichten geht hervor, dass sich diese Schatzsucher in den unterirdischen Labyrinthen mit Wesen konfrontiert sahen, die sie als „Schlangen-“ oder „Echsenmenschen“ beschrieben.

Solche Berichte mögen dem Normalbürger des Internet-Zeitalters absurd erscheinen, da er weder in der Schule noch in den Massenmedien je etwas darüber erfahren hat. In früheren Kulturen jedoch war das Wissen um die Existenz solcher Wesen Allgemeingut. Dieses Wissen hat sich nicht nur unter den Indios Südamerikas, sondern auch in Indien und in den Regionen des Himalaja bis zum heutigen Tag erhalten. Die Bevölkerung der betreffenden Gegenden kennt seit Menschengedenken die *Nagas*, unterirdisch lebende „Schlangemenschen“. Diese Reptiloiden wurden und werden sogar von bestimmten Stämmen verehrt. Meist geschieht das aus einer archaischen Angst heraus, manchmal auch wegen bestimmter magischer Interessen. Viele Hindus wissen noch heute von den alten Legenden über die *Nagas*, die in ausgedehnten Höhlensystemen unter dem Himalaja leben sollen. Es heißt, dass diese Wesen mit Hilfe von mechanischen Apparaten, den sogenannten *Vimanas*, auch fliegen können. Außerdem sollen sie über eine ungeheure Intelligenz und eine geradezu magisch anmutende Macht

verfügen. Die *Nagas* sind den Menschen nicht unbedingt wohlgesonnen, insbesondere dann nicht, wenn diese als Forscher oder Abenteurer in ihre unterirdischen Refugien eindringen. Die Hindu-Überlieferung weiß auch von sagenhaften Schätzen zu berichten, die in den Naga-Höhlen zu finden sind. Die Schlangemenschen sollen über Jahrtausende hinweg edle Metalle und wertvolle Mineralien in ungeheuer großen Mengen angehäuft haben.

Doch nicht nur dem Hochplateau von Tibet und im Himalaja sollen sich unterirdische Reiche dieser Schlangemenschen finden, sondern auch in Nordamerika. Die Hopi-Indianer wissen über sie folgendes zu berichten:

*„Die Echsenmenschen sind kaltblütig. Die Wärme der Emotion ist in ihnen nicht vorhanden. Sie suchen die Wärme außerhalb von sich selbst und können nur überleben, indem sie die Wärme vom Feuer und von anderen Wesen stehlen. Das ist die Lebensart des Reptils. Die Kinder des Reptils haben in der Geschichte der Menschheit ebenfalls ihre Spuren hinterlassen. Täuschung und Lüge, Angst und Aufruhr, das sind die Spuren, die verraten, dass die Kinder des Reptils am Werk waren. Sie versuchen, in die Welt der Sonne einzudringen, indem sie sich vom Feuer anderer Wesen ernähren. Vergesst dies nie! Haltet deshalb euer Feuer immer gut unter Kontrolle! Betrachtet die Spur des Reptils, und ihr stoßt durch alle Zeiten hindurch auf die Fälle größter Arglist und Irreführung. Es war die Schlange, die von den Menschen verehrt werden wollte. Und es war die Schlange, die nach des Menschen Seele griff. Diejenigen, die deine Emotionen, deinen Geist und deine Seele wollen – das sind die Kinder des Reptils.“*

Die Legenden der Hopi von den Echsenmenschen und die Berichte über die *Nagas* in Indien lassen an *Cthulhu*, *Yog-Sothoth* und all die anderen Geschöpfe der *Großen Alten* denken. Diese Wesen beschreibt der Schriftsteller H. P. Lovecraft in seinen Erzählungen als ein „in uralten Tagen von den Sternen herabgestiegenes

*Gezücht*“. Ihnen widmete er sein ganzes literarisches Schaffen. Lovecraft wird heute zu den Vätern der phantastischen Literatur gerechnet. Dennoch drängt sich Vermutung auf, er habe die Schriftstellerei nur als ein Ventil genutzt, um sich das namenlose Grauen von der Seele zu schreiben, mit dem er irgendwann einmal in seiner Jugend konfrontiert wurde, und das ihn sein ganzes Leben lang begleiten sollte.

Howard Phillips Lovecraft wurde am 20. August 1890 in Providence, Rhode Island, geboren. Er stammte aus einfachen Verhältnissen. Nach einer unauffälligen Kindheit und Jugend begann Lovecraft, der sich in seiner Autobiographie als einen „mechanischen Materialisten“ bezeichnete, das Leben eines Sonderlings zu führen, der Kontakte mit der Außenwelt scheute und der mit seinen Freunden und mit Autorenkollegen in den USA und Europa fast nur schriftlich verkehrte. Er starb am 15. März 1937. Sein hinterlassenes Werk ist nicht umfangreich. Zu seinen Lebzeiten erschien nur ein einziges Buch – „Der Schatten über Innsmouth“, das 1936 veröffentlicht wurde. Etwa vierzig Kurzgeschichten und zwölf Erzählungen publizierte Lovecraft in verschiedenen Magazinen, vor allem in der Zeitschrift „Weird Tales“ (Unheimliche Geschichten). Sein Biograph Giorgio Manelli schrieb über ihn:

*„Lovecraft will kein Visionär sein, sondern ein Chronist des Grauens, ein Chronist der Unterwelt. Lovecraft hat einen besonderer Ehrgeiz kultiviert – es ist die Erfindung einer Mythologie, die Beschreibung eines geschlossenen, totalen Universums; ein vielleicht überfordernder, jedenfalls aber großzügiger Ehrgeiz eines außerordentlichen Schriftstellers.“*

Seine grundlegende Idee, dass der Mensch sich vor dem Unbekannten und Unheimlichen aus den unermesslichen Tiefen des Universums fürchte, verwendete Lovecraft erfolgreich bei der Schöpfung seiner *Cthulhu*-Mythologie. Es ist durchaus bedenkenswert, ob Lovecraft, Jahrzehnte

vor Autoren wie Erich von Däniken oder Robert Charroux, den Kontakt mit einer außerirdischen Zivilisation nur aus einem „großzügigen Ehrgeiz“ heraus postulierte, oder ob seine Erzählungen reale historische Vorbilder haben. Der Cthulhu-Mythos jedenfalls ist die Wiederbelebung uralter Sagen und Dämonengeschichten, wie etwa der Legenden über die Nagas und die Echsenmenschen, in einem kosmischen Rahmen. Lovecraft beschreibt eine Rasse außerirdischer Wesen, die vor Jahrmillionen die Erde beherrschten. Er nennt sie „Große Alte“. Diese Wesen zogen sich später, laut Lovecraft, in andere Dimensionen zurück, doch sie sind noch existent und warten auf den geeigneten Augenblick, die Erde erneut zu besiedeln. Sie sind jedoch vollkommen anders als alles, was sich menschliche Phantasie je ersinnen könnte. Deshalb ist der Kontakt mit diesen Wesen für Menschen verderbenbringend. Menschen sterben oder verfallen dem Wahnsinn, wenn sie in das wahre Antlitz der „Großen Alten“ schauen. Dabei beschreibt Lovecraft diese fremden Wesen nicht als grundsätzlich böse, sondern als so anders geartet, dass ein Kontakt mit ihnen für Menschen eben nicht gut ist.

Woher aber bezog Lovecraft die Ideen für seine für den Cthulhu-Mythos? Immer wieder taucht in seinen Werken ein geheimnisvolles, verbotenes Buch auf, das von den unheimlichen Sternengöttern der Vorzeit kündigt. Lovecraft bezeichnet dieses Buch als „*Necronomicon*“, was sich am besten mit dem „*Buch der Toten Namen*“ übersetzen lässt. Dieses *Necronomicon* soll nach Lovecraft von einem arabischen Autor mit Namen Abdul Alhazred um 700 n. Chr. verfasst worden sein. Der Originaltitel des Werkes laute *Al Azif*, was mit „*Die Insektenwesen*“ übersetzt werden kann. Lovecraft fasste die Geschichte des *Necronomicon* und seines Autors selbst zusammen:

„*Abdul Alhared, ein verrückter Dichter aus Sanaa in Jemen, der während der Zeit der Omajiden – Kalifen wirkte, suchte die Ruinen von Babylon und die unterirdischen Geheimnisse von Memphis auf. Er lebte zehn Jahre lang allein in der*

*großen südarabischen Wüste, dem Roba El Khaliyeh oder ‚Leeren Raum‘ der antiken oder ‚Dahna‘ oder ‚Karmesinroten Wüste‘ der heutigen Araber; die von bösen Schutzgeistern und Ungeheuern des Todes bewohnt sein soll. Von dieser Wüste erzählt man sich unter denen, die so tun, als wären sie zu ihr vorgedrungen, viele seltsame und unglaubliche Wunder. In seinen letzten Lebensjahren ließ sich Alhazred schließlich in Damaskus nieder, wo das Necronomicon (Al Azif) geschrieben wurde. Von seinem schließlichen Tod oder Verschwinden (738 n. Chr.) erzählt man sich die entsetzlichsten und widersprüchlichsten Dinge. Ebn Challikan (ein Biograph aus dem 12. Jahrhundert) behauptet, er sei am helllichten Tag von einem unsichtbaren Ungeheuer ergriffen, und vor den Augen einer großen Zahl vor Schreck erstarrter Zeugen verschlungen worden. Über seinen Wahnsinn ist so manches in Umlauf. Er behauptete, das märchenhafte Irem oder die Stadt der Säulen gesehen und in den Ruinen einer gewissen Stadt ohne Namen in der Wüste die erschreckenden Annalen und Geheimnisse einer Rasse entdeckt zu haben, die älter ist als die Menschheit. Er war nur ein indifferenter Moslem und verehrte Wesenheiten, die er Yog-Sothoth oder Cthulhu nannte.*

*Um 950 n. Chr. wurde das Azif, das unter den Philosophen der Zeit beträchtliche, wenn auch heimliche Verbreitung gefunden hatte, von Theodorus Philatus in Konstantinopel unter dem Titel Necronomicon heimlich ins Griechische übersetzt. Ein Jahrhundert lang regte es gewisse Schwarzkünstler zu entsetzlichen Versuchen an, bis es von dem Kirchenvater Michael unterdrückt und verbrannt wurde. Danach hörte man nur noch verstohlen von ihm, doch fertigte Olas Wormius in der Folge im Mittelalter (1228) eine lateinische Übersetzung an, und der lateinische Text wurde zweimal gedruckt – einmal im fünfzehnten Jahrhundert in Fraktur (offensichtlich in Deutschland) und einmal im siebzehnten (vielleicht spanischen Ursprungs). Beide Ausgaben enthalten keine bibliographischen Angaben und lassen sich nur anhand von typographischen Merkmalen im Innern in Raum und Zeit festlegen. Das Werk, sowohl die lateinische wie die griechische Ausgabe, wurde 1232 von Papst Gregor IX. unmit-*

*telbar nach der Übersetzung ins Lateinische auf den Index gesetzt, was Aufmerksamkeit auf das Buch lenkte. Schon zur Zeit des Wormius ging das arabische Original verloren, worauf er in seiner einleitenden Erklärung hinweist. Von der griechischen Ausgabe – die zwischen 1500 und 1550 in Italien gedruckt wurde, hat man nicht gehört, dass sie irgendwo aufgetaucht wäre. Eine von Dr. Dee angefertigte Übersetzung blieb ungedruckt und ist nur in Bruchstücken erhalten, die vom ursprünglichen Manuskript gerettet wurden. Von den noch jetzt existierenden lateinischen Texten weiß man, dass sich ein Exemplar (aus dem fünfzehnten Jahrhundert) im British Museum befindet, ein weiteres wird in der Bibliothèque Nationale in Paris aufbewahrt. Exemplare aus dem 17. Jahrhundert befinden sich in der Widener Bibliothek in Harvard, auch in der Bibliothek der Universität von Buenos Aires gibt es eines. Unzählige andere existieren versteckt ... Das Buch wird von den Behörden der meisten Staaten unbarmherzig unterdrückt, ebenso von allen Religionsgemeinschaften. Seine Lektüre führt zu entsetzlichen Folgen...“*

Zahlreiche Historiker und Literaturkritiker haben sich angestrengt bemüht, das sagenumwobene *Necronomicon* als Ausgeburt von Lovecrafts lebhafter Phantasie darzustellen. Dennoch fand dieses Werk seinen festen Platz in der okkulten Literatur. Es hat vor allem Beschwörungsformeln zum Inhalt, die dazu dienen sollen, den „Großen Alten“ Tore im Raum und in der Zeit zu öffnen, um sie wieder auf die Erde zurückkehren zu lassen. Dies würde dann allerdings das Ende der menschlichen Zivilisation bedeuten. Ob es ein historisches Vorbild für Lovecrafts *Necronomicon* gab, konnte bislang nicht abschließend geklärt werden. Dennoch dürfte die Beschäftigung mit uralten Dokumenten und Überlieferungen die Ursache für Lovecrafts merkwürdigen Lebenswandel und für seine seltsame Angst vor der Außenwelt gewesen zu sein. Dieses verbotene Buch scheint das Symbol für ein ebenso uraltes wie erschreckendes Wissen zu sein, von dem Lovecraft Kenntnis erhalten hatte.

Als Quelle für Lovecrafts Informationen kommt Lord Dunsany, ein großzügiger Förderer Lovecrafts, in Frage. Der irische Adlige war EFODON-SYNESIS Nr. 4/2000

bekannt für sein außerordentliches Interesse an okkulten Geheimnissen und ein Vertrauter des Dichters W. B. Yeats. Lord Dunsany verfasste auch selbst zahlreiche phantastische Erzählungen, die eine ganz eigenständige Mythologie zum Inhalt haben. Es steht außer Frage, dass er einen wesentlichen Einfluss auf das literarische Schaffen des jungen Lovecraft ausübte. Dies belegt eindrucksvoll ein im Jahr 1922 von Lovecraft verfasster Aufsatz, in dem er Lord Dunsany

als „den vielleicht einzigartigsten, originellsten und phantasievollsten unter den derzeit lebenden Autoren“ bezeichnet.

## Literatur

- Dunsany, Lord: „Das Fenster zu einer anderen Welt“, Phantastische Bibliothek, Band 161, Suhrkamp
- Lovecraft, H. P.: „Cthulhu Geistergeschichten“, Phantastische Bibliothek, Band 19, Suhrkamp

Lovecraft, H. P.: „Azathoth“, Phantastische Bibliothek, Band 230, Suhrkamp



# Entwicklungssprung des Bewusstseins von der Antike zum 3. Jahrtausend

© Harry Radegeis; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 3/2000

Die Völker der Antike dachten und lebten vorwiegend im Mentalen und in der Gemeinschaft. Das individuelle Denken war erst schwach ausgeprägt. Daher war z.B. eine Einrichtung wie Blutrache im Sippenverband folgerichtig und beugte Grausamkeiten vor.

Ja, Sie haben richtig gelesen. In Germanien gab es im Strafrecht nur zwei Strafen: Tod für Landesverrat u.ä. Verbrechen, Blutgeld für Mord und Totschlag. Gefängnisse gab es glücklicherweise noch nicht. So etwas wurde als unwürdig empfunden für freie, selbstverantwortliche Menschen. Konnte der Totschläger die Angehörigen seines Opfers nicht entschädigen, so war dessen Sippe dran. Die wird einem Schlagetot in eigenen Reihen schon was geflüstert haben.

Es war nicht nur billiger, die Opfer direkt zu entschädigen, als Menschen in teure Gefängnisse zu stecken. Vor allem hatte das Opfer selbst eine Wiedergutmachung, während es heute meist leer ausgeht.

Im Norden war auch das individuelle Bewusstsein ausgeprägter als in den südlichen und südöstlichen Kulturen, weil die hiesige Mentalität einen größeren inneren Abstand zu sich selbst hat, was von Außenstehenden oft als "kühl" diagnostiziert wird

Daher war der Zusammenprall mit der stark schamanistisch geprägten hunnischen Kultur auch ein Schock für hiesige Menschen. Der Einzelmensch zählte bei ihnen nicht.

Während hierzulande die Tötung eines Menschen bei der Kriegsführung als Sportunfall billigend in Kauf genommen wurde, entartete der Zweck der Kriegsführung bei den Hunnen zum Sport des Tötens. Jahrhunderte später wurde der Ausspruch Dschingis Khans berüchtigt, „es gäbe für ihn keinen schöneren Klang als das Wehklagen der Witwen!“.

Während viele antike Völker Grausamkeit aber nicht um seiner selbst willen ausübten, sondern als für ehrenhaft deklarierten Teil der im Mentalen verhafteten Kriegsführung, wuchs mit Rom eine ganz neue Art des Denkens heran: Das rationale Denken. Hiermit verschaffte man sich erhebliche Vorteile gegenüber der mental denkenden Konkurrenz.

Heute gelten z.B. die Fetischteure Benins als Spezialisten der Suggestion und des geistigen Terrors in Westafrika. Befragt, warum sie ihren Zauber nicht den weißen Eroberern entgegengesetzt hätten, antworteten diese: „Die glaubten nicht daran!“

Aha, mentale „Kriegsführung“ setzt also eine Akzeptanz der Regeln auf beiden Seiten voraus und kommt nicht einseitig zur Wirkung. Und das macht sie

gegenüber den rationalen Gesetzen unwirksam, die fast überall in gleicher Weise gelten.

Die Grausamkeit der römischen Kriegsführung entsprach also nicht einer fernöstlichen Freude daran, und auch nicht der Konsequenz auszutragender Feindschaft bei anderen Mittelmeeraanrainern, sondern war Teil eines rationalen Kalküls zur Durchsetzung eigener Interessen. Wenn Terror andere dazu brachte, sich leichter zu unterwerfen, dann war es machtkalkulatorisch logisch, ihn mit ebensolcher sachlichen Überlegung auszuüben wie z.B. die Logistik des eigenen Heeres.

Hätte man Caesar die Grausamkeiten und Auslöschung ganzer Völker im Gefolge seiner Eroberungspolitik vorgeworfen (abgesehen davon, dass darauf kein Römer gekommen wäre!), so hätte er achselzuckend sicher geantwortet: „Was willst Du? Das ist doch gut für Rom!“

Hier sieht man die Überlegenheit des Denkens und Abwägens gegenüber der „magischen“ Gefühlswelt.

Entwicklungsgeschichtlich wurde die mentale Welt mit Rom durch die heutige rationale Welt abgelöst. Nachfolger Roms wurden so nach und nach alle Völker wie in einem schulklassengemäßen Nachrücken.

Der Löwenanteil weltlicher Macht auf rationaler Grundlage wurde hier die Römische Kirche mit ihren wohlkalkulierten Ausrottungen. Auch hier haben Sie durchaus richtig gelesen. Die Kirche ist ein weltlicher Machtfaktor jenseits aller Religion. Religiös sind nur die Anhänger, nicht aber die Betreiber der Kirche.

Und hier kommt die kosmische Seite ins Spiel. Eine rationale Herrschaft kann auf Dauer nur ausgeübt werden, wenn die Anhänger diese Ideologie mental verinnerlicht haben.

Religiös Überzeugte sind von rationalen Herrschern leicht zu führen. Das Fischezeitalter begünstigte diese Tendenz, ließ wohl überhaupt erst die Möglichkeit des Hirten über die Herde zu.

Die den Fischen entgegengesetzte Jungfrau = Wissenschaft wuchs als ihr „natürlicher Feind“ zu den heutigen Alleinherrschern, denn Kirche und Wassermannzeitalter sind nicht in Übereinstimmung zu bringen.

Die heutigen USA als Weltherrscher haben das antike Rom als auch die Kirche beerbt. Ihre Vorherrschaft beruht auf dem Glauben an das rational Machbare. Und sie machen auch, was machbar ist, ohne Rücksicht auf Verluste. Anderthalb Jahrhunderte Amerikanismus werden die Erde unbewohnbar machen, schreibt Fernau. Keine „mentale“ Kraft hindert sie an der Ausübung des Wirtschaftswahns. Als Schmarotzer werden sie erst den Wirt, d.h. die anderen Völker, abwürgen und dann selbst untergehen.

Als neuer geistiger Horizont taucht seit etlichen Jahren eine neue Leitidee auf: PSI. Das wird die Zusammenlegung von „alter Magie“ und „neuer Wissenschaft“ sein, die Lehre vom Feinstofflichen nach der Erforschung des Grobstofflichen, die psychische Energien direkt anwendbar machen.

Und damit ein paar Probleme bewältigen, die wir als „Erblasten“ des rationalen MachoDenkens mit uns herumschleppen. Feinstoffliche Energien



benötigen keine ganze Erde als Müllbeutel des Kosmos.

Die Zusammenfügung mentaler und rationaler Denk und Verhaltensweisen kann aber erst jetzt erfolgen, nachdem die Grenzen beider Verhaltensweisen durchlebt und bis zur letzten Konsequenz erlitten wurden. Neues entsteht erst, wenn das Alte wehtut.

---

---

# Der Pergamon-Altar in Berlin

## Überraschungen am Zentralheiligtum der deutschen Altertumsbegeisterung

© 2000 Uwe Topper; veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 3/2000

Anlässlich der Eröffnung meiner Ausstellung in Berlin-Friedrichshain besucht mich meine Freundin Margit Jakob aus Halle an der Saale, selbst Künstlerin. Sie hat an der dortigen Kunsthochschule studiert und führt ein Atelier in jener unvergleichlichen Stadt.

Der darauffolgende Tag ist ein „erster Sonntag im Monat“, da ist der Eintritt frei in den Berliner Museen. An solchen Tagen - also zwölfmal jedes Jahr - stehen die Berliner Schlange vor ihren Museen, selbst bei strömendem Regen, um ungehindert ihre Kunstschatze zu besichtigen.

Ich schlage vor, das Pergamon-Museum aufzusuchen.

„Willst du mir die Persephone zeigen?“ fragt meine Besucherin entrüstet (1).

„Aber nein, es gibt doch dort den berühmten Pergamon-Altar, das ist mein fester Bezugspunkt. Der Fries ist absolut echt, den lege ich sozusagen als Messlatte an.“

Der Pergamon-Altar ist das Herz der Berliner Museumsszene - was sage ich? - ganz Europa hat nicht so ein Prachtstück zu bieten! Das imposante Museum auf der Friedrichsinsel ist ja eigens für diesen Altar erbaut worden.



Szene aus dem Telephosfries des Pergamonaltars: Telephos, von Teuthra begrüßt.

Während der Gottesdienstzeit reihen wir uns in die Schlange vor dem Museum ein und schreiten endlich mit der gebotenen Würde und Andacht die für Germanen etwas zu hoch geratenen Marmorstufen zum Altar hinauf. Der Saal ist vollgedrängt mit Menschen. Im Gegensatz zu normalen Besichtigungstagen sieht man kaum filmende Japaner und hört hauptsächlich Berlinisch. Oder auch klassisches Griechisch. Ein Vater geht Homer psalmodierend am Fries entlang und erklärt seinem blonden Sprössling die einzelnen Taten oder Untaten des Helden Telephos. Ja, die Deutschen sind wirklich gebildet, die können Platon noch im Urtext zitieren, wie die Familie des Grafen Yorck von Wartenburg und anderer Verschwörer des 20. Juli (2).

„Schau mal, dieses wunderschöne Fußbodenmosaik! Die Steinchen sind bedeutend kleiner, als ich das von klassischen Mosaiken gewohnt bin.“ Ein Papagei - laut angebrachter Tafel ein *Alexandersittich*, was immer das sein mag - steht stolz neben zwei leeren Rechteckfeldern.

„Nur die Perspektive ist unmöglich,“ ergänzt meine Freundin und dämpft meine Begeisterung.

„Ja, und der Schattenwurf stimmt auch nicht,“ gebe ich etwas enttäuscht zu.

„Zweites Jahrhundert vor Christus“. Gab es da schon Papageien in Kleinasien? Der Schnabel ist eindeutig der eines Papageis, dazu das bunte Gefieder und der lange Schwanz. Das ist kein heimischer Kreuzschnabel (*Loxia L.*) und auch kein Wellensittich. Die alten Griechen hatten also weitreichende überseeische Beziehungen, entweder nach Südamerika oder nach Australien mit umliegender Inselwelt oder nach Äquatorialafrika. Das spricht sehr für die weltmännische Art der klassischen Antike (3).

Bald reißt uns ein mit Pathos deklamierter Tragödienvers aus unserer Betrachtung und wir wenden uns dem Marmorfries zu. Der Held *Telephos* war den Alten eine bekannte Persönlichkeit (4) mit allen dazugehörigen Randgestalten wie Herakles, Auge und Achill.

Wegen des großen Andrangs können wir dem Fries an den Saalwänden nicht gleich nahe treten und betrachten zuerst einige Köpfe, die bei der Wiederherstellung des Frieses nicht eingeordnet werden konnten, darum übrig blieben und heute mitten im Saal aufgestellt sind. Sehr hübsche Köpfe mit renaissanceartigen Locken von jugendlichem Typus. Nur die Öhrchen sind gar zu klein. Aber die Griechen waren ja Päderasten und liebten wohl solche kleinen Öhrchen, die vermutlich erotisch stimulieren.

Endlich drängen wir uns in eine Lücke und stehen vor einem dieser prachtvollen Marmorreliefs. Vielleicht hätten wir am Anfang anfangen sollen, so mittendrin ist der Anblick ernüchternd. Da steht Telephos auf Standbein und Spielbein, nur leider liegt das Knie des Spielbeins tiefer als das des Standbeins, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Anschauungshalber stelle ich mich daneben in gleicher Pose, aber meine Freundin lacht mich aus.

„Das habe ich jahrelang gelernt, das weiß ich, ohne nachzuprüfen.“ Und dann etwas nachdenklich: „Wissen das die Kunsthistoriker nicht ebenso?“ - „Natürlich, die noch viel besser!“

Das Knie ist nur deshalb so missraten, weil es fehlt. Der Betrachter muss es optisch ergänzen. Der Marmorblock neben dem Heldenstück ist nie gefunden worden. Darauf hätte das Knie sein müssen. War das klug von dem Bildhauer? Gewiss, denn wenn er wusste, dass dieser Block eines Tages verschollen sein würde, konnte er sich diesen Fehler leisten; man würde dann eines Tages nicht sogleich gewahr, was für ein Stümper hier am Werke war.

Wir gelangen zu Block (5) Nr. 51, am südlichen Teil der Ostwand gelegen, eines der besterhaltenen Stücke. Hier fehlt das rechte Bein des Statisten, der die Hiera aufbahren hilft. Es ist einfach abgeschlagen worden. Dahinter sieht man das linke Bein, ein typisches Spielbein, also mit eingeknicktem Knie. Es ist plastisch völlig ausgebildet, der Marmor ist schön geglättet und patiniert. Wenn das rechte (Stand-) Bein früher davor gestanden hat, dann wäre dieses linke Bein natürlich nur zum Teil zu sehen gewesen, also keineswegs durchmodelliert. Dasselbe gilt auch von dem linken Unterschenkel des anderen Mannes: Der Pfosten der Bahre hätte ihn verdecken müssen; da er aber abgebrochen ist, wird das Bein dahinter sichtbar und siehe da: es ist bestens bearbeitet.



*Fragment 51: Aufbahrung der Hiera. Ganz links fehlt das rechte Bein, ganz rechts fehlt der Pfosten der Bahre, aber die dahinter liegenden Beine sind bestens modelliert.*

Das funktioniert gar nicht, dass ein hinter einem abgebrochenen Marmor liegendes Teil bildnerische Gestaltung und Oberflächenpatina aufweist. Der Bildhauer wusste also, dass sein von ihm gestaltetes Vorderbein abbrechen würde und hat das andere Bein gleich richtig behauen (6). Hätte er nicht das abgebrochene Bein ergänzen sollen? Oder vielleicht die Kommission, die diesen Altar vor über hundert Jahren von Bergama im Osmanischen Reich nach Berlin schaffte und dort mit Spendengeldern restaurieren und aufstellen ließ? Oder die Restauratoren der Firma Silvano Bertolin in München, die diesen Millionenauftrag aus Steuergeldern 1994 bis 1995 ausführten?

Eine Ergänzung des Beines wäre allerdings fatal ausgefallen (7), denn dann hätte auch der einfachste Museumsbesucher gemerkt, dass hier etwas nicht stimmen kann. So bleibt er im Ungewissen und kann Äschylus zitierend am ersten Sonntag jeden Monats an diesem Relief entlang schreiten und seinem einzigen Nachkommen die Schönheit der klassischen griechischen Kunst nahe bringen.

„Aber auch ein griechischer Bildhauer kann mal einen Fehler machen,“ werfe ich ein, denn ich spüre schon, dass mein letzter Halt in der antiken Geschichte zu wanken droht.



*Block 51: Hiera wird aufgebahrt. Der linken Figur fehlt das rechte Bein, das Standbein (!). Wenn es abgeschlagen wurde, kann das dahinter liegende linke Bein nicht eine vollmodellerte Oberfläche aufweisen (Zeichn.: Marina Heilmeyer, Staatl. Mus. Berlin 1997)*

„Der Bildhauer des danebenliegenden Steinblocks war aber ein anderer, der hatte die Proportionen besser im Griff“, erklärt meine Freundin, die schon weitergegangen war.

„Ja, das ist auch anderer Marmor!“ füge ich hinzu.

Wir vergleichen eine Weile die nebeneinanderstehenden Blöcke und stellen fest, dass es sich um mindestens zwei Arten von Marmor handelt (8) - ein gelblicher und ein grauer - und um zwei Künstlerhände (mindestens), nachher finden wir noch einen dritten Künstler. Die Köpfe des ersten Bildhauers waren völlig missraten und wurden deshalb zum allergrößten Teil abgeschlagen und teilweise durch neue Köpfe ersetzt, die nicht aus dem gleichen Marmorsteinbruch und nicht von derselben Bildhauerhand stammen. Statt der hochmittelalterlichen und zu groß geratenen Köpfe tragen die besseren Figuren jetzt renaissance-artige, etwas zu kleine Köpfe (das empfand man um die Jahrhundertwende als klassisches Schönheitsideal der Alten Griechen).

„Und schau mal die Schulter des stürzenden Kriegers an!“ ruft mir meine schon zu Block 25 vorausgeeilte Freundin zu.

„Gewiss, in damaligen Kämpfen ging es nicht zimperlich zu! Der Arm ist offensichtlich ausgekugelt.“

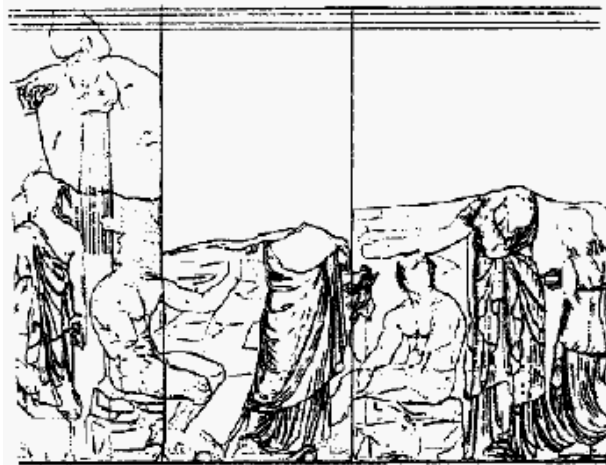
„Aber der Arm ist nicht nur ausgekugelt, er ist anatomisch völlig unmöglich.“ Sie lacht ihr helltönendes Lachen.



*Block 25: Stürzender Krieger mit ausgekugelttem Arm - Realismus? Expressionismus? (Zeichn.: Marina Heilmeyer, Staatl. Mus. Berlin 1997)*

Wir gehen noch einmal zurück zu dem fehlenden Standbein. „Es handelt sich ja auch um Kriegsszenen, der Held hätte zum Beispiel sein Bein im Kampf verloren haben können“, versuche ich zu argumentieren.

„Und humpelt dann auf der Zehenspitze des anderen Beins, da es das Spielbein ist“, fügt meine Freundin hinzu.



*Block 44/45/46: Helden mit Landschaft im Hintergrund und einzeln stehender Säule... sehr romantisch! (Zeichn.: Marina Heilmeyer, Staatl. Mus. Berlin 1997)*

Allmählich wird mir klar, wie dumm meine Versuche sind, diesen herrlichen Marmorfries, das Herzstück antiker Kunst, zu retten.

Hätte König Eumenes II, der 159 v.Chr. starb (9) und darum die Vollendung dieses kostspieligen Altarschmuckes nicht mehr erlebte, nicht bessere Bildhauer bestellen können oder zumindest einheitlichen Marmor herbeischaffen lassen? Er war doch reich wie Krösus! Wo sind eigentlich die fehlenden Bruchstücke verblieben? (10)

„Soviel steht für mich jetzt fest“, doziere ich nun: „Der Bildhauer - oder die Künstler am Werke haben den Fries von vorneherein als Fragment angelegt. Die Planung des Ganzen ging schon davon aus, dass das Gesamtwerk nie vollendet werden würde und nur aus Bruchstücken bestehen sollte“. Ich kenne dieses Symptom an vermeintlichen Kunstwerken von der Frankenzzeit bis zur Renaissance: Bildwerke, die von vornherein als Fragment angelegt sind, verraten die Betrugsabsicht.



*Block 10 (früher 7): „König Teuthras (früher Aleos) eilt zum Strande“. Ob der Bildhauer je griechische Gewänder gesehen hat? (VEB Seemann, Leipzig 1964, Staatl. Mus. Berlin)*

Margit Jakob stimmt mir zu. Auch wenn sie als Bildhauerin nicht Marmor bearbeitet, ist ihr doch dieser Punkt völlig klar. Man sieht das so eindeutig, dass darüber kein Wort verloren werden müsste. Sie setzt sich

auf eine Bank und überlässt mir die nächsten Schritte. Wir sind ja nun eine Stunde hier, die Luft ist nicht mehr so dünn wie auf den Höhen des Idagebirges, sondern eher wie in Halle (11).

Ich nütze ihre Ruhepause zu weiteren Prüfungen. Ich muss diesen Fries retten, koste es auch noch soviel Geistesarbeit. Nach einer halben Stunde setze ich mich erschöpft neben meine Freundin.

„Der Bildhauer war übrigens prüde wie ein Viktorianer“, berichte ich. „Kein einziger Penis ist erhalten, war nicht einmal ursprünglich vorhanden, wie man an der Bearbeitungsweise deutlich erkennt. Mit der vorhin angenommenen Entschuldigung der Päderastie war es wohl doch nicht weit her.“

„Das ist mir gar nicht aufgefallen“, gibt sie zu.

„Wusstest du, dass die alten Griechen auch Landschaft als Hintergrund in ihre Friese einbezogen hatten?“

„Ich habe das mal in Metall versucht, es ist möglich.“

„Gewiss, in der modernen Kunst kann ich das verstehen; aber bei den alten Griechen?“

„Zeig mir mal diese Landschaften, bitte!“

Ich führe sie zu einigen Blöcken, auf denen man impressionistisch angedeutete Landschaftshintergründe sieht. Ein einzelner Baum oder dessen Bruchstück (Block 3, 4 und 11), das ist normal. Auch eine Architektur als Hintergrund, halbvollendete Säulen (Block 1 und 44) oder Mauern, kann ich akzeptieren. Auch Teile eines Bootes noch (Block 21), wenngleich hier schon feststeht, dass der Bildhauer nie ein solches Boot gesehen hat. Aber eine nur angedeutete Landschaft in der Ferne, Berge oder eine hügelige Ebene (Block 12 und 45)? Und noch dazu so abstrakt, wie man es um 1900 gerade erst wieder wagte? Das geht entschieden zu weit für mein Kunstverständnis von Marmorreliefs.

Nun führt sie mich wieder herum, zeigt mir die unmöglichen Proportionen der Figuren,

- ihre verkorkste Anatomie,
- die falsch angesetzten Köpfe,
- die Figuren, bei denen weder Körpergröße noch Bruchstellen stimmen,
- die zuweilen deutlich nachgeahmte Art des Faltenwurfs der weiten Gewänder,
- den Stilmischmasch, der zwischen Mittelalter, Renaissance und Primitivismus schwankt, oft sogar bei einer einzigen Figur.

Die so häufig wechselnden Ansichtsweisen, mal perspektivisch, dann wieder aspektivisch, erscheinen wie im alten Ägypten, wo die Schultern von vorne, der Kopf und die schreitenden Beine von der Seite gesehen sind.

Und überhaupt dieses Durcheinander von grafischer Darstellung und plastischer Ausformung, einmal zweidimensional wie auf gemalten Bildern oder Fotos, und dann wieder plastisch, also dreidimensional, wie es sich für ein Relief geziemt. Natürlich fordert die Relieftchnik zu einem entsprechenden Kompromiss heraus, aber den sollen die alten Griechen perfekt beherrscht haben (12). Oder sollte dieses Nichtkönnen, diese heillose Stümperei durch die berühmte Verfallszeit des Hellenismus verursacht sein?



*Telephos-Fries Fragment 12: Herakles findet seinen Sohn Telephos, der von einer Löwin gestillt wird. Man ergänze das linke Knie des Herakles und staune!*

Oder hatte der „Entdecker“ des Frieses nur Handwerker anheuern können, die völlig inkompetent den schönen Marmor zugerichtet haben? Nach gezeichneten oder fotografierten Vorlagen vielleicht, von denen der Auftraggeber nicht einmal wusste, wie echt sie sind?

„Schauen wir uns die Fundgeschichte erst einmal an“, wage ich als letzten Rettungsanker meiner Freundin vorzuschlagen. Aber da sehe ich gerade, wie ihr schlecht wird, sie sinkt lautlos nieder, ich kann sie gerade noch zu einer Bank führen.

„Hier bricht für mich ein Weltbild zusammen“, haucht sie und wiederholt diesen Satz mehrmals, weil er kaum zu hören ist.

Zu meiner Entschuldigung kann ich ihr nur immer wieder versichern, dass ich doch gerade diesen Pergamon-Altar als das Maß aller Beurteilungen ansah, die Richtschnur zum Erkennen der Fälschungen.

„Wenn das Urmaß selbst gefälscht ist, was bleibt dann übrig?“ fragt sie leise.

Nun wird auch mir schlecht.

Später, an der frischen Luft, planen wir noch einmal, dieses Schulbeispiel für misslungene Anatomie und Stümperhaftigkeit für die antikengläubige Nachwelt zu retten. Ich rufe meinen Sohn in Madrid an. Er ist entsetzt. Dann wünscht er mir herzliches Beileid und geht zur Tagesforschung über. Es wurden ja gerade Stufenpyramiden auf Sizilien und ein Megalithbauwerk acht Meter unter dem Spiegel des Mittelmeers vor Malta (13) entdeckt. Was geht uns die erfundene Antike noch an?

Wenn nicht die riesigen Menschenmengen am Gratis-Sonntag an diesem Altar vorüberdefilieren würden, wenn nicht ausgerechnet dort hellasbegeisterte Romantiker aus deutschen Gymnasien ihren Söhnen die erste humanistische Weihe geben würden, wenn nicht mit diesem hoffnungsvoll angesetzten Maßstab das Verständnis der antiken Kunst zusammenbrechen würde, dann könnten wir dieses Thema abhaken.



*Block 16 (früher 12). Wenn man das Knie ergänzt, wie hier (ganz links), wird der Fehler offensichtlich, darum wurde die Ergänzung nach 1995 wieder weggelassen (Foto: Staatl. Mus. Berlin 1964, VEB Seemann, Leipzig)*

Die Ausgrabung des antiken Pergamon in der Westtürkei, die ich als 19-Jähriger mit idealistisch gefülltem Hirn unter unbeschreiblichen Entbehrungen zu Fuß erreichte und mit größter Begeisterung in mich aufnahm, war durch den Eisenbahningenieur Carl Humann 1878 bis 1886 der modernen Welt erschlossen worden. Die Reliefs des Zeus-Altars (den man nie fand) wurden dem preußischen Staat durch den damaligen Sultan zum Geschenk gemacht und nach Berlin geschafft. Der Archäologe Conze und der Architekt Bohn waren die Verantwortlichen für den Ankauf. Später haben Dörpfeld (1900 bis 1913) und Wiegand (1927 bis 1938) die Ausgrabungen geleitet. Das sind große Namen und uns schon zwielichtig aufgefallen.

Alexander Conze (1831-1914) war Mitherausgeber der „Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon“ (ab 1880) und der „Attischen Grabreliefs“ (ab 1890). Letztere schaue man sich in diesem Museum an - sie sind ganz offensichtlich gefälscht, wie ich 1998 feststellte.



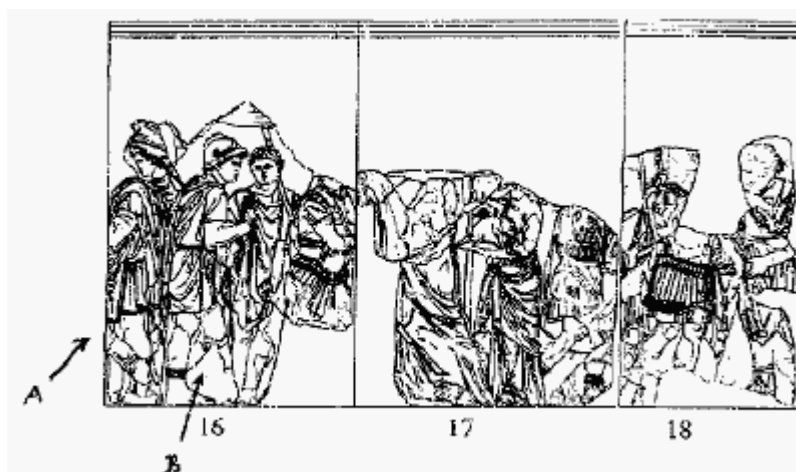
*Szene aus dem Telephosfries des Pergamonaltars: Bau des Bootes.*

Wilhelm Dörpfeld (1853-1940, Sohn des berühmten Initiators der freien Schulbewegung) war Mitarbeiter von Schliemann in Troja und Tyrins gewesen, und wie großzügig man da bei den Funden war, ist ja kein Geheimnis mehr.



*Wilhelm Dörpfeld (Der neue Brockhaus, 3. Aufl., Wiesbaden 1960, Bd. I, 604)*

Theodor Wiegand (1864-1936) war derjenige, der im 1. Weltkrieg in Paris die falsche Persephone für den Preußischen Staat ankaufen ließ und das Pergamon-Museum eingerichtet hat.



*Als Fragment konzipiert! (A) Wo will dieses Knie noch enden? (B) Wo könnte das Spielbein hinkommen?*

Der Ingenieur und sehr begabte Forscher und Kartograph Humann (1839-96) wurde durch seine Entdeckung zum Doktor ehrenhalber von der Universität Greifswald ernannt und Direktor des Berliner Museums, das er mit seinem Fund 1886 an die Seite der besten Museen Europas stellte. In dem extra dafür erbauten Pergamon-Museum auf der Spreeinsel wurde der Fries ab 1901 aufgestellt, 1908 aber wieder



entfernt. Von 1930 an konnte man die Marmorblöcke in dem wieder eröffneten Pergamon-Museum bis zum Kriegsausbruch 1939 besichtigen. Zwei Jahre später wurden sie ausgelagert, zuerst in den Bunker der Reichsmünze, dann in den flakgeschützten Tiefbunker am Bahnhof Zoo. Die kostbaren Marmorfiguren wurden 1945 nach Russland geschafft und erst 1958 an die DDR zurückgegeben (14). Die Restaurierung 1994-95 veränderte die Anordnung einiger Blöcke und mancher Ergänzungen.

Von den Gigantenfiguren, die sich im Unterbau des Zeusaltars in Pergamon befanden, soll hier nicht die Rede sein, da sie zur Zeit restauriert werden und nur teilweise zu besichtigen sind. Sie werden zuweilen als hellenistische Werke, andererseits aber auch als „kaiserzeitliche römische Kopien“ bezeichnet (das ist der genormte Ausdruck für viele griechische Skulpturen in diesem Museum).



Carl Humann (aus: Carl Schuchardt „Aus Leben und Arbeit“, Berlin 1944, Tafel 11)

Es geht mir hier - wie schon erwähnt - nur um den sogenannten Telephos-Fries. Dieser war im Altertum nicht bekannt, nur der Gigantenfries wurde in antiken Schriften ein einziges Mal erwähnt, äußerst kurz übrigens: Der angebliche Römer Lucius Ampelius schrieb um 200 u.Ztr. ein typisch mittelalterliches Wunderbuch, *De Miraculis Mundi* [auch *Liber memorialis* (15) genannt] in dem er im 14. Kapitel sagt: „In Pergamon steht ein großer marmorner Altar, 40 Fuß hoch, mit gewaltigen Skulpturen. Er enthält einen Gigantenkampf.“ Im Jahr 1872 wies der Münchner Archäologe Heinrich Brunn auf diesen Satz hin, und das wurde vermutlich zum Auslöser für Humann, diesem Fingerzeig griechischer Bildung einen festen Nachweis zu liefern. Vier Jahre später meldete er seine Entdeckung nach Berlin.

Von den Reliefs, die er nicht vor Ort fand, sondern in der byzantinischen Mauer eingebaut, schrieb Humann begeistert: „Wir haben eine ganze Kunstepoche gefunden!“ Die Friese sind nämlich neu für die Kunstgeschichtler, da sie Einzelzeugnisse sind, es gab keine ähnlichen Stücke in dieser Stilform (16). Man fand allerdings eine Bronzemünze im Hafen bei Pergamon, die eine Szene zeigt, die recht ähnlich im Fries wiederkehrt: Auge, die Mutter des Telephos, entsteigt ihrem Nachen und tritt auf den Strand, wo sie von freundlichen Fischern empfangen wird. Die Münze wurde 1885 veröffentlicht und hat sicher die Echtheit des Frieses unterstützt. Aber wie echt diese Münze ist, bleibt wohl noch offen, denn Humann schuf selbst Bronzemedailen, indem er „die nichtssagenden kleinen Bronzestücke der Ausgrabung“ einschmolz und neu goss, wie Schuchardt (17) in seinen Lebenserinnerungen erzählt. Darin berichtet er anschaulich, wie man damals Archäologie betrieb. Der Chef der Altertümerverwaltung in Berlin, Conze, der sich sieben Jahre lang um die Ausgrabungen in Pergamon kümmerte, war vor Ort allerdings „immer nur ein paar Herbstwochen.“ - „Als Humann nun die Feststellung des Altarfundaments meldete, welcher andere wäre da nicht spornstreichs hingefahren, um den Ruhm der Ausgrabung für sich selbst zu erwerben! Conze hat das nicht getan, er ist in Pergamon erst erschienen, als Humann 27 Reliefplatten auf dem Rasen liegen hatte und alles zum Abtransport bereit war.“ Conze hat sich stets den Anordnungen des Ingenieurs Humann gefügt, und „so war aus der Tatkraft auf der einen und der Mäßigung auf der anderen Seite die schöne Harmonie erwachsen.“

Wenn man einen Beweggrund für die Fälschung sucht, so fällt es einem leicht: Gewinn- und Ruhmsucht des Orientabenteurers Humann und gläubige Abnahme seitens des Staates Preußen, der durch fehlende koloniale Eroberungen mit Minderwertigkeitskomplexen belastet war, verbanden sich hier in einzigartiger Symbiose. Eine bewusste Geschichtsfälschung, wie sie in der »Großen Aktion« der katholischen Kirche vorgenommen wurde (18), liegt hier sicher nicht vor.



Alexander Conze (1831-1914) (aus: Carl Schuchardt „Aus Leben und Arbeit“, Berlin 1944, Tafel 10)

Dennoch hat dieser Betrug natürlich - genau wie der mit der Persephone und allen anderen gefälschten Figuren dieses Museums - unser Geschichtsbild umgeprägt und unrealistische Schlussfolgerungen entstehen lassen. Wenn nun durch die Aufdeckung nur der Ruhm dieses Museums ruiniert würde oder das Ansehen einiger großer Männer der preußischen Kaiserzeit in Misskredit geräte, dann wäre das später wohl noch zu verschmerzen, solange wir dadurch ein bereinigtes Geschichtsbild gewinnen würden. Das ist jedoch schwer möglich, denn die geschichtswissenschaftlichen Verflechtungen sind dermaßen dicht, dass es wohl mehrere Generationen dauern wird, um die kunsthistorischen Fehlbezüge auszutilgen, die durch diese Fälschungen verursacht wurden. Nur ein offenes Neudenken, eine kritische Untersuchung unserer Vorstellung von der Antike, kann hier Abhilfe schaffen. Insofern hatte Margit Jakob recht, als sie feststellte: „*Mein Weltbild ist zerstört.*“

### Anmerkungen

- (1) Sie hat meinen Artikel „Die falsche Persephone von Tarent“ (in SYNESIS Nr. 26/1998) gelesen.
- (2) Siehe Detlef Graf von Schwerin, „Dann sind's die besten Köpfe, die man henkt“ (München 1991), S. 27 und 26.
- (3) „Schon unter Alexander d. Gr. sollen lebende Sittiche nach Europa gebracht worden sein. Plinius erwähnt bereits die Fähigkeit des Halsbandpapageis, Worte nachzusprechen. Seitdem wurden die Papageien sehr beliebt und Gegenstand des Luxus, so dass ein sprechender Papagei oft mehr galt als ein Sklave.“ (Meyers Konversations-Lexikon, 4. Aufl., Leipzig 1888, 12. Bd. S. 666). Nun müsste man Plinius noch mal lesen!
- (4) Telephos galt als Gründer der Stadt Pergamon, aber der Mythos ist nach allgemeiner Gelehrtenansicht künstlich und spät erstellt worden, um Herrschaftsansprüche zu untermauern. Die Auswahl der im Fries verwendeten Episoden aus dem sagenhaften Leben des Telephos sind „zweckmäßig“ (Pauly-Wissowa, Stuttgart 1894, II, 2305) bei den Tragödiendichtern Euripides und Sophokles zusammengesucht.
- (5) Nach der Zählung der Blöcke, wie sie auf dem Falblatt im Museum angegeben ist; die heutige Aufstellung hat eine davon abweichende Reihenfolge, die Zählung während der sozialistischen Epoche war wieder eine andere.
- (6) Dasselbe Problem taucht auf Fragment 16 auf, wo das abgeschlagene rechte Bein von Telephos seinen linken Fuß verdeckt haben müsste, der aber gut erkennbar ist. Bei Fragment 12 („Herakles findet seinen Sohn Telephos, den eine Löwin säugt“) liegt eine ähnliche Fragwürdigkeit vor: auf Humanns Zeichnung im gedruckten Tagebuch der Ausgrabung war der linke Unterschenkel noch nicht ergänzt und man sah den rechten Unterschenkel deutlich modelliert.
- (7) ...wie man auf Fotos aus der DDR-Zeit sehen kann; die beiden damals angesetzten Bruchstücke wurden inzwischen wieder entfernt.
- (8) Wie ich später nachlese, hat die chemische Untersuchung sowie die Prüfung mit polarisiertem Licht mehrere Herkunftsorte für den Marmor ergeben, wobei die Steinbrüche von Naxos und Marmara in engster Wahl stehen; Roberto Memmo (Hrsg.), L'Altare di Pergamo. Il fregio di Telefo (Rom 1996), im Abschnitt von Thomas Cramer, Klaus Germann und F. J. Winkler, bes. S. 147. Auch die unterschiedlichen Stuckoberflächen, Patina und Bemalungsreste sind problematisch.
- (9) ...und laut Altertumswissenschaft in seiner Hauptstadt Pergamon eine Bibliothek mit 200 000 Buchrollen hinterließ, was allerdings durch Luciano Canfora „Die verschwundene Bibliothek“ (Hamburg 1998) inzwischen feinironisch als modernes Märchen entlarvt wurde.
- (10) Der Ausgräber Humann hat dieses Problem ganz originell gelöst: Die Kalkbrenner von Bergama hätten nicht wahllos Marmorstücke in ihre Öfen getragen, sondern besonders gern figurliche Darstellungen, die ihnen als Moslems verhasst gewesen sein müssen. Dadurch wird Humanns Rettungstat in ein goldenes Licht gerückt und das Fehlen von Köpfen oder Knien erklärt.
- (11) ...die schon Curt Goetz in seinen „Memoiren des Peterhans von Binningen“ (Berlin 1963) gleich auf Seite 9 beschrieb, oder wie der Einheimische sagt: „zum Schneiden“.
- (12) Siehe z.B. Jakob Burckhardt, „Griechische Kulturgeschichte“ (Berlin 1910), Bd. III, S. 31 - Huberta Heres von Littrow zeigt eine Terrakotta von 440 v.Chr., die als Vorbild für die Gestaltung von Personen auf zwei hintereinandergeschalteten Ebenen

gelten kann (in Memmo, Hrsg., wie Anm. 8, S. 101). Der Zeitabstand zwischen den beiden Stücken beträgt fast drei Jahrhunderte.

(13) Hubert Zeitlmair, „Prähistorischer Megalithtempel unter Wasser entdeckt“ (Magazin 2000plus, Nr. 147, S. 80-83)

(14) Werner Müller, „Der Pergamon-Altar“ (VEB Seemann, Leipzig 1973), S. 28.

(15) ... „dürftig, doch mit einigen wertvollen Nachrichten über Kosmographie, Geographie, Mythologie, Geschichte. Ausgaben von Block (Leipzig 1826) und Wölfflin (Leipzig 1854).“ Meyers Conversations-Lexikon, 6. Aufl., Bd. I (Leipzig 1904) - Obgleich der Zeusalter von Pergamon nicht zu den sieben Weltwundern zählt, haben ihn neuere Autoren doch dazu gerechnet, vermutlich wegen seiner Erwähnung in dem „Wunderbuch“ des Ampelius, das an den Florus angehängt als Schulbuch beliebt war. Nach Pauly-Wissowa (Bd. II, Spalte 1880) ist der Text größtenteils abgeschrieben und geht u.a. auf Cornelius Nepos zurück. Die erste Druckausgabe schuf Claude Salmasius (1638), Schüler von Casaubonus in Paris (1604) und Nachfolger von Scaliger in Leiden (1632). Beide sind für große Fälschungen berühmt.

Der Codex (angeblich 11. Jh., oder dem Petrus Daniel im 12. Jh. zugeschrieben) ist (natürlich) verschollen, wie wir das von den Humanisten gewöhnt sind; es existiert nur die Handschrift, die Salmasius selbst angefertigt hatte. Vielleicht handelt es sich um die Erstschrift. Über Ampelius ist absolut nichts bekannt, er wird von den Gelehrten zwischen 1. und 5. Jh. n.Chr. herumgeschoben, man einigt sich allmählich auf 3.-4. Jh. (V. Paladini und E. Castorina, „Storia della letteratura latina“, Bologna 1969, I, S.424). Zedler (1732) lässt ihn aus Sidon stammen, weiß aber nichts zur Lebenszeit, kennt auch die Erstausgabe des Ampelius noch nicht. (Es gibt eine neue Ausgabe, lat. u. frz., Paris 1993).

(16) Zitiert nach Werner Müller, „Der Pergamon-Altar“ (Leipzig 1973), S. 12, 13 und 23.

(17) Carl Schuchhardt „Aus Leben und Arbeit“ (Berlin 1944), S. 129 - teilweise schon 1930 publiziert.

(18) Uwe Topper, „Die ›Große Aktion‹“ (Tübingen 1998)

## Abbildungen

Nach Zeichnungen und Fotografien aus dem Archiv der Staatl. Museen zu Berlin oder wie angegeben.



*Das neue Buch von  
Uwe Topper  
Fälschungen der Geschichte*

*287 Seiten, 37 Bilder*

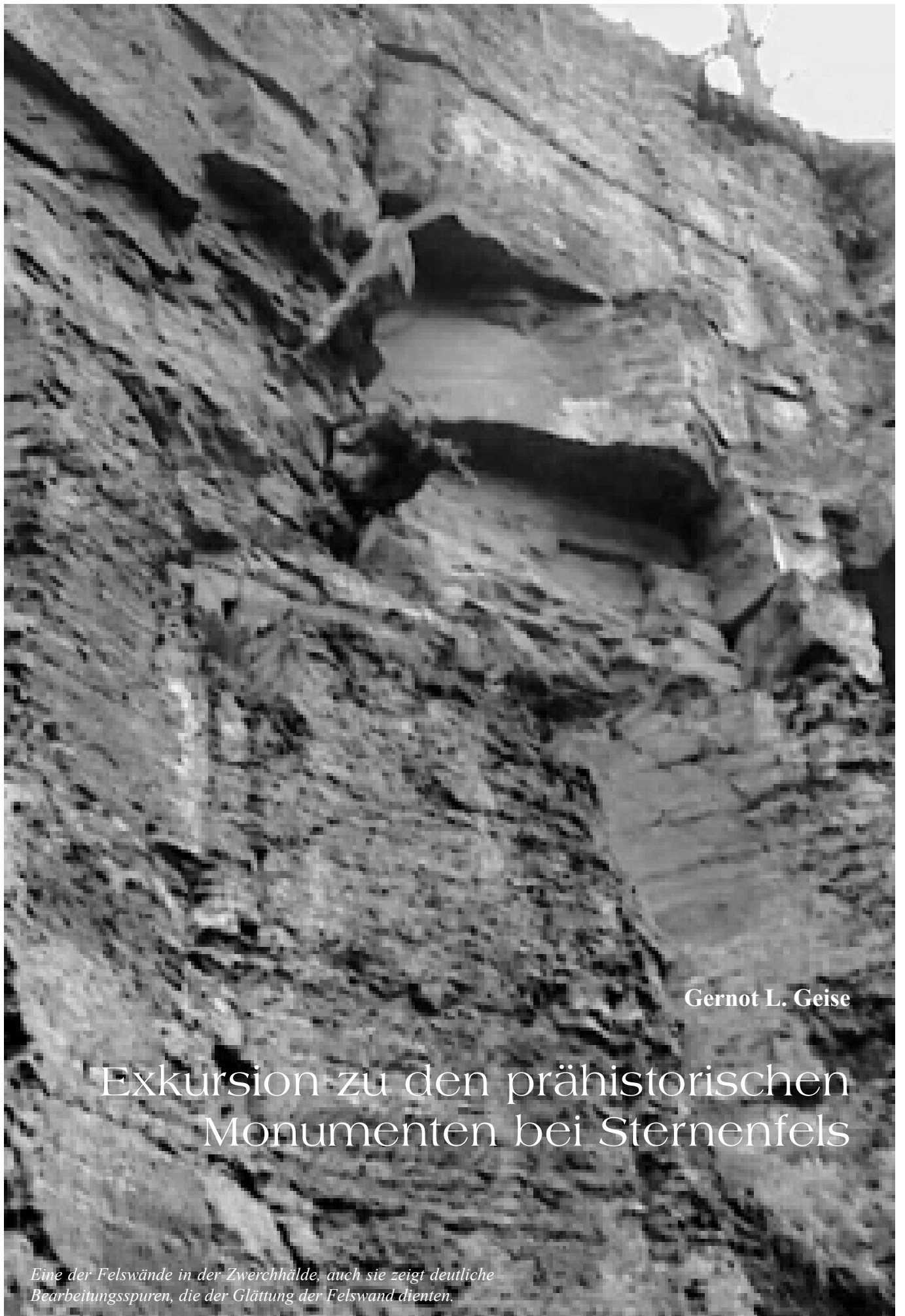
*ISBN 3-7766-2244-X*

*Herbig, München 2001*

# Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei [http://www.efodon.de/html/archiv/vorgeschichte/schildmann/2000-SY3\\_schildmann\\_indus-seefahrer.pdf](http://www.efodon.de/html/archiv/vorgeschichte/schildmann/2000-SY3_schildmann_indus-seefahrer.pdf) ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.





Gernot L. Geise

## Exkursion zu den prähistorischen Monumenten bei Sternenfels

*Eine der Felswände in der Zwerchhölde, auch sie zeigt deutliche  
Bearbeitungsspuren, die der Glättung der Felswand dienten.*

Am 1. April - es war kein Aprilscherz! - trafen wir uns vor der Kirche des kleinen Ortes Sternenfels im Städtedreieck Karlsruhe, Pforzheim, Heilbronn. Der Ort Sternenfels hat seinen Namen von der auf einem nahegelegenen, künstlich aufgeschütteten Berg („Burghalde“) ehemals gelegenen Burg Sternenfels, die heute jedoch nicht mehr vorhanden ist. Innerhalb der Burghalde soll der Sage nach ein Kaiser bestattet liegen. An Stelle der ehemaligen Burg erhebt sich heute ein in neuerer Zeit errichteter „Burgturm“.

Zusammen mit dem Verein CELTICA VIPS, der für die Instandhaltung prähistorischer Stätten von Walter Haug gegründet wurde, unternahmen wir - wie im letzten Heft angekündigt - die Besichtigung einiger der prähistorischen Monumente, die im Vorfeld als „Pyramiden“ bezeichnet wurden (vgl. dazu auch den Bericht in SYNESIS Nr. 2/2000). Mit über zwanzig Teilnehmern des CELTICA VIPS und des EFODON e.V. war diese Exkursion gut besucht.

Zunächst führte uns eine kurze



Im dichten Unterholz des Waldes kaum erkennbar: die pyramidenförmige Aufschüttung von „Cairn 1“ der Zwerchhölde (rechts).

Fahrt in die nähere Umgebung von Sternenfels in Richtung Oberderdingen, wo wir auf einem Waldparkplatz anhielten und von dort aus zu Fuß zur nahegelegenen sogenannten Zwerchhölde gingen. Walter Haug erläuterte fachgerecht, was inzwischen vorgefunden wurde und beschrieb uns die Monumente, die von der offiziellen Archäologie bisher ignoriert werden. Der Verein CELTICA VIPS hat die offizielle Geneh-

migung, an diesen Stellen ausgraben zu dürfen, und vielleicht ist es ganz gut, dass die Archäologie sagt: „Hier ist nichts!“ (wir kennen das von unserer Grabung 1992 in Seehausen bei Murnau), denn anderenfalls wäre es sehr unwahrscheinlich, dass eine Grabungsgenehmigung erteilt worden wäre. Das Gelände wäre möglicherweise abgesperrt worden, und welche Ergebnisse eine offizielle Grabung erbracht hätte, wäre vielleicht niemals bekannt geworden.

Anhand des riesigen Geländes mit seinen offensichtlich künstlich angelegten Bergaufschüttungen ist es eine Lebensaufgabe für CELTICA



Die pyramidenförmige Aufschüttung von „Cairn 1“ der Zwerchhölde bei Sternenfels.

EFODON-SYNESIS Nr. 3/2000



# Sternenfels



*Das Gelände ist so stark bewachsen, dass die Form der Hügel kaum erkennbar ist.*



VIPS, die teilweise unter meterhohem Schutt und Humus liegenden Monumente freizulegen.

Unser Weg führte uns zunächst zur sogenannten Zwerchhölde. Schon von der Straße aus waren die enormen Hügel, trotz der durchgehenden starken Bewaldung, gut zu erkennen. Walter Haug erklärte uns, dass es sich bei den größeren Anlagen offenbar um eine Art dreistufige Pyramiden handele. Das war jedoch aufgrund des starken Bewuchses für uns kaum nachvollziehbar. Auch eine Regelmäßigkeit konnte hier von uns nach Augenschein nicht festgestellt werden, zumal zu dem starken Bewuchs die normale Erosion ihr übriges getan hat.

Das ändert jedoch nichts an der

Tatsache, dass schon bei dem geschwungenen, etwa zwei Meter schmalen Zugangsweg zum umschlossenen „Talkessel“ links und rechts immer wieder Trockensteinmauern durch die Humus-Laubdecke gut erkennbar sind. Auch wenn das hierzu verwendete Gesteinsmaterial den hier natürlich vorkommenden Felsen entspricht, erkennt man gut die künstliche Aufsetzung der unbehauenen Steine.

Wir gingen den mit Humus und feuchtem Laub bedeckten Zugangsweg weiter, und bald erreichten wir den „Talkessel“, der ringsum von mächtigen Felswänden eingesäumt wird, die schätzungsweise bis zu fünfundzwanzig Meter steil aufragen. An ihnen sind deutlich erkennbar Steinbearbeitungen vorgenommen worden, um die Wände mehr oder weniger zu glätten. Zum Einsatz kamen hier - wie zu erkennen - Steinbearbeitungstechniken, wie sie aus keltischer Zeit allgemein bekannt sind.

An der schräg dem Zugang gegenüber liegenden Felswand befindet sich eine - nach Walter Haug bisher die einzige gefundene - Petroglyphe, die ein A oder ein stilisiertes Haus darstellt. Möglicherweise handelt es sich auch um ein altes Steinmetzzeichen.

Mit der Bezeichnung „Pyramide“ assoziieren wir automatisch Pyramiden vom Typ „Cheopspyramide“, die aus entsprechend großen



*An einer Felswand der Zwerchhölde ist diese etwa dreißig Zentimeter hohe Petroglyphe eingeritzt, die ein A oder ein stilisiertes Haus darstellt. Es ist bisher die einzige hier gefundene Petroglyphe dieser Art.*

Steinblöcken errichtet wurden. Dies trifft hier nicht zu. Wenn es sich bei diesen Monumenten - wie es scheint - wirklich um künstlich aufgeschüttete, pyramidenähnliche Bauwerke handelt, so wurden sie aus kleinerem Gesteinsmaterial errichtet, wobei, wie zu sehen war, Steine mit einer Größe von etwa fünfzig bis achtzig Zentimetern Länge auf etwa dreißig bis vierzig Zentimetern Breite, bei einer Dicke von fünfzehn bis zwanzig Zentimetern, verwendet wurden, die man ohne Mörtel sauber ineinander verfugt hat.



*Der Zugangsweg zur Zwerchhölde, von der Straße aus gesehen.*



*Links und rechts der Zugangswege treten immer wieder Natursteinmauern ans Tageslicht.*

Die Bezeichnung „Halde“ stammt nach Walter Haug von „Hälde“, was „etwas enthalten“ bedeute. Dieser Schluss ist naheliegend. Ein Blick in den „Lexer“ (1) sagt uns jedoch, dass im Mittelhochdeutschen das Wort „Hälde“ nicht vorkommt. Hier haben wir die „Halde“ als „Abhang, Bergabhang“, aber auch „hæle, hæl“ = „heimlich, verhohlen, verborgen, ... Verheimlichung, Glätte, Schlüpfrigkeit“. Es bliebe nachzuprüfen, ob es zwischen „Hälde“ und „hæle“ einen Zusammenhang gibt. Vielleicht setzt sich „Hälde“ zusammen aus den beiden Worten „Halde“ und „hæle“?

Der Weg führte weiter zum unteren Cairn, der größtenteils abgetragen ist. Hierzu ist anzumerken, dass diese Monumente über Jahrhunderte als Steinbrüche dienten, indem man die handlichen Steine abbaute und anderweitig verwendete, wie es zu jeder Zeit mit alten Bauwerken gemacht

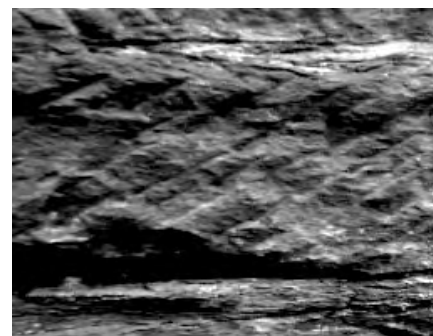
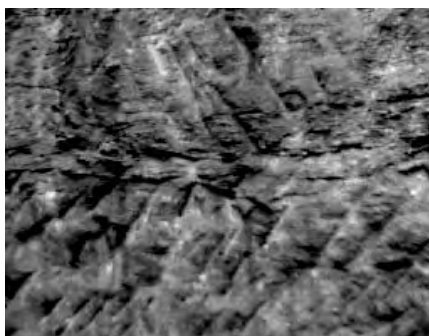
wurde. Im „Gegenzug“ verbrachte man bis heute Müll in die Gegend.

Auch bei dem zweiten Monument handelt es sich um einen geschwungenen „Talkessel“, der über einen etwa zwei bis drei Meter schmalen, gewundenen Zugangsweg erreichbar ist. In der Mitte befindet sich ein Hügel mit den Ausmaßen von etwa fünfzehn auf fünfzehn Metern, den Haug als Grabhügel interpretiert, der aber noch nicht geöffnet ist. Dieser Hügel erscheint wie ein Abraumhügel, auf den Steinbruch-Abraum aufgeschichtet wurde. Die radiästhetische Mutung ergab, dass innerhalb dieses Hügels ein etwa zwei auf drei Meter großer Hohlraum besteht, der etwa einen halben Meter hoch und ost-westlich ausgerichtet ist. Grabbeigaben konnten nicht gemutet werden. Auch die Mutungen an verschiedenen anderen Stellen dieser Anlagen erbrachten keine Hinweise auf einen sakralen

„Kultplatz“ oder Begräbnisanlagen. Wie wir inzwischen wissen, haben die „Kelten“ oder andere vorgeschichtliche Völker ihre Kultstätten oder Grabanlagen immer radiästhetisch



*Am Fuß der pyramidenförmigen Hügel zeigen sich ringsherum immer wieder sauber aufgeschichtete Natursteinmauern.*



*Steinbearbeitungen an den Felswänden*



## Sternenfels



angelegt, indem wichtige Punkte auf Kreuzungslinien des irdischen Magnetgitters gelegt wurden. Ein vorgeschichtliches Grab oder Grabhügel ohne relevanten starken Kreuzungspunkt gibt es praktisch nicht.

Um so rätselhafter sind die vorgefundenen Anlagen, die man zwar vordergründig als Steinbrüche bezeichnen könnte, bei näherem Hinsehen allerdings starke Zweifel an einer solchen Nutzung aufkommen lassen, was nicht ausschließt, dass sie im späteren Mittelalter (teilweise bis heute!) tatsächlich derart genutzt wurden.



Ihr Ursprung muss jedoch ein anderer gewesen sein, denn in keinem Steinbruch glättet man aufwendig Felswände. So bleibt es bisher rätselhaft, was hier angelegt wurde, und zu welchem Zweck.

Die umliegenden Felswände dieses zweiten „Talkessels“ ragen bis etwa zwanzig Meter auf, und auf einer Seite steht ein alter Grenzstein, wobei man sich fragt, was dieser ausgerechnet hier zu suchen hat.

Wieder zurück am Parkplatz führen wir weiter zu der etwa acht Kilometer entfernten kleinen Ortschaft Schmie, wo es ein ganz ähnliches Monument zu besichtigen gab. Auch hier wieder dominiert ein pyramidenförmiger Berg, der künstlich



aufgeschüttet ist, was anhand einer Natursteinmauer erkennbar ist, die sich am Fuß um den Berg erstreckt. Der Zugang zu diesem „Talkessel“ hat eine Breite von etwa drei Metern und wird auf beiden Seiten durch Natursteinmauerwerk flankiert. Auch hier ist das ganze Gelände stark bewachsen und liegt mitten im Wald.

Die aufstrebenden Felswände des „Talkessels“ reichen bis etwa fünfzehn Meter in die Höhe und zeigen immer wieder eine saubere Bearbeitung, obgleich der Zahn der Zeit sein übriges getan und hier und dort Platten aus dem Gestein gelöst hat. An der dem Zugang gegenüberliegenden Felswand erscheint es, als ob hier Löcher in der Felswand quadratisch durch eingefügte Steinblöcke ausgefüllt wurden, da sie eine andere Färbung aufweisen. Ehe wir hier von einer künstlichen Einfügung reden wollen, müssen wir jedoch annehmen, dass es sich um eine Laune der Natur handelt, so

*Links und unten: Einbrüche, die ehemalige Kammern enthalten, die jedoch heute zusammengebrochen sind.*



## Sternenfels



*Ein alter Grenzstein, der hier am Abhang so völlig fehl am Platz erscheint.*



*An einer Felswand der Anlage bei Schmie sehen einige quadratische Teile aus, als ob sie künstlich in die Wand eingesetzte Blöcke seien, zumal sie sich farblich von dem umgebenden Felsmaterial unterscheiden.*

lange die Anlage und ihre Funktion im Dunkel liegen.

Um die dortige Haupt-„Pyramide“ kann man auf einem schmalen, etwa zwei Meter breiten Weg herum gehen und erreicht wiederum zwanzig Meter hoch aufragende, bearbeitete Felswände. Direkt anschließend an diesen „Talkessel“ grenzt ein Steinbruch, der bis heute genutzt wurde.

Nach einer Pause in einem Gasthof zeigte uns Walter Haug noch einen Teil einer Anlage, die von CELTICA VIPS gerade ergraben wird und neben einer Grundmauer aus zurechtgehauenen Steinplatten eine inzwischen freigelegte „Grabkammer“ enthält, die bei der Öffnung jedoch leer war. Leider war es inzwischen zu dunkel geworden, als dass viel zu sehen

gewesen wäre. Vielleicht können wir diese Anlage zu einem späteren Zeitpunkt erneut besichtigen.

Wir waren sehr beeindruckt von der Leistung des Vereins CELTICA VIPS und dem, was sie bisher freigelegt haben, besonders, da die aktiven Mitglieder des Vereins keine radiäs-



*Eine andere der bearbeiteten Felswände.*

thetischen Kenntnisse besitzen, die einiges leichter machen würden. So könnte auf Stichgrabungen verzichtet werden, die mehr oder weniger auf das Glück vertrauen. Durch eine vorherige Ausmutung des Geländes könnten Grundmauern schon im Vorfeld festgestellt werden. Ebenso verhält es sich bei der Frage, ob es sich bei vorgefundenen Anlagen um ehemalige Kultplätze oder Grabanlagen handelt. Auf die gleiche Art ist es relativ einfach, vorhandene Hohlräume festzustellen, wodurch ein Graben auf gut Glück vermieden werden kann.

Interessant wäre gewiss - daran hat jedoch leider niemand gedacht - ein Test mit einem Mobilfunkgerät gewesen, wie wir es schon bei den Steinanlagen in Norddeutschland angewendet haben. Dort stellten wir fest, dass auf den Steinanlagen stehend keine Mobilfunkverbindung möglich war, obwohl sich in Norddeutschland keine Berge in der Umgebung befanden. Einige Meter neben diesen Anlagen war die Empfangskapazität wieder vorhanden. Warum dort eine Abschirmung stattfindet, ist bisher noch unklar.

### Anmerkung

(1) Matthias Lexers *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*, 37. Ausgabe, Stuttgart 1986.

Fotos: Gernot L. Geise

Eugen Gabowitsch

# Die chronologiekritische elektronische Zeitschrift macht erste Schritte

Einige SYNESIS-Leser haben vermutlich schon von der Existenz unserer unter der Internetadresse

<http://geschichte.eu.cx> (\*)

befindlichen chronologiekritischen Webseite gehört. Es sind Hunderte von Seiten, die hier schon heute gelesen werden können. Auf dieser Webseite befindet sich die im Aufbau befindliche Internetzeitschrift

**„Geschichte & Chronologie. Kritik, Kürzungen, Rekonstruktion“.**

Unter der Internetadresse (\*) gibt es genügend Lesestoff für einige Abende. Zum Beispiel kann man dort mehrere Artikel von Uwe Topper, Christoph Marx, Prof. Heinsohn, Eugen Gabowitsch, Prof. Fomenko und Dr. Nosovskij, Dr. Friedrich, de Sarre, Dr. Zillmer, Prof. Niemitz und Dr. Illig lesen, sowie das in den Berliner und Karlsruher Geschichtssalons Geschehene und Geplante verfolgen. Um einen besseren Überblick vom aktuellen Inhalt der Internetzeitschrift „Geschichte & Chronologie“ zu bekommen, sollte man die Rubrik *NEU* benutzen.

Der Aufbauplan wurde den SYNESIS-Lesern [1] vorgestellt und in Briefen an den Autor diskutiert. Viele nützlichen Vorschläge wurden bei der Realisierung des Projektes übernommen.

## Einleitung

Die Online-Zeitschrift „*Geschichte & Chronologie. Kritik, Kürzungen, Rekonstruktion*“ wird als eine internationale wissenschaftliche und populär-wissenschaftliche interdisziplinäre Internet-Zeitschrift (mit Archiv & Bibliothek) für skeptische und neue Chronologie sowie kritische Historiographie definiert. Unsere Hauptthemen sind Chronologiekritik und Geschichtsrekonstruktion, Computeranalysen von historischen Quellen und Statistik historischer Zahlenmengen, Quellenkritik und historische Fälschungen, Irrtümer von Historikern und falsche Datierungen. Wir vermissen Beweise für Behauptungen der Historiker, Begründungen für chronologische Festlegungen, natürlichen Zweifel

an der Genauigkeit der historischen Beschreibungen, Selbstkritik der Historiker und Offenheit zur Diskussion bestehender Probleme der historischen Wissenschaft.

## Gründe zu zweifeln

Wir zweifeln an der Richtigkeit der Vorstellungen der etablierten Geschichtswissenschaft über

- die Dauer der Entwicklung des Menschengeschlechts (Jahrtausende statt Jahrmillionen?),
- die Geschwindigkeit der vorgeschichtlichen Entwicklung (um Faktor 10 schneller?),
- die Existenz einiger frühgeschichtlichen Zivilisationen (wurden sie als nicht richtig erkannten Lokalerscheinungen der späteren Zivilisationen missinterpretiert?),
- die Existenz der Antike vor 2500-2000 Jahren (wurden die griechische und die römische antiken Zivilisationen in der Renaissancezeit erfunden oder als Idealisierung der vorangegangenen Jahrhunderte falsch datiert?),
- die Entstehung der Weltreligionen im ersten nachchristlichen Jahrtausend oder sogar noch früher (sind vielleicht alle Weltreligionen die Kinder des zweiten Jahrtausends n. Chr.?),
- das Mittelalter (begann die Geschichte erst im Mittelalter? Müssen unsere Vorstellungen über die Jahrhunderte XI-XVI stark korrigiert werden?)
- Es geht um die sich unter Wissenschaftlern, Laienforschern und anderen kritisch denkenden Menschen immer mehr ausbreitende „ketzerische“ Auffassung, dass die Ende des 16. Jh. entworfene und im 17.-19. Jh. verfestigte Chronologie des Altertums, der Antike und des Mittelalters nicht nur lücken- und fehlerhaft, sondern total falsch ist. Diese Auffassung ist ketzerisch aus der Sicht der traditionellen Geschichtsforschung, die die Jahrhunderte alte Chronologiekritik schlicht ignoriert oder für Spinnerie erklärt.

## 1. Sensationelle historische Korrekturen

Unsere Chronologie ist falsch! Die Geschichte beginnt im Mittelalter! Die Zeitvorstellungen der ersten Chronologen waren ganz falsch! Diese und weitere (s. unten) schlagwortartige Schilderungen mit Erwähnung von nur einigen sensationell klingenden Folgerungen der chronologiekritischen Forschung werden von vielen Chronologiekritikern scharf kritisiert. Diese Folgerungen werden auch in den Reihen der Kritiker der Geschichtsschreibung oft als zu wenig begründet oder inakzeptabel betrachtet. Diese Auseinandersetzungen zeigen, dass die Erkenntnisse der Chronologiekritik noch keinesfalls eindeutig und endgültig sind, dass sogar in der Szene noch viel Aufklärungsbedarf existiert, insbesondere bei geschichtskritischen Werken in weniger bekannten Sprachen.

## Man hat mit Leichtigkeit Jahrhunderte und sogar Jahrtausende erfunden

Viele Gründe führten zu den erfundenen Jahrhunderten und Jahrtausenden: falsche Zeitvorstellungen, Irrtümer der Historiker, Verdopplung und Vervielfachung der Geschichte, falsche Beurteilung der archäologischen Funde und auch die falschen astronomischen Kalkulationen. Alle Gründe werden wir kaum irgendwann bis in das letzte Detail verstehen und erklären können.

## Die Antike wurde in der Zeit der Renaissance erfunden (falsch gedeutet und datiert)

Auch hier waren die Prozesse sehr kompliziert. Zuerst hat man eine relativ nah liegende Vergangenheit als eine zeitlich sehr weit entfernte Epoche falsch verstanden. Danach wurden die wenigen echten Quellen nicht nur falsch datiert, sondern auch noch „vervollständigt“, ergänzt und neu geschrieben. Ganze Armeen von nie existierten „antiken“ Autoren wurden erfunden und die wenigen vorhandenen Manuskripte als Imitationsgrundlage benutzt, um diesen

apokryphischen „Autoren“ „gut erhaltene“ Werke unterzujubeln.

### **Die „Römer“ der Antike waren in Wirklichkeit Zöllner und Krieger des Mittelalters**

Und wie steht es mit den „römischen“ Bauten? Die Zöllner haben selbstverständlich Zölle eingetrieben, die Krieger haben für den Frieden gekämpft und in friedlichen Zeiten an der Grenze gestanden und den Zöllnern geholfen, ihre Pflicht zu tun. Sie haben ihren Namen „Römer“ der ganzen Epoche gegeben, die erst später falsch datiert und durch unzählige historische Romane verfälscht wurde. Die „römischen“ Bauten wurden nicht von den Zöllnern und Kriegern, sondern den mit diesen gleichzeitig wirkenden Architekten und Bauarbeitern hinterlassen. Wir empfehlen, Gernot L. Geise in seinem Artikel „Das Imperium Romanum war das deutsche Kaiserreich“, veröffentlicht in SYNESIS Nr. 4/1999, nachzulesen.

### **Wir befinden uns im ersten Millennium nach Christi**

Die Historizität Christi wird von wenigen, aber sehr ernsthaften Forschern angezweifelt. Aus Respekt vor den entsprechenden Namen sollte unser Satz folgendermaßen beginnen: „*Falls Christus je lebte und falls die Umstände seiner Kreuzigung, wie sie in den Evangelien geschildert wurden, stimmen, dann ...*“. Wir werden in der Zeitschrift zeigen, welche astronomischen und kalenderbezogenen Nachrechnungen zum Schluss führen, dass Christus im Jahr 1095 gekreuzigt wurde. Eine andere interessante Frage, die wir in der Zeitschrift erforschen wollen, ist die folgende: „*Welche anderen historischen Persönlichkeiten (wahren oder fiktiven) zu der Entwicklung unserer Vorstellungen von Christus beigetragen haben?*“.

### **Die altchinesischen Kaiser lebten in Deutschland**

Auch hier wird die Lektüre empfohlen, die dem Leser zeigen soll, dass die chinesische „Geschichte“ teilweise in einer relativ späten Zeit (vor einigen Jahrhunderten) von der europäischen abgeschrieben wurde (S. dazu den Artikel von Eugen Gabowitsch, China: wie entstand und wie richtig ist die Chronologie des Altertums?, Zeitensprünge, 1999, Heft 1, 118-129).

EFODON-SYNESIS Nr. 3/2000

### **Russische Fürsten Tschingis-Chan und Batu-Chan**

Ohne die entsprechenden Bücher (leider sind sie nur in Russisch vorhanden) zu lesen, kann man sich kaum vorstellen, dass sich hinter der hier formulierten Behauptung die Überzeugung der russischen Chronologiekritiker verbirgt, die sie durch die Analyse von mehreren Quellen untermauert, dass die altrussischen Herrscher und die sogenannten Mongolenkhane in Wirklichkeit identisch sind. Wir werden versuchen, auch diese neue Hypothese mit der Zeit in unserer Zeitschrift zu präsentieren. Hier betonen wir nur ansatzweise, dass das Wort *Mongole* mit solchen wie *Menge*, *Mangel*, *Mnogo* (Russ. „viel“), *Mogul*, *Mogu* (Russ. „kann“), *Mogutschij* (Russ. „mächtiger“), *Megalion* (Gr. „groß“) etc. zu tun hat und erst im 17. Jh. zum Ethnonym geworden ist.

### **Es gab keine Mongolen im Mittelalter. Russland wurde nicht von Tatar-Mongolen erobert**

Das bedeutet, dass keine ethnischen Mongolen aus der dünn besiedelten fernen Mongolei Russland im 13. oder sogar 14. Jh. erobert haben. Ob diese Eroberer aus Nordkasachstan oder aus der Ural-Gegend kamen und ob sie türk- oder slawenstämmig waren, ob sie eine primitive orthodoxe oder arianische Religion hatten, werden wir mit der Zeit in der Zeitschrift diskutieren.

### **Die ägyptischen Pyramiden haben die türkisch-tatarisch-russischen Eroberer von Konstantinopel erbaut**

Hinter diesem umstrittenen Satz verbirgt sich eine lange Reihe der Bücher, die die ägyptischen Pyramiden immer jünger und jünger „machten“. Die lange Geschichte der Pyramidenbauten in unterschiedlichen Ländern und in Rahmen von mehreren Kulturen wird uns in dieser Zeitschrift noch lange beschäftigen.

### **Es gab keinen Iwan den Großen, Karl den Großen, Cäsar, Hannibal und Alexander**

Mit einem Dutzend Wörter kann man darüber keine Aufklärung betreiben. Trotzdem möchten wir betonen, dass mit jedem dieser Namen in der kritischen Geschichtsforschung ein separates Kapitel verbunden ist, in dem für den konkreten Namen geklärt wird, wie die Historiker zu dieser

## Zeitschrift

legendären Figur kamen und wie sie diese literarische Figur fantasievoll weiter gestalten.

### **Die größte Fälschung in der Geschichte der Menschheit ist die Geschichte der Menschheit**

Dieser Satz hat eigentlich einen einfacheren Sinn: ohne die vielen Gründe der Klitterung der Menschheitsgeschichte direkt zu nennen, wollten wir noch einmal die Tatsache betonen, dass die Geschichte massiv gefälscht und fehlerhaft geschrieben wurde. Außerdem betonen wir an dieser Stelle, dass die Naturgeschichte eine Grundlage der Menschheitsgeschichte bildet. Ohne die erste zu kennen und zu verstehen, kann die andere nicht richtig verstanden werden. Hier gibt es noch einen immensen Aufklärungsbedarf.

### **(Alte) Geschichte ist tot! Es lebe die Literaturwissenschaft! Es lebe die Archäologie!**

Die Geschichte ist als Wissenschaft tot. Sie ist nur noch eine wandelnde Leiche, ein Zombie. Aber diese Leiche kann den Boden der menschlichen Kultur gut düngen und viel Stoff für die künftige Literaturwissenschaft (auch für die künftige Geschichtsschreibung) liefern, die sich intensiv um die historischen Romane und Novellen kümmern wird, die noch bis Ende des zweiten Millenniums für historische Quellen gehalten wurden.

Mit „Es lebe die Archäologie!“ wollten wir unterstreichen, dass die Wichtigkeit der nichtchronologisierbaren Geschichte nach dem revolutionären Umbau der Geschichtsschreibung und der Chronologie enorm steigen wird. Und die Archäologie liefert uns immer neue und neue Erkenntnisse über die nichtdatierbaren historischen Kulturen.

## **2. Beweise der Nichtigkeit der Geschichtsschreibung**

### **Direkte Beweise**

Computeranalyse der Herrscherreihen in verschiedenen Ländern und der Dauer deren Herrschaft hat zahlreiche Fälle entdeckt, in welchen die entsprechenden Zahlenreihen sich fast wiederholen: die osteuropäischen Chanen, die Habsburger, die Staufer,

die römischen Kaiser, die Könige von Judäa und sogar die geistigen Väter der armenischen Kirche (Katolikos genannt) hatten allesamt die gleichen durch mehrere Generationen laufenden Herrschaftsmuster. Statistische Analysen dieser Zahlenreihen haben gezeigt, dass die Wahrscheinlichkeit der zufälligen Übereinstimmung so niedrig ist, dass man mit Sicherheit annehmen darf, dass alle die Geschichten von einer einzigen abgeschrieben wurden.

Weitere Übereinstimmungen beweisen: die frühe russische und englische Geschichte sind von den byzantinischen abgeleitet.

Seltsamerweise hören solche Übereinstimmungen nach 1600 auf!

Astronomische Retrokalkulationen, die in der gängigen Chronologie zur Unterstützung der traditionellen Datierungen verwendet werden, sind an die historischen Vorstellungen angepasst worden; wenn man sie genauer durchführt, verjüngen sich die entsprechenden Daten um tausende von Jahren.

Berücksichtigung aller kalendarischen und astronomischen Angaben über den Tag der Jesuskreuzigung führen zu einem Datum am Ende des 11. Jahrhunderts.

Mathematiker haben bewiesen: „Antike“ Sternkataloge (Im „Almageest“ von Ptolemäus zusammengefasst) wurden in den nachchristlichen Jahrhunderten 10-14 zusammengestellt und erst im 15.-16. Jh. zum ersten Mal veröffentlicht.

## Indizienbeweise

1) Kritiker der Chronologie kommen zu ihren Korrekturen der Geschichte, unabhängig voneinander und trotz der Tatsache, dass sie ganz unterschiedliche Forschungsmethoden anwenden.

Unter ihnen sind große Naturwissenschaftler wie Isaac Newton oder der russische Universalgelehrte Nicolaus Morosow, zahlreiche Mathematiker wie der führende russische Mathematiker Anatolij Fomenko (man trifft viele andere auf unseren Seiten: aus Russland und Bulgarien, aus Deutschland und Italien) und Geisteswissenschaftler wie einer der berühmtesten Gelehrten (Ende des 17., Anfang des 18. Jh.) Jean Hardoin,

Philologe Robert Baldauf, Urkundenforscher Wilhelm Kammeier oder unser Zeitgenosse Professor Gunnar Heinsohn.

2) Hätten die Historiker eine potentielle Möglichkeit gehabt, die Chronologie logisch korrekt zu begründen, hätten sie das schon längst gemacht. Die Tatsache, dass sie trotz Jahrhunderte dauernde Kritik diese Hausaufgabe vernachlässigen, bedeutet, dass dafür keine potentielle Möglichkeit existiert: die Geschichte ist innerlich widersprüchlich.

3) Sogar bei einer Computerberechnung können Fehler entstehen und in der Technik sind Zahlen immer mit einer potentiellen Genauigkeit angegeben: Abweichung in folgenden Grenzen möglich. Die chronologischen Berechnungen beruhen auf keiner genauen Messung, sondern auf menschlichen Überlieferungen, die noch dazu oft gefälscht wurden. Weil die Historiker bei den im Prinzip nicht besonders genauen Berechnungen keine Fehlerabschätzungen mitteilen, können wir vermuten, dass bei sehr vielen solchen Berechnungen Fehler zu groß sind, um mitgeteilt zu werden (die Glaubwürdigkeit geht verloren, wenn wir die Wahrheit erfahren).

4) Die natürlichste Sache der Welt sollte die Klärung der wirklichen Lage mit historischen Quellen sein. Eine vollständige Liste aller existierender historischen Manuskripte sollte jedem zugänglich sein. Umfangreiche Volltextdatenbanken sollten alle historischen Quellen beinhalten. Das Internet erlaubt diese Datenbanken allumfassend und öffentlich zu gestalten. Die genauen Angaben für alle historischen Quellen sollten die folgenden Informationen beinhalten:

- Wie viele unabhängige Exemplare des Manuskripts existierten? Bei nur einem Exemplar ist die Quelle äußerst verdächtig.
- Wie alt sind die noch existierenden Manuskripte (bei meisten Quellen sind keine Manuskripte mehr vorhanden): seltsamerweise überlebten sie die hunderte und sogar die tausende von Jahren während der „dunklen“ Epochen und verschwanden sofort nach der ersten Veröffentlichung in den letzten 5-6, die durch immer breitere Bildung gezeichneten Jahrhunderte; Und das geschah, obwohl die alten Manuskripte eine enorme - auch

finanzielle - Preissteigerung in der Zeit erlebten.

- Wo werden sie aufbewahrt, wo sind ihre Kopien und Veröffentlichungen zu finden?
- In welche Sprachen wurden sie übersetzt, und wenn in keine, wie die Werke des Chronologieklassikers Scaliger, dann warum?

Weil auch diese Hausaufgaben keiner macht, können - ja sogar sollen - wir auch punkto historischer Manuskripte sehr skeptisch bleiben.

## 3. Stand der Dinge: unsere Pläne und Probleme

Wir sind erst am Anfang. Viele Seiten werden erst konzipiert und vorbereitet. Wir planen etwa bis Mitte des Jahres den Aufbau der Webseite zu betreiben. Ab Juli könnten wir dann den Probetrieb der eigentlichen Zeitschrift aufnehmen (Interessenten dürfen sich auch früher melden). Wenn alles planmäßig läuft, werden wir dann ab Anfang 2001 die Zeitschrift in vollem Umfang führen können.

Haben Sie bitte etwas Geduld oder helfen Sie uns, diese Arbeit zügiger zu erledigen: durch Ihre Schriften zu einzelnen Rubriken und Themen können Sie unsere Arbeit beschleunigen. Wenn Sie durch unsere Seiten surfen, erkennen Sie, wie wir uns die Zeitschrift vorstellen. Dann können Sie uns Ihre Bemerkungen und Empfehlungen via Gästebuch, E-Mail oder Fax mitteilen. Oder rufen Sie mich oder eines der Redaktionsmitglieder an.

Wir brauchen nicht nur Ihre Kritik, sondern auch Ihre Mitarbeit. Wenn Sie kein aktiver Autor der chronologiekritischen Szene sind, können Sie interessante Bücher referieren, über ihre Beobachtungen schreiben, uns interessante Zitate schicken, alte Bücher einscannen, Bücher und Artikel aus anderen Sprachen übersetzen, alte Bilder und Karten untersuchen und vieles mehr. Bitte besuchen Sie die „Geschichtssalons“ in Berlin und Karlsruhe, lesen Sie die Zeitschriften „Zeitensprünge“, „EFODON SYNESIS“ und „Mitteilungen der Giordano-Bruno-Gesellschaft“. Teilweise sind sie auch schon bei uns präsentiert.

**So soll die Internet-Zeitschrift „Geschichte & Chronologie. Kritik. Kürzungen. Rekonstruktion.“ gelesen werden**

Unsere Webseite soll jedem Einsteiger oder Interessenten ohne längere Erfahrung im Bereich der Chronologiekritik und Geschichtsrekonstruktion die Möglichkeit geben, schnell einen Überblick zu bekommen, die wichtigsten Informationsquellen kennenzulernen und genügend Lesestoff zu erhalten, um sich in die Thematik einzuarbeiten zu können. Dafür wollen wir in erster Linie sämtliche Internetressourcen ausfindig machen, die sich mit unserer Thematik beschäftigen, sie als Links anschließen und in thematisch übersichtlicher Form auf unserer Webseite präsentieren.

Selbstverständlich werden wir auch die entsprechende Erwähnung unserer Webseite auf anderen relevanten Webseiten begrüßen, stellen aber diesbezüglich keine Bedingungen. Sämtliche Dateien, die wir präsentieren, können für den persönlichen Bedarf kopiert und dürfen in elektronischen Medien unter Erwähnung unseres Copyrights verbreitet werden. Copyright bezüglich Veröffentlichungen (auch nach der Übersetzung in eine andere Sprache) für einzelne Texte liegt in den Händen der namentlich bezeichneten Autoren. Copyright für Texte, die keinen namentlich gezeichneten Autor aufweisen, liegen beim Administrator.

Um die Benutzung von „Geschichte & Chronologie“ zu optimieren und die teuren Telefongebühren zu minimieren, empfehlen wir die Sie interessierenden Dateien während des Surfens durch unsere Rubriken und Unterrubriken auf die eigene Festplatte zu kopieren und später - nach der Abschaltung vom Internet - in Ruhe zu lesen. Sollten Sie damit Schwierigkeiten bekommen, schreiben Sie uns bitte darüber.

Die beste Möglichkeit, der Redaktion eigene Meinung mitzuteilen, gibt jedem Leser unser Gästebuch. Hier können kritische Bemerkungen, Empfehlungen, Korrekturen etc. aufgeschrieben werden.

## 4. Redaktion

Die Zeitschrift wird in Karlsruhe „gemacht“ (geführt), wo zwei Mitglieder der Redaktion (ich als Administrator und Dr.-Ing. L. Ratner als technischer Direktor) ihren Wohnsitz haben. Im übrigen wird auf den internationalen Charakter der Redaktion Wert gelegt. Mehrere Länder sind schon in der Redaktion vertreten. Mit Forschern aus anderen Ländern

(Frankreich, Spanien, Österreich) werden Gespräche geführt. Außer den genannten Redaktionsmitgliedern hat sich noch Dr. Horst Friedrich bereit erklärt, in der Redaktion mitzuwirken (weil er ohne Internetanschluss ist, werden noch die entsprechenden technischen Modalitäten diskutiert).

Weil die Redaktionsmitglieder auch zu unseren Autoren gehören, haben die meisten auch noch eigene Autorensseiten in der Zeitschrift.

## Wir sind keine Radikalen. Wir wollen nicht ideologisieren

Unter den Chronologiekritikern gibt es radikale Wissenschaftsgegner, die behaupten, dass die Wissenschaften (wie die Philosophien & Religionen) zu kollektive Verdrängung leistenden Großdenksystemen gehören, die besser nicht leben sollen. Wir teilen diese total kritische Einstellung in dieser Allgemeinheit nicht, obwohl uns die enormen Probleme bewusst sind, die mit der Anerkennung von neuen Ideen und Theorien durch die Wissenschaft verbunden sind. Unsere Position ist eher der aus dem Buch [2] nah.

Auch die weiteren radikalen Forderungen wie ein totales Verbot der Benutzung von Namen (die Vernachlässigung aller Personennamen zugunsten sachbezogener Terminierungen) mit der folgenden Begründung: etymisierte Erinnerungen pervertieren unbewusst die Sachverhalte; um Traditionen jeden Einfluss zu nehmen, verwendet man möglichst unabhängig bleibenden programmatischen Klartext, wie er sich in Abkürzungen und Akronymen sowie ohne Bezüge auf (insbesondere aktuelle) Personennamen darstellen lässt, wird von der Redaktion nicht akzeptiert. Jeder Autor darf eigene Schriften so verfassen, wie er will, wenn nur die Bedingungen für Autoren aus [1] erfüllt bleiben. Und das bedeutet, dass man auf die Namensnennung nicht verzichten kann: unsere Zitierungsregel und Anforderungen an die Literaturverweise verlangen die in der wissenschaftlichen Literatur üblichen Erwähnungen der entsprechenden Autoren.

Unsere chronologiekritische Forschung dient keinen ideologischen Zwecken. Wir sind bemüht, die historische Wahrheit herauszufinden und protestieren gegen jede Instrumentalisierung unserer Forschungsergebnisse

für politische Zwecke: für rechte oder linke Ideologie, für Antiklerikalismus oder antiwissenschaftliche Position, für territoriale Ansprüche oder andere tagespolitische Argumentation, für Nationalismus oder Rassismus.

## 5. Diskussionsrunde

In der Internet-Zeitschrift „Geschichte & Chronologie“ werden verschiedene inhaltliche Diskussionen geführt. Diese Diskussionen können in den einzelnen thematischen Rubriken in Form von Artikeln und Reaktionen auf diese stattfinden. In der Rubrik „Diskussionen“ möchten wir solche Diskussionsbeiträge platzieren, die zu allgemein sind, um in die einzelnen Rubriken zu passen (z.B. die Thematik von mehreren Rubriken berühren) oder die allgemeine Situation in der chronologiekritischen Szene kontrovers beschreiben. Heute sind in dieser Rubrik bereits eine Reihe von Diskussionsbeiträgen vorhanden.

## 6. Literatur (Bibliothek, Archiv)

### Zeitschriften; Inhaltsangaben

In Deutschland beschäftigen sich bereits viele Forscher mit Fragestellungen der Chronologiekritik und Geschichtsrekonstruktion. Die von Dr. H. Illig herausgegebene Zeitschrift \* „Zeitensprünge“ (Kurz ZS, auch \* Heft 2/1999 und \* Mantis Verlag), hat eine Auflage erreicht, die bei spezialisierten wissenschaftlichen Zeitschriften üblich ist. ZS zählen Veröffentlichungen von rund 100 verschiedenen Autoren.

Die Vereinszeitschrift \* „EFODON SYNESIS“ (Redakteur Gernot L. Geise) veröffentlicht regelmäßig Artikel zu der Thematik von Geschichte und Chronologie und Leserbriefe zur Lage in der deutschen chronologiekritischen Szene. Die Vereinszeitschrift „Mitteilungen der Giordano-Bruno-Gesellschaft“ hat vor kurzem angefangen, Artikel zu unserer Thematik zu veröffentlichen.

## 7. Organisatorisches

Die folgenden Unterrubriken sind heute schon vorhanden:

Gesellschaft für die Rekonstruktion

der Menschheits- und Naturgeschichte

Deutsche Vereine (International) Society for Interdisciplinary Studies  
Society for Historical Research

Bedingungen für Autoren

Berliner Geschichtssalon

Karlsruher Geschichtssalon

Die letzte Rubrik (und sie spielt für uns selbstverständlich eine besonders wichtige Rolle) ist folgendermaßen organisiert:

## KGS 2000

- Sintflut - ja, aber wann? Katastrophentheorie überflutet die Chronologie. Einladung zur ersten Sitzung des Jahres 2000
- Wer waren die Römer wirklich? Zur Anatomie der „römischen“ Chronologie. Einladung zur zweiten Sitzung des Jahres 2000
- Indienabend im KGS. Indienreisende berichten & Misere der indischen Chronologie. Ankündigung der dritten Sitzung des Jahres 2000 und der Frühlings-Ausflüge zu den megalithischen Stufenpyramiden

## Deutsche Vereine, die chronologiekritische Themen erforschen

### CELTICA VIPS e.V.

Geschichte und der heutige Stand der Dinge: CELTICA VIPS e.V. Stufenpyramiden in Deutschland entdeckt! Neue Funde: Leere Grabkammer (Fotos, Links: bitte links blättern) Ähnliche megalithische Funde wurden durch einen Verein aus Österreich gemeldet.

Interessant: Ähnliche Probleme mit Fund-Akzeptanz wie CELTICA VIPS hat man auch in Mitteldeutschland. Man befasst sich dort mit dem Königsgrab von Seddin.

Ein Appell an die Fachkräfte (Archäologen, Denkmalpfleger etc.). Die Einladung zum Vortrag im Karlsruher Geschichtssalon über die Pyramiden bei Karlsruhe (Vorgetragen hat der Entdecker der Kraichgauer Stufenpyramiden Walter Haug). Die Einladung, die Pyramiden bei Karlsruhe zu besichtigen: Führung durch den Entdecker Walter Haug. Die Thesen zum neuen (künftigen) Vortrag im Karlsruher Geschichtssalon über die Pyramiden bei Karlsruhe (Vortragender Entdecker der Kraichgauer Stufenpyramiden Walter Haug).

### EFODON e.V.

Mehrere Male haben wir die Internetseiten des EFODON e.V. „angezapft“. Nicht nur EFODON e.V. als Verein, sondern auch Artikel zur Geschichtskritik und –rekonstruktion aus SYNESIS, die auf der Webseite des EFODON e.V. zu finden sind, können heute aus den entsprechenden Rubriken unserer Zeitschrift direkt erreicht werden.

Die weitere Kooperation mit dem EFODON e.V. soll dazu führen, dass auch Artikel, Buchbesprechungen und weitere geschichtskritische Materialien aus alten SYNESIS-Heften in unserer Zeitschrift einen Platz im Archiv finden.

## 8. Schlusswort: Wollen wir bessere Historiker als die Historiker sein?

Soll unsere Online-Zeitschrift „Geschichte & Chronologie. Kritik, Kürzungen, Rekonstruktion“ noch eine historische Zeitschrift werden? Oft wurde ich von meinen Kritikern mit Historikern verglichen. Vermutlich soll mir das imponieren. Tut aber nicht: ich bin kein Historiker und will auch keiner werden. Ich bin in letzten Jahren ein Kritiker der Chronologie und der Geschichtsschreibung geworden, aber kein Historiker.

Ich bin sicher, dass Prof. A. Fomenko inzwischen viele Kapitel der Geschichte besser kennt, als fast jeder Historiker. Trotzdem ist er kein Historiker geworden, weil er nicht historisch sondern logisch denkt (Historisch zu denken bedeutet, jedem Unsinn zu glauben, wenn es nur in der Quelle steht und in die konventionelle Historiographie passt. Historisch zu denken bedeutet jeden klaren Hinweis in den Quellen für einen Fehler des Chronisten zu erklären, wenn dieser Hinweis der konventionellen Historiographie widerspricht).

Wir sind an der Zusammenarbeit mit Historikern interessiert, die instande sind, logisch und kritisch zu denken. Wir freuen uns, einen professionellen Historiker (Prof. Dobroljubskij) in der Redaktion zu haben. Trotzdem wollen wir keine Historiker werden, sondern Chronologiekritiker und Geschichtsrekonstrukteure bleiben.

Wer eine Novelle sachkundig kritisiert, muss nicht unbedingt selber Schriftsteller sein. Wer mit einem Auto nicht zufrieden ist und seine

Mängel sehr detailliert auflistet, ist noch kein Ingenieur oder Autokonstrukteur. Die Bäume versperren die Sicht in den Wald. Genau so wollen wir den chaotischen Zustand in der Geschichtsschreibung von draußen untersuchen.

Ein Historiker zu sein ist kein Kompliment für mich. Ich bedauere die Historiker: sie werden wie Altkommunisten mal vor dem Trümmerhaufen der Dogmen stehen, an die sie so vehement geglaubt haben. Und ich bedauere die Geschichtskritiker, die eine Anerkennung unter den Geschichtsgelehrten suchen: für das angestrebte Ziel werden sie teuer bezahlen müssen: sie werden andere Kritiker verraten und sogar mit eigenen Händen (Pardon, Federn) kaputt machen müssen.

In meiner akademischen Laufbahn, die schon 40 Jahre dauert, habe ich mehrere Leute erlebt, die unbedingt etwas anderes sein wollten, als das, was sie waren. Physiker wollten unbedingt als Mathematiker Anerkennung finden (und konnten dabei keinen einzelnen Beweis logisch korrekt aufschreiben), Mathematiker als Schriftsteller. Das geht schon etwas leichter: trotzdem, nicht jedem ist das so gut wie Solschenitsyn etc. gelungen.

Angesichts all dieser Tatsachen werden wir keine historische, sondern eine der Geschichtsschreibung gegenüber kritisch stehende Zeitschrift führen. Ich wünsche allen, die sich über die chronologiekritischen Themen und Argumente informieren möchten viel Spaß beim Blättern und erwarte Ihre Äußerungen und/oder Bemerkungen sowie Ihre schriftlichen Beiträge so bald wie möglich.

## Literatur

1. Eugen Gabowitsch, *Eine elektronische Zeitschrift zur Geschichtsrekonstruktion, EFODON SYNESIS, Nr. 34, 1999, Heft 4 (Juli/August), 29-32.*
2. Horst Friedrich, *Einer neuen Wissenschaft den Weg bannen, EFODON, 1996*
3. Horst Friedrich, *Erdkatastrophen und Menschheitsentwicklung. Unser kataklysmisches Ur-Trauma, EFODON, 1999.*
4. Heinrich P. Koch, *Der Sintflut-Impakt. Die Flutkatastrophe vor 10.000 Jahren als Folge eines Kometeneinschlags, Peter Lang, 1998*

# Das französische Universalpendel (UP)

© Dr. Marianne Budke-Daeg  
veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 39 (3/2000)

## Einleitung

Das Universalpendel (UP) wurde nach ägyptischen Vorbildern von Chauméry, Bélizal und Morela in den frühen dreißiger Jahren in Frankreich entwickelt. Es ist in einigen osteuropäischen Ländern wohlbekannt und viele Radiästheten arbeiten damit, wie ich Anfang der neunziger Jahre in Polen feststellen konnte. In den deutschsprachigen Ländern wurde es in den achtziger Jahren von Herrn Milewski (1) eingeführt.

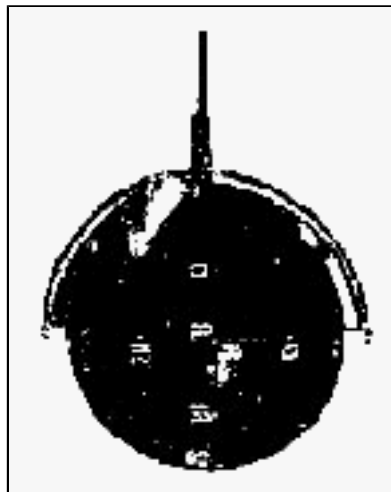


Abb. 1: Das französische Universalpendel (UP)

Das UP ist grundsätzlich etwas Anderes als die von vielen Radiästheten benutzten "Indikatoren am Biosystem Mensch", mannigfaltiger Formen von Einhand- (Tensoren, Pendel, Hakenruten) und Zweihandruten (horizontal, vertikal), die ohne spezifische Abstimmtechniken benutzt werden. Im Unterschied zu diesen Indikatoren wird das UP als radionisches Instrument bezeichnet.

Über Konstruktion und Handhabung gibt es zwei französische Bücher von Chauméry & Bélizal (2) und ein deutschsprachiges Heft (3), sowie ein Video von Herrn Milewski.

Auf dem UP, das die Form eines Globus hat (Abb. 1) können Werte auf drei verschiedenen Qualitätsskalen (EM auf dem Äquator, M und E auf zwei Meridianen) eingestellt werden. Die Qualitätswerte sind ähnlich wie bei der Skala von Bovis in Farben kalibriert, reichen aber nicht nur von Rot bis Violett, sondern darüber hinaus gibt es Werte, die mit IR, Schwarz, sechs griechischen Buchstaben bezeichnet werden, die sich bei Grün (-) treffen (Abb. 2).



Vordergründig betrachtet wäre das UP damit auf einen Ausschnitt des elektromagnetischen Spektrums (EM-Spektrum) kalibriert, von dem wir mit unserem Sinnesorgan Auge den Ausschnitt von 7500 Å (750 nm), dem Rot, bis zu 4000 Å, dem Violett, sehen können. Das sich an Rot anschließende Gebiet von IR lässt sich noch mit dem Sinnesorgan Haut als Wärmestrahlung spüren, und der kurzwellige Bereich im UV ist mit geeigneten Messmethoden zu identifizieren.

Dass die UP-Qualitäten, die zwar in "Farben" kalibriert sind, nur sehr bedingt etwas mit dem EM-Spektrum zu tun haben, dessen Ausschnitt zwischen 4000 und 7500 Å wir als Farben wahrnehmen, erkennt man sehr schnell, wenn man UP-Qualitätsanalysen (im folgenden "Farbanalysen" genannt), an grauen Steinen macht. Optisch mögen sie ähnlich erscheinen, jedoch zeigt die UP-"Farbanalyse" große Unterschiede.

Die Handhabung des UP ist einfach:

Man richtet die Aufhängekordel auf den zu untersuchenden Gegenstand (dies ist für die Anfänger eine Hilfe, das Bewusstsein auf das "Zielobjekt" zu fokussieren). Dann geht man systematisch durch die Farbeinstellungen von Weiß bis Schwarz und die griechischen Buchstaben auf allen drei Großkreisen und beobachtet, wo eine Resonanz entsteht.

Die Anzahl der Umdrehungen ist ein Maß für die Intensität dieser Resonanzeinstellung. Das einzig Schwere für den Anfänger scheint, "klare Resonanzen" zu erhalten. Dies bedarf einiger Übungszeit an einem Kalibrierungsobjekt wie z.B. einer Farbkarte.

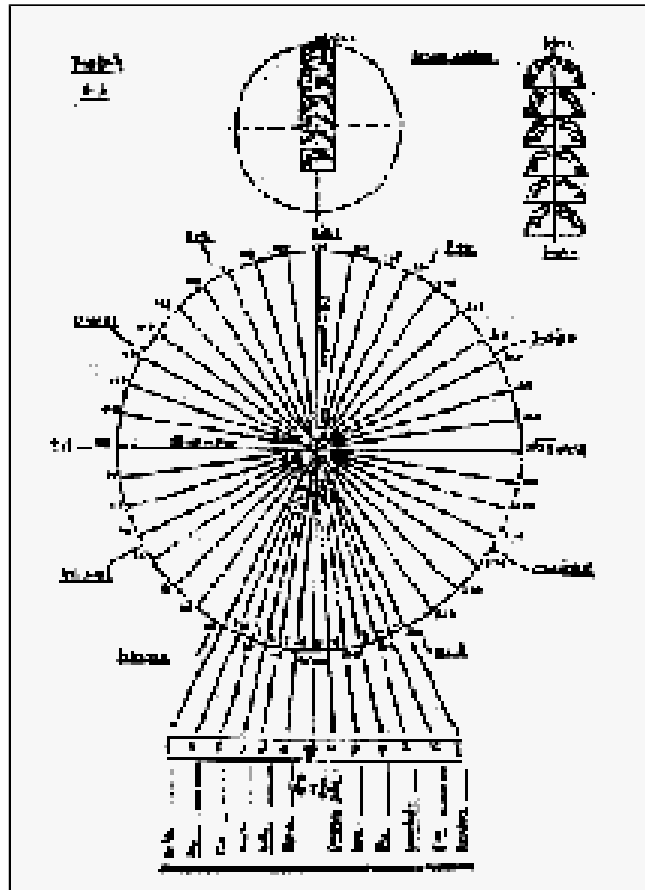


Abb. 2: Kalibrierung des UP in "Farben"

Das UP kann

- a) zur Diagnose benutzt werden. Dabei treten immer die gleichen Resonanzen auf, egal, in welchen Abständen man das Experiment wiederholt.
- b) zur Veränderung/Wandlung, beim Menschen "Therapie" genannt, eingesetzt werden. Im Unterschied zur Diagnose gibt es keine Resonanzen mehr, wenn man die richtigen "Therapieeinstellungen" getroffen hat.

## *Anwendungsgebiete mit drei Beispielen*

Das UP eignet sich besonders gut zum Erfassen von

- Material-"Strahlern"\*/"Saugern" (I) und
- Form-"Strahlern"/"Saugern" (II)

Beide sind mit anderen Methoden, außer der Lecherantennen-Methode, nur schwer bestimmbar. Sie wirken auf die feinstofflichen Systeme des Menschen (=FES\*\*) und nicht direkt auf die Physis.

## *Das Universalpendel*

- liefert außerdem hilfreiche Zusatzkriterien in Geobiologie und Geomantie, und bei der Untersuchung von Feldveränderungsgeräten (“Entstörgeräten”),
- kann zur Diagnose und Therapie/Wandlung an lebenden Wesen benutzt werden.

### *I) Material-“Strahler”*

Das UP ermöglicht, verschiedene Qualitäten von Materialien zu erfassen und diese wiederzuerkennen, z.B. Steine, Mineralien, Metalle, Synthetikmaterialien.

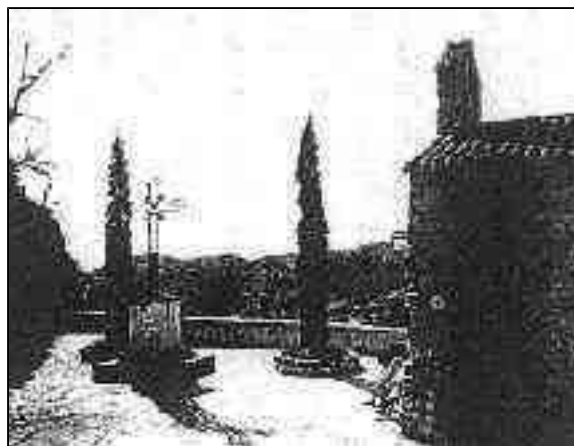
### *II) Form-“Strahler”*

#### *Beispiel 1: Kreuze*

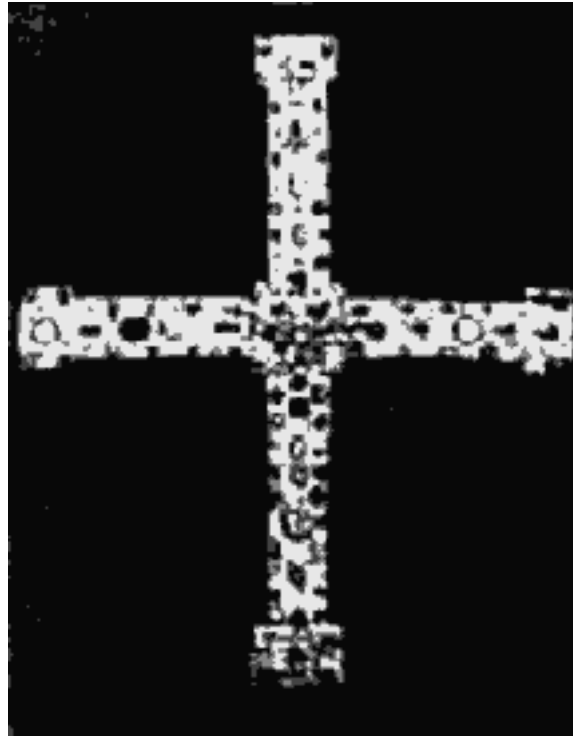
Macht man UP-Analysen auf beiden Seiten des Kreuzes, so erhält man sehr verschiedene Werte. Damit kann man nachvollziehen, dass in früheren Jahrhunderten Kreuze sehr bewusst aufgestellt wurden, so dass die für die meisten Menschen “positiv”\*\*\* abstrahlende Seite zum Beschauer gerichtet war, die “Saugerseite” weg von den Bezugspersonen.

Abb. 3 zeigt ein Kreuz an der Stadtmauer von Baux (Frankreich) mit der “strahlenden” Seite zur Stadt.

Eine interessante Möglichkeit gab es auf der Salierausstellung 1992 in Speyer, alte Originale aus der Zeit zwischen 1024 und 1123 zu überprüfen.



*Abb. 3: Kreuz an der Stadtmauer der Bergstadt Baux (Frankreich)*



*Abb. 4: Vortragekreuz aus dem Jahr 1070 (Salierausstellung Speyer 1992)*

Abb. 4 zeigt ein Vortragekreuz von 1070 mit der ausstrahlenden Seite nach hinten, also zur Prozession.

Bei Kreuzen auf Bischofsgewändern ist die Strahlerseite nach innen - also zum Kreuzträger - gerichtet, desgleichen bei Kreuzen, die am Körper getragen werden. Die kostbaren Verzierungen sind jedoch auf der nach außen gerichteten "Sauger"-Seite angebracht.

Damals wußte man noch sehr genau, wie man die Kreuze zu gestalten hatte, während bei modernen Kreuzen die positiven Seiten statistisch nach hinten und vorne verteilt zu sein scheinen.

Zur Illustration eine kleine Geschichte über Kreuze auf Gewändern: In meiner radiästhetischen Anfangszeit traf ich auf einem Seminar in Italien einen italienischen Mediziner, der eine ganze Sammlung von farbigen Bildern von Päpsten, Heiligen und kirchlichen Würdenträgern mitgebracht hatte. Er war sehr erstaunt, dass einige Bilder negativ testeten und animierte die Seminarteilnehmer, es nachzuprüfen. Er selbst schloss aus dem "Negativ"-Test auf entsprechende psychische bzw. moralische Qualitäten des Abgebildeten. Nach längeren Versuchen an den Bildern begann ich rein spielerisch, Teile des Bildes abzudecken, und konnte so die "negative Strahlung" in einem Kreuz auf dem Gewand orten. Kenntnisse des UP zu damaliger Zeit hätten diese Missdeutungen gar nicht erst aufkommen lassen. Das Beispiel zeigt, wie vorsichtig man mit Deutungen sein sollte, und wie Deutungen beschränken können.

Man sollte die Fakten, auch wenn sie einem noch unverständlich erscheinen, nur registrieren, bis sie sich dann vielleicht eines Tages auflösen.

*Nichts voreilig deuten* wäre damit der dritte Grundsatz für radiästhetische Arbeiten, zu Grundsatz 1 *nichts wollen und frei von Emotionen zu sein* und Grundsatz 2 *absolute Fokussierung des Bewusstseins auf das zu Mutende.*(4)

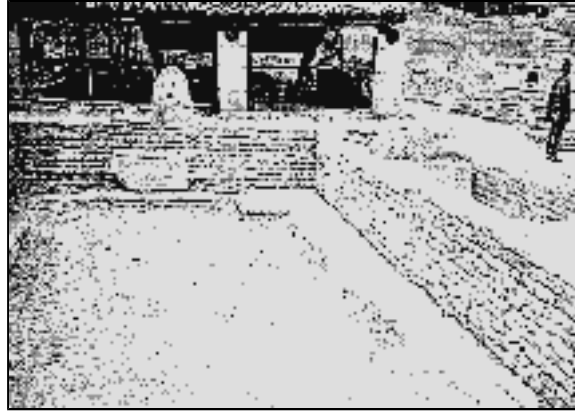


Abb 5: Therme in Glanum (Frankreich), etwa 50 v.Chr.

### **Beispiel 2:**

#### ***Hohlräume (wie Wasserspeier), die als "Sauger" wirken***

Das Beispiel soll zeigen, wie sich durch die UP-Analyse Originale von Replika unterscheiden lassen.

In der alten griechischen Siedlung *Glanum* (Frankreich) steht der Kopf eines wasserspeienden Flussgottes an einer der ältesten Thermen Galliens. Der *Dieux fleuvres* aus der Zeit um 50 v.Chr. ist im Ausgrabungsareal gut zugänglich. Einen gleich aussehenden Kopf fand ich später im Museum von St. Remy, und das war das Original. Das Replika am Becken (Abb. 5 und 6) wurde aus gleichem Naturstein angefertigt, zeigt aber gänzlich andere UP-Werte (Abb. 7). (5, 6)



Abb. 6: Dieux Fleuvre

### **Beispiel 3:**

#### ***Eine Statue, die vom Künstler bewußt gestaltet wurde***

Das *Cenotaph de Manville* in der Kirche *St. Vincent* in *Baux* (Frankreich) wurde 1903 von einem Künstler geschaffen, offensichtlich von einem Wissenden.

Die Statue ist aus weißem Marmor (Abb. 8 und 9) hergestellt, sie hält einen Hammer (Abb. 10) und hat eine Haarausparung (Abb. 11) auf dem vorderen Kopf. Die UP-Analyse (Abb. 12) zeigt am ganzen Körper und den beiden Handrücken nur die UP-Farbe weiß, doch der in gleichem Marmor gestaltete Hammer zeigt Rot und einige griechische Buchstaben.

Die Haarausparung zeigt alle UP-Farben, aber nur auf der Skala E, und der Strahl aus dieser Haarausparung ist schräg nach oben in den Raum gerichtet. Die Haarausparung und der Hammer besitzen eine "Sauger"-Wirkung.

Die Art, in der die Statue von dem Künstler geschaffen wurde, erinnert an die Bilder von Grünewald, wo auch die gemalten Pflanzen die gleichen Lecherrutenwerte zeigen, wie sie diese Pflanzen in der Natur haben. (7)



Abb. 7: UP-Analyse des Dieux Fleuvre an Original und Replika.

## Zusammenfassung

Das Arbeiten mit dem UP erschließt dem Radiästheten neue Gebiete und macht sie durchlässig. Das soll nicht heißen, dass es nicht auch andere Methoden gibt, Gleiches zu erreichen, aber das Arbeiten mit dem UP scheint mir ein einfacher und bequemer Weg zu sein.

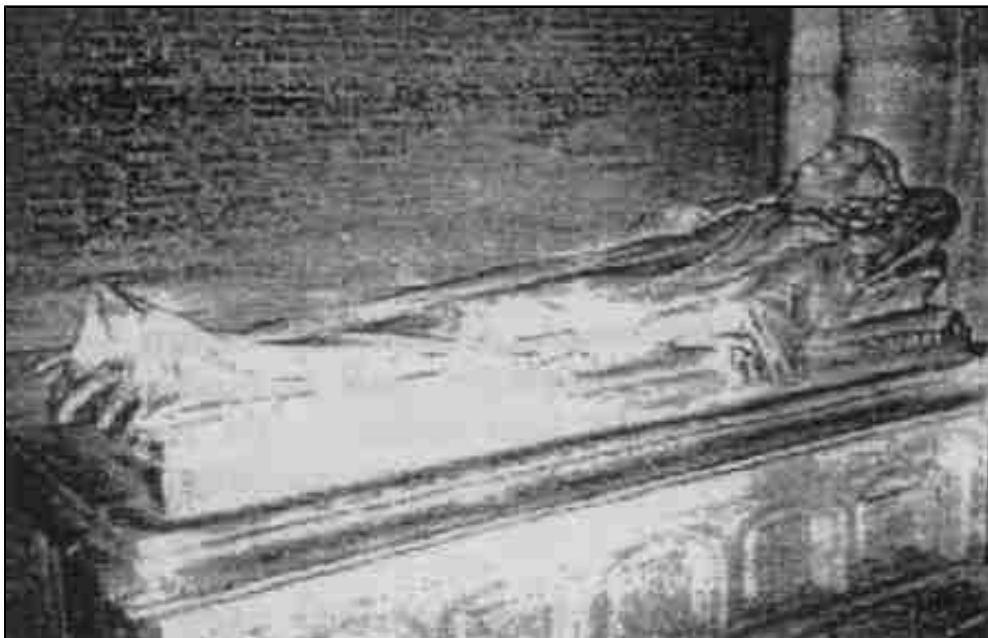


Abb. 8: Cenotaph de Manville von 1903 in Les Baux (Frankreich)

- Wir werden auf Spuren von Meistern geführt, die noch bewusst zu gestalten verstanden.
- Es ermöglicht zwischen gleich erscheinenden Objekten zu unterscheiden wie zwischen Original und Replika.

- Es lassen sich Material- und Formstrahler/Sauger einfach orten, die individuelle Wirkung auf uns haben. Ist die Wirkung stärkend, so mögen sie als “Kraftobjekte” gelten. Ist sie schwächend, so sollte man sie versetzen oder meiden.
- Es gibt uns Einblicke in Teilbereiche unserer eigenen FES. Wir können lernen, wo und welche “Strahler”/“Sauger” uns überhaupt z.Z. beeinflussen. Wir lernen, welche Imbalancen bei uns vorliegen, wo Labilitäten vorhanden sind, und wir können diese im Rahmen der UP-Qualitäten ausgleichen.

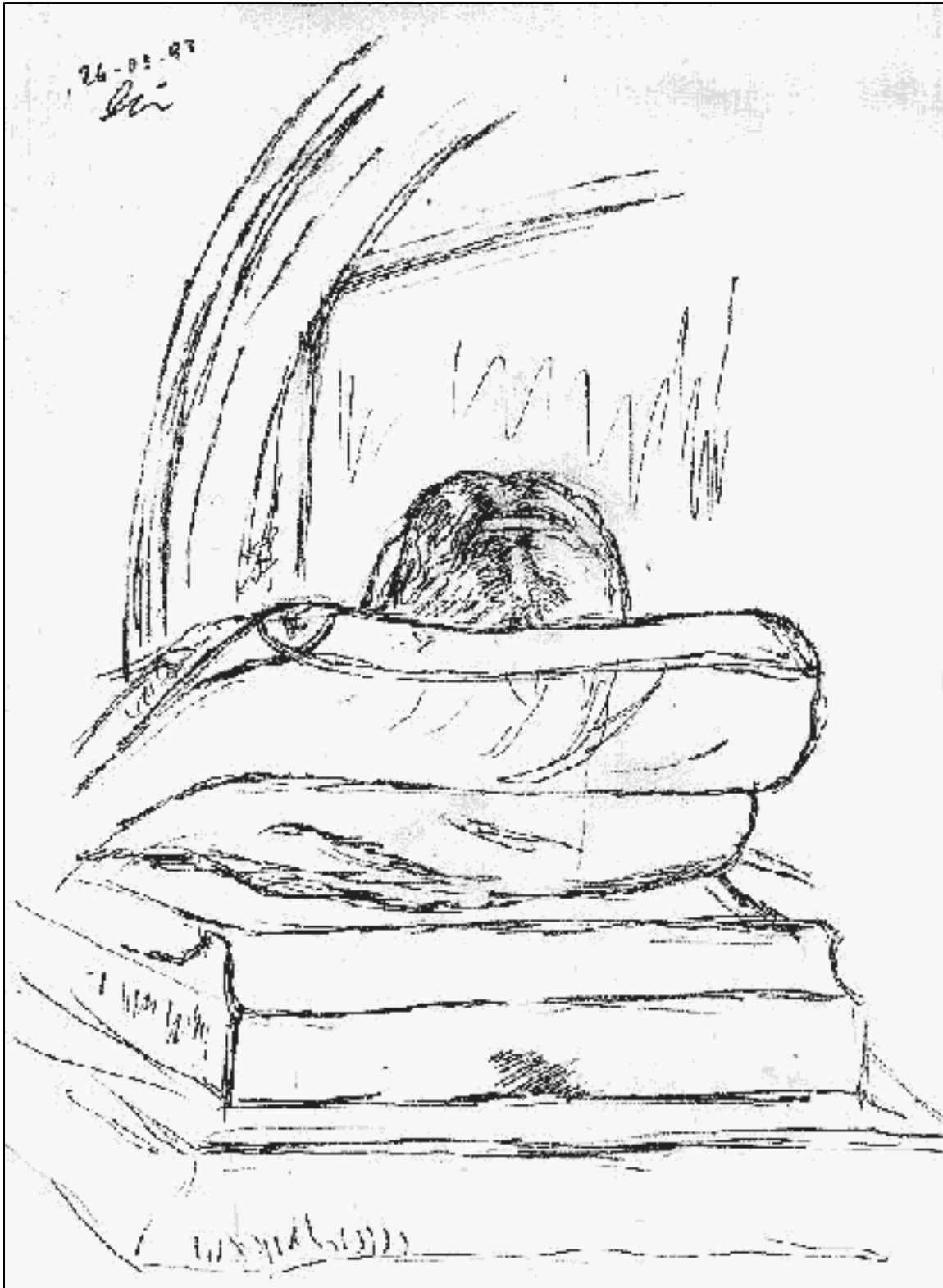
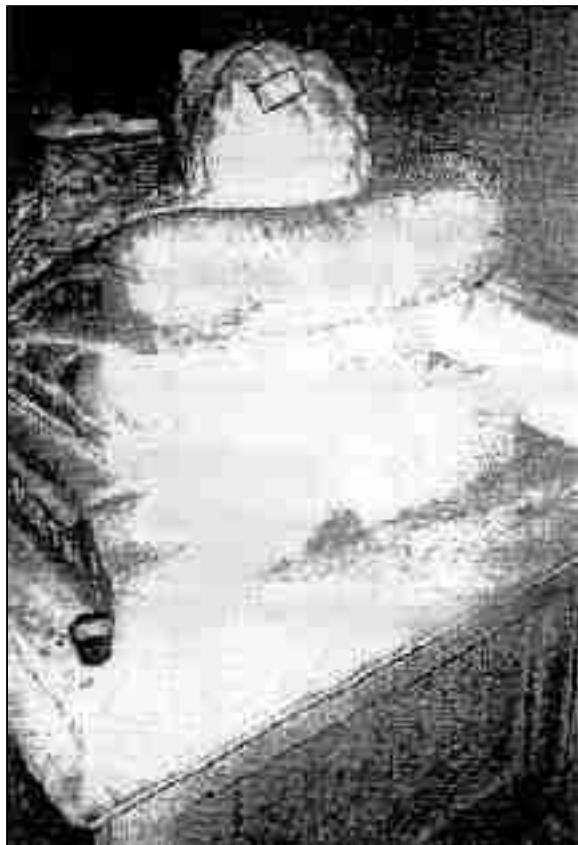


Abb. 9: Der Cenotaph de Manville von 1903 in Les Baux (Frankreich), hintere Ansicht (Zeichnung: © G. L. Geise)





*Abb. 10: Cenotaph de Manville von 1903 in Les Baux (Frankreich). Der Hammer ist leider nicht erkennbar.*



*Abb. 11: Die Haarausparung am Hinterkopf*

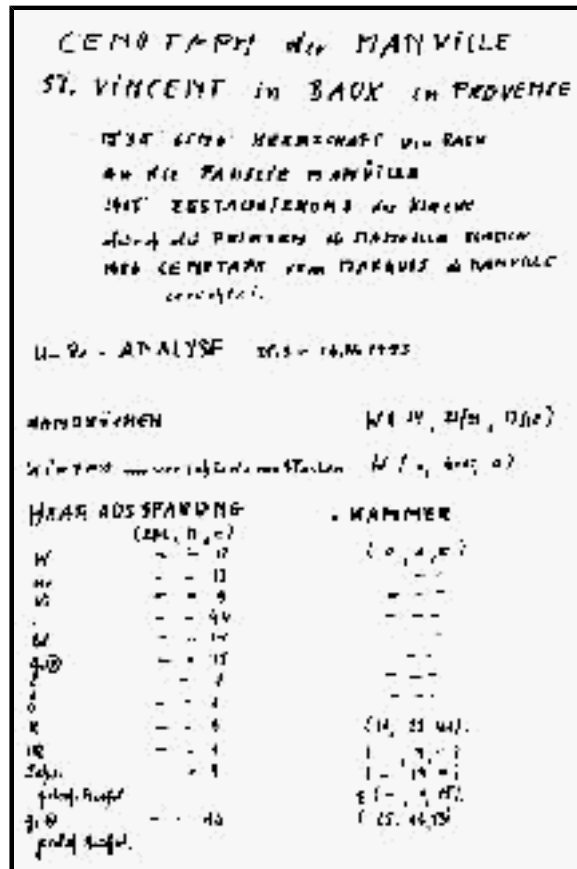


Abb. 12: UP-Analyse der Figur

Dies möge als kleine Auswahl von Anwendungsgebieten das Interesse für das Arbeiten mit dem UP wecken und Sie zu eigenen Entdeckungsreisen anregen.

## Anmerkungen

- \*) "Strahler" ist im ursprünglichen Sinne des Wortes zu verstehen, also nicht auf EMFs beschränkt.
- \*\*\*) Unter FES = feinstoffliche Systeme verstehe ich eine Serie von ganz konkret erfassbaren und beeinflussbaren Systemen, die der Physis übergeordnet sind. Einige der bekannten Diagnose- und Beeinflussungsschienen sind die Meridiansysteme, Reflexzonen, Plexe etc. Man kann gut und wiederholbar damit arbeiten, wenn uns auch wissenschaftliche Erklärungen fehlen. Zu den FES-Systemen gehören auch die drei mit dem UP zu identifizierenden und beeinflussenden Qualitäten EM, M und E, die auf den drei Großkreisen des UP in Farbwerten kalibriert sind.

Longitudinale und transversale Felder (dazugehören auch Elektro- und Akustiksmog), geopathische Belastungen sowie Einfluß von Form- und Materialstrahlern etc. wirken direkt auf die FES. Erst nach Dauer- oder immerwiederholten Einwirkungen zeigen sich physische Symptome, die zu sogenannten "Krankheiten" führen können.

- \*\*\*\*) Die im folgenden häufig gebrauchten Ausdrücke *positiv*, *zuträglich*, *stärkend*

oder *stark bleibend* und *negativ, abträglich, schwächend* sind im Sinne kinesiologischer Muskelteste zu verstehen und damit ein gutes Maß für Wirkungen auf den individuellen Menschen.

## **Literatur**

- (1) Milewski: Öst. Verband für Radiästhesie und Geobiologie, Okt. 1990, Agathenhof (Vortrag)
- (2) Chauméry & Bélizal
  - Essai de Radiesthésie Vibratoire, Nr. 1097, RGS Verlag
  - Physique Microvibratoire et For-ces invisibles, Nr. 1098, RGS Verlag
- (3) Milewski/Minikus/Güpfert: Radionik, der frz. Universalpendel (UP)
- (4) Budke-Daeg: Elektrosensibilität, W. B. M. 2/95
- (5) Budke-Daeg: Das "Erdchakra" in Krakau, Mitt. Blatt Öst. Verbd. für Radiästhesie und Geobiologie, Nr. 39, Okt 1992
- (6) Budke-Daeg: Muten von Umweltfaktoren, Mitt. Blatt Nr. 47, Dez. 1994 (s. 5)
- (7) Oehme-Rehm: Die magischen Farben des Mathias Grünewald, 2. Int. Symposium 1987, Innsbruck, Radiästhesie-Physik-Naturwissenschaft.

Abbildungen: © Dr. M. Budge-Daeg

---

---

# Bibliothek alter Werke



## Nikolaus Morosow: „Die Offenbarung des Johannes“ (Stuttgart 1912)

Buchbesprechung von Uwe Topper

Zwei für unsere Chronologie-Arbeit grundsätzlich wichtige Standpunkte Morosows sind herauszulösen aus diesem großartigen Werk: einmal die Deutung der Offenbarung im Sinne der Astrologie und Astronomie, wodurch Morosow sogar den Erstellungszeitpunkt dieses Buches berechnen konnte, und zum anderen die quellenkritische Sicht dieses Naturwissenschaftlers, die frei von der dogmatischen Verblendung der Kirche ist und einen neuen Blick auf die frühen Kirchenväter erlaubt.

Morosow war nicht der erste, der die Gestirnskonstellationen als Hintergrund für viele Aussagen der *Offenbarung des Johannes* gedeutet hat. An zahlreichen Stellen kommt man nicht umhin, die Ausdrücke des Johannes auf Sternbilder zu beziehen. So sind z.B. mit den »vielen Augen inwendig und rundum« (Kap. 4, Vers 6) ganz offensichtlich die Sterne am Nachthimmel gemeint. Da sind (in Kap. 4, Vers 4) die 24 Ältesten vor dem Thron, die nach babylonischem Vorbild stets als die 24 Tagesstunden aufgefasst wurden. Die vier Hauptengel oder evangelischen Gestalten (4, 7: Löwe, Stier, Wassermann und Adler) können ohne Schwierigkeiten als die Kardinalpunkte des Jahres, als Jahreszeiten-Anzeiger gesehen werden; sie sind tatsächlich häufig so gedeutet worden. Wer dann die vier apokalyptischen Rosse als Planeten sieht, wie Morosow es tut, folgt einer strengen Linie, die aber das Herkömmliche bereits verlässt. Bezüge zu Finsternissen oder gar Wettererscheinungen (Sturm und Gewitter) sind weitere Deutungsmöglichkeiten, die Morosow voll ausnützt. Da die Visionen des Johannes äußerst lebendig

beschrieben sind, kann man derartige Naturereignisse einbeziehen. Ob nur diese Äußerlichkeiten gemeint waren, ist fraglich; ich möchte dies verneinen.

Was dem Naturwissenschaftler Morosow leicht fiel - nämlich die Rückberechnung des Zeitpunktes der Vision - ist für uns heute nicht mehr ohne weiteres akzeptabel. Wir haben durch die Einbeziehung der Katastrophen, die gerade in der *Johannesoffenbarung* zahlreich und tonangebend beschrieben sind, eine relative Betrachtungsweise gelernt: es könnte ja durchaus sein, dass sich die Erdbewegung (vielleicht sogar auch die eine oder andere Planetenbewegung) seit jenem Zeitpunkt geändert hat, weshalb eine astronomische Rückberechnung ins Leere zielen könnte.

Morosow nimmt auch an, dass es sich im ganzen Buch um eine einzige Vision handelte, was dem Text m.E. widerspricht. Ich selbst habe (1993, S. 352 ff) ausdrücklich zwei durch mehrere Jahre getrennte Entstehungsepochen herausgeschält und innerhalb jeder Epoche wiederum sieben Visionen oder Bruchstücke davon gefunden.

Nun könnte natürlich eine erste Vision immer noch nach ihrer Sternstellung berechnet werden (vorausgesetzt, dass seitdem keine Katastrophe kosmischen Ausmaßes stattgefunden hätte) und diese im Jahre 395 nach Christus angeordnet werden, wie Morosow es tut. Wenn andere Rückberechner (nach 1260 AD) den Sprung über 297 Jahre (gegenüber der ERA) einbezogen hatten, dann würde dieses selbe Jahr auf 98 AD fallen,

was nach kirchlicher Ansicht am wahrscheinlichsten für die Abfassung des zentralen Teils der Offenbarung angenommen wird.

Wir sehen daran aber schon, wie willkürlich derartige Rückschlüsse sind.

Die gründliche Kenntnis des Sternhimmels, die Morosow für den Verfasser der *Offenbarung* - bei ihm der heilige Johannes Chrysostomos von Antiochien - voraussetzt und eigentlich auch für seine Zuhörer fordern muss, kann aber nur in der klassischen Antike oder ab dem christlichen Hochmittelalter zutreffen. Ich möchte die beiden Zeiträume eng aneinander anschließen und als Ausbildungszeit des Textes ansehen. Frühestens Ende des 10. Jahrhunderts kann ich mir die Entstehung der *Offenbarung* denken (Topper 1998). Das würde Morosow gewiss nicht gutheißen.

Wichtiger vielleicht als diese Diskrepanz hinsichtlich der Datierung der Abfassung sind Morosows Erkenntnisse über die Unmöglichkeit einer Erwähnung des Buches durch Kirchenväter vor dem 5. Jahrhundert. Alle diesbezüglichen Texte - und das sind viele - müssen als gefälscht angesehen werden, sagt er ausdrücklich im Anhang III (ab S. 219). Er beruft sich dabei auf wichtige Vorgänger in der französischen Literatur, die in unserem Kreis der Chronologie-Kritik noch nicht ausgewertet wurden:

Dupuis (1794): *L'Origine de tout les cultes*

Berthelot (19. Jh.) *Geschichte der Alchemie*

Hochart (1894): *De l'authenticité des Annales et des Histoires de*

# Bibliothek

*Tacite*, besonders Kap. VII  
derselbe(1911): Die Christusmythe  
II

Diese Autoren müssten nun vor-  
dringlichst gelesen werden, da sie  
- im Verein mit anderen bekannten  
Franzosen, die ähnliche Meinungen

vertraten, ich nenne nur Hardouin und  
Germon - ein erstaunlich einheitliches  
Bild hinsichtlich der Fälschung der  
„Kirchenväter“ ergeben müssten.

Diese kritische und vorurteilsfreie  
Behandlung der alten Kirchenliteratur  
unter neuen chronologischen As-  
pekten ist das eigentliche Verdienst  
dieses seltsamen Buches, das als  
einzige Schrift des genialen Moro-  
sow schon seinerzeit ins Deutsche  
übersetzt wurde. Die begeisterte  
Einleitung von Arthur Drews hat dem

Buch sicher seinerzeit viele Leser  
verschafft, weshalb es um so mehr  
zu bedauern ist, dass es heute fast der  
Vergessenheit anheimgefallen ist.

## Literatur

*Morosow, Nikolaus (1912): „Die Offen-  
barung des Johannes“ (Stuttgart)*  
*Topper, Uwe (1993): „Das letzte Buch“  
(München)*  
*(1998): „Die ›Große Aktion‹“ (Tübin-  
gen)*



Eugen Gabowitsch

## Auch Karlsruher wollen bei Kürzung der Chronologie dabei sein

Seit ein paar Jahren demonstriert das Bayerische Fernsehen regelmäßig (ca. einmal in der Woche) in der „Space Night“-Sendung einen Film über den Zweifel an der Richtigkeit der Chronologie und der Geschichtsschreibung. Die sogenannten Zeitrekonstrukteure Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn (Uni Bremen), Prof. Dr. Hans-Ullrich Niemitz (Technische FH Leipzig), der Bestsellerautor und Privatgelehrte Dr. Heribert Illig und Unternehmer Dipl.-Phys. Christian Blöss (alle vier bekannte Buchautoren, die mehr als dreißig Bücher zu diesem heiklen Thema veröffentlicht haben), bringen den Zuschauern viele Argumente gegen die Existenz von Karl dem Großen nahe, die Richtigkeit der „naturwissenschaftlichen“ Datierungsmethoden, sowie die allgemeinverbreitete Geschichtsgläubigkeit der meisten Menschen.

Seit etwa sechs Jahren existiert in Berlin der Geschichtssalon, wo man regelmäßig Vorträge über die Fehler der Historiker, Fälschungen des historischen Weltbildes und ideologisch bedingte „Berichtigungen“ der Geschichte anhört und danach über diese Themen diskutiert.

Seit mehr als elf Jahren erscheint bei München die Zeitschrift „Zeitsprünge“, in der mehr als hundert Autoren alle möglichen Aspekte der Chronologiekürzung diskutieren. Viele von diesen Autoren haben inzwischen auch Bücher zu diesem Thema veröffentlicht.

Seit etwa zwanzig Jahren sorgen in Moskau und überall in Russland Bücher über die revolutionär verkürzte „neue Chronologie“ für Furore, die die ganze europäische und den größten Teil der asiatischen Geschichte im zweiten nachchristlichen Jahrtausend unterbringt. Diese für Historiker inakzeptablen Ergebnisse

basieren auf einer grundsoliden und umfangreichen Computeranalyse der historischen Daten.

Viele hunderte Historiker diskutierten im Dezember 1999 an der Universität Moskau – zuerst noch mit ablehnenden Hauptkomponenten der Stellungnahmen – diese neue wissenschaftliche Strömung, die in erster Linie von Mathematikern, Informatikern und Naturwissenschaftlern, aber auch schon von einigen Historikern und Archäologen getragen wird.

Seit fast dreißig Jahren funktioniert in London die internationale Gesellschaft SIS (Society for Interdisciplinary Studies), die einen großen Teil ihrer Aktivitäten der Chronologiekritik widmet. Sie gibt zwei Zeitschriften heraus und organisiert jährlich Konferenzen und Seminare über die Kürzung der Chronologie.

Was für München und Berlin, für Moskau und London gut ist, sollte auch für Karlsruhe nicht schlecht sein, dachten die lokalen Geschichtsforscher, die bisher im Rahmen von zwei Vereinen tätig waren:

EFODON e.V., Europäische Gesellschaft für frühgeschichtliche Technologie und Randgebiete der Wissenschaft, sowie

CELTICA VIPS e.V., Verein für die Instandhaltung prähistorischer Stätten

und organisierten Anfang 1999 den Karlsruher Geschichtssalon. Der Salon fand Unterstützung seitens der deutsch-italienischen Giordano-Bruno-Gesellschaft und von anderen Vereinen zur Geschichtsforschung.

Im Laufe des ersten Jahres fanden vier Vortrags- und Diskussionsabende, sowie mehrere Ausflüge mit sachkundigen Führungen durch den Cairns-Fachmann Walter Haug zu den durch CELTICA VIPS betreuten

Stufenpyramiden und Cairns (Hällden) in der Nähe von Karlsruhe (in Kraichgau, bei Bretten und Maulbronn), statt. Bei Ausgrabungen an einem der Cairns wurden im März 2000 sensationelle unwiderlegbare Beweise für die Existenz einer einheimischen Hochkultur im Kraichgau gefunden.

In diesem Jahr wurden schon zwei Sitzungen des Karlsruhe Geschichtssalons abgehalten. Teilnehmer (etwa 30 bis 40 pro Sitzung) kamen auch aus dem Viereck zwischen Basel, Frankfurt, Heilbronn und Esslingen. Die kontroversen Themen dieser sechs Sitzungen kann man in der Internet-Zeitschrift „Geschichte & Chronologie. Kritik. Kürzungen. Rekonstruktion“, die auch in Karlsruhe gemacht wird, unter der Adresse

**<http://geschichte.eu.cx>**

nachlesen.

Dort sind auch die detaillierten Informationen über die nächsten Sitzungen des Karlsruher Geschichtssalons, sowie die Einladungen zu den Führungen zu den Kraichgauer Stufenpyramiden vorhanden. Wer noch keinen Internet-Zugang hat, bekommt die Auskunft unter der Tel.-Nr. 0721/689458

Schriftliche Anfragen bitte an

**Dr. Eugen Gabowitsch**

Wiss. Beirat von CELTICA VIPS e.V.

Mitglied des EFODON e.V.

Leiter des Karlsruher Geschichtssalons

Administrator der Internet-Zeitschrift

„Geschichte & Chronologie“

Fax-Nr. 0721/684390 oder

Email [eg@iai.fzk.de](mailto:eg@iai.fzk.de)



---

**Thomas Ritter**  
**Das Herz der Finsternis?**  
**Die Geheimnisse des Voodoo**

Von allen Religionen und kulturellen Strömungen ist Voodoo sicherlich jene, die im Laufe ihrer Geschichte und Entwicklung am meisten und am gründlichsten missverstanden worden ist. Zahlreiche Vorurteile und Klischees haften allein schon der Bezeichnung an, und noch vielmehr den „düsteren“ und „geheimnisvollen“ Praktiken, die dahinter vermutet werden.

Das Wort „Voodoo“ kommt aus der Sprache des Fon-Stammes aus dem alten Dahomey. Es bedeutet „Gott“ oder auch „Geist“. Dahomey war zu Zeiten der Kolonialherrschaft das Zentrum des einstigen Sklavenhandels. Von dort nahmen die aus Afrika verschleppten schwarzen Sklaven ihre Kultur mit in die fremden Länder Amerikas und behaupteten sie dort als eine Art symbolischen Widerstand.

Voodoo entspricht heute der sogenannten animistischen Strömung im westlichen Afrika, die Juju genannt wird. Ihr hängt immerhin mindestens ein Drittel der Bevölkerung Westafri-

kas an. Dort, und vor allem in Nigeria, geht nichts ohne Götter und Geister.

Die Bezeichnung *voodoo*, *juju* oder *grigri* kann sowohl Geist als auch göttliche Energie, Kraftort oder Kraftgegenstand bedeuten. Um Voodoo wirklich zu begreifen, ist es angeraten, auf unser westlich-rationelles Denken zu verzichten.

Voodoo ist ein soziales, spirituelles und kulturelles Netz. Es ist ein Weltbild des Verflochtenseins der menschlichen Existenz mit allen Wesen der Natur. Daher rührt die Sehnsucht, Götter oder Geister zu rufen, sie zu spüren, in sich aufzunehmen, um daran fröhlich und gesund zu werden. Man könnte Voodoo sogar als eine Art „demokratische“ Religion bezeichnen. Es gibt zwar verschiedene Eingeweihte, Priesterinnen und Priester des Voodoo-Kultes, durch die Götter und Geister jede Person erwählen und in deren Körper eintreten. Jeder Mensch vermag göttlich zu sein, und ist zu einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens von den Göttern erwählt, wenn er deren Ruf

befolgt.

Den „Loa“, also den Geistern, zu dienen, ist die wesentliche Aufgabe in Voodoo. Sie wird zumeist durch Tanzrituale verwirklicht. Bei diesen Zeremonien bemächtigen sich die „Loa“ der Menschenkörper und werden so sichtbar.

Zu diesen Tanzfesten gehören immer auch Opferrituale, bei denen die Götter und Geister mit Gin oder anderen starken alkoholischen Getränken herbeigerufen werden. Sinnigerweise wird diese Anrufung „spirit for the spirits“ genannt.

Das gleiche gilt auch für die Zeremonien des Juju. Eigentlich besteht der einzige Unterschied zwischen Voodoo und dem heutigen Juju darin, dass Voodoo aus Haiti, dem Süden der USA und der Karibik nach Afrika zurückgekommen ist, während sich die Tradition des Juju kontinuierlich über Jahrtausende weiterentwickelt hat und auf eine weitgehend ungebrochene Tradition zurückblicken kann.

Auch die Christianisierung hat die alten Religionen nur wenig ver-

# Voodoo

ändern können. Die Götter der alten Tage werden heute in den Heiligen der Katholischen Kirche angerufen. Maria und selbst Jesus Christus wurden nahtlos in den Juju-Kult integriert. Wenn heute eine afrikanische Christengemeinde ihren Gottesdienst feiert, fällt es anwesenden Europäern durchaus schwer, diesen von einer Juju-Zeremonie zu unterscheiden, denn auch hier fehlen Trommeln und Tänze nicht.

Fetische sind Kraftgegenstände aus Materialien, die als heilig gelten oder denen eine besondere Kraft innewohnt. Diese Fetische sollen die Götter oder Geister rufen. Sie dienen sozusagen als Wohnung und Lockmittel für die Wesen aus einer anderen Welt. Je mehr die Voodoo-Priester über die verschiedenen Materialien wissen, je tiefer sie also mit den Göttern in Verbindung stehen, um so mächtiger sind diese Fetische, und um so wirksamer die mit ihnen begangenen Zeremonien. Im Voodoo gibt es zahlreiche mächtige Frauen, und selbst die meisten einflussreichen Priester haben bei Frauen gelernt.

Götter und Geister kommen durch die Trance zu den Menschen. Es gilt als ausgesprochen großes Glück in Westafrika, von den Göttern erwählt zu werden, auch wenn dies im Alltag zumeist große Probleme bereitet. Wer von den Göttern gerufen wird, folgt diesem Ruf in aller Regel, auch wenn er dabei sein ganzes bisheriges Leben hinter sich lassen muss.

Bei Voodoo-Heilzeremonien geht es blutig zu. Es werden Hühner geschlachtet und das Blut der Tiere den Göttern geopfert. Es kann auch vorkommen, dass Kranke mit Hilfe des Opfertieres von der „schlechten“, also krankmachenden, Energie gereinigt werden, indem der Priester mit dem noch lebenden Huhn über den Körper des Kranken streicht. Dazu werden Gebete gesprochen und Gesänge angestimmt, welche die Götter rufen

und um Hilfe bitten. Schließlich wird das Huhn durch einen Schnitt in den Hals getötet. Mit dem Blut des Tieres bestreicht der Voodoo-Priester sowohl den Altar der Zeremonie als auch den Kranken. Bei bestimmten Trancetänzen wird das Blut der Opfertiere auch von den Tanzenden getrunken.

Den meisten Europäern erscheint eine solche Zeremonie roh und nur in sehr geringem Maße spirituell. Dabei vergessen wir nur allzu leicht, wie gut uns das Putenschnitzel aus dem Supermarkt schmeckt, von dem wir doch eigentlich wissen, dass es auch in einer Art Massenvernichtung hergestellt wird.

Das Opfer ist ein wichtiger Bestandteil der Voodoo-Zeremonie. Um die Götter und Geister gnädig zu stimmen, wird ihnen etwas geschenkt. Dabei geht es vor allem darum, eine Harmonie zwischen Nehmen und Geben herzustellen. Keinesfalls wird durch solche Opfer versucht, die göttliche Gunst zu „erkaufen“. Durch das Opfer werden die Götter gerufen. Man reicht ihnen dazu Speisen, Spirituosen, Tabak und noch verschiedene andere Gaben.

Die Eingeweihten des Voodoo verfügen über einen reichen Schatz an magischem Wissen und sollen sogar über Zauberkräfte gebieten können. Es gibt in ganz Westafrika regelrechte Voodoo-Schulen, an denen man diese magischen Praktiken erlernen kann. Jede Götter-Anrufung im Voodoo vermag sowohl Gutes als auch Schlechtes zu bewirken.

„*Ich könnte Schlechtes tun, also mit Schwarzer Magie jemandem Schaden zufügen,*“ erzählte mir Bakoy, ein Voodoo-Priester aus Benin. „*Doch diese Kräfte würden auf mich zurückfallen. Aus diesem einfachen Grund versuche ich keinen Schadenszauber.*“ Zahlreiche Voodoo-Priester verwenden mehr Zeit darauf, sich spirituell vor negativen Energien zu schützen, als andere Dinge zu bewirken.

Die alles beherrschende Kraft des Voodoo ist die Katzen-Energie. Deshalb darf die Katze auf keinem Altar fehlen, sei es in Form von Statuen oder Bildern. Doch auch Krallen und

Fellstücke werden auf den Altären niedergelegt.

Die Farbe des Voodoo ist weiß, denn dies ist auch die Farbe der Götter und Geister. Ein wichtiger göttlicher Begleiter bei jeder Zeremonie ist Legba, der Wächtergott, welcher die Menschen vor Gefahren warnt. Bei vielen Zeremonien tanzen nur Frauen. Sie sind dabei von Kopf bis Fuß weiß gekleidet.

Beliebte Opfergaben bei diesen Zeremonien sind Kaurimuscheln. Doch auch als Schmuck werden die Muscheln häufig verwendet. In früheren Zeiten dienten sie als Tauschobjekte und eine Art Geld. Mit den Kaurimuscheln werden auch Orakel geworfen. Diese uralte Technik wenden vor allem Frauen an. Sie wurde der Legende nach einst von den Priesterinnen des Voodoo-Kultes entwickelt, um künftige Ereignisse deuten zu können.

In Westafrika gibt es zahlreiche unterschiedliche Ausprägungen des Voodoo-Kultes. An der nigerianischen Küste etwa verehren die Einwohner Mami Wata. Diese Göttin wird halb als Frau, halb als Nixe dargestellt. Ihre außergewöhnliche, weiße Hautfarbe veranlasste zahlreiche Forscher zu der Spekulation, Mami Wata sei den Gallionsfiguren europäischer Segelschiffe nachempfunden worden, die meist hellhäutige Frauen zeigten. Doch inzwischen konnten Ethnologen nachweisen, dass die helle Haut der Göttin auf ihren Aufenthalt im Wasser zurückgehen soll, wo nach dem Glauben der Voodoo-Anhänger die Haut nicht genügend Sonne bekommt und daher ausbleicht. Das größte Mami-Wata-Fest jedoch wird am 21. Dezember jedes Jahres in Aneho (Togo) gefeiert.

Vor allem in Nigeria gibt es noch zahlreiche andere Voodoo-Götter, die teilweise in Heiligen Hainen verehrt werden. Der Voodoo-Kult ist dort auch Weißen zugänglich. So wurde vor wenigen Jahren die Österreicherin Susanne Wenger in Oshogbo zur Priesterin des Flussgöttinnen-Kultes geweiht.



Gernot L. Geise

## Rückstart und Flugmanöver der APOLLO-Raumschiffe

Schon in den vergangenen Ausgaben der SYNESIS beleuchtete ich die Widersprüche in den APOLLO-Missionen, die Ende der sechziger Jahre angeblich bemannt zum Mond flogen. Je tiefer man in die Materie eindringt, um so deutlicher zeigt es sich jedoch, dass die APOLLO-Missionen niemals bis zum Mond geführt haben können. Zu viele Details sprechen dagegen. Inzwischen bin ich zu dem Schluss gekommen, dass das ganze „Mondflug“-Spektakel nur dem einzigen Zweck diente, die durch die sowjetischen Erfolge deprimierte amerikanische Nation (und Wirtschaft!) wieder aufzurichten. Die Mondflüge fanden in für diesen Zweck präparierten Hallen und in Filmstudios statt, aber nicht im All, sehen wir einmal von den SATURN-Starts in die nähere Erdumlaufbahn ab.

Sind die Flug- und Koppelmanöver der Raumfähren (LEM bzw. LM) mit den Kommandomodulen (CSM) ebenfalls gefälscht? Flugmanöver fanden offenbar wirklich statt, jedoch anscheinend nur in der Erdumlaufbahn. Kommandomodule und Fähren, die bei jeder APOLLO-Mission sowieso alle gleich aussahen, scheinbar vor einem neuen Hintergrund (dem Mond) agieren zu lassen, ist, technisch gesehen, kein Problem. Die Technik der Objekt-Ein- und Ausblendung ist heute ausgefeilt (z.B. „Blue-Screen“-Technik), war aber auch schon in den sechziger Jahren machbar, wie Science-Fiction-Filme eindrucksvoll beweisen.

Es ist sehr beeindruckend, wie die APOLLO-Retrokapsel vom Mond startet und in der Sichtluke zu sehen ist, wie die Mondoberfläche langsam zurückbleibt, mit dem Fährenunterteil und dem „Mondrover“ und den vielen Fuß- und Fahrspuren. Diese Szenen sind perfekt aufgenommen worden. Allerdings gibt es ähnliche Szenen in Science-Fiction-Filmen, und dort würde keiner auf die Idee kommen, es seien „echte“ Aufnahmen.

Betrachten wir die Rückstartszene genauer, so fällt uns einiges auf:

- Wo blieb der Abgasqualm des Raketenantriebs?
- Wieso blieb das LEM-Unterteil, das für die Retrokapsel als Starttisch diente, unbeschädigt stehen?

Das LEM-Unterteil bestand, wie alle Teile der Fähre, aus Gründen der Gewichtsersparnis aus einer leichten Aluminiumkonstruktion. Für hitzeabweisende Isolierschichten auf dem

Starttisch bestand kein Bedarf, erstens wegen des Gewichts, zweitens konnte das Unterteil beim Rückstart ruhig zerstört werden, weil es nicht mehr benötigt wurde. Durch den tausende Grad heißen Abgasstrahl des Rückstart-Raketentriebwerkes hätte das Unterteil allerdings in Sekunden zerschmolzen werden müssen. Doch - wie die Filme zeigen - blieb es völlig unbeschädigt. Und das ist unmöglich.



Rückstartsequenz von APOLLO 15 (Einzelbilder aus Videoaufzeichnung): Wo ist die Abgasflamme des Raketenantriebs?



Die Rückstart-Szene als Zeichnung. Unter der gezeichneten Fähre der (im Original nicht vorhandene) Landekrater, die Retrokapsel mit (im Original nicht vorhandenem) Raketenantrieb (NASA)

Demgemäß müssen wir annehmen, dass auch die gefilmte Rückstartsequenz „von der Mondoberfläche“, so eindrucksvoll sie auch aussieht, eine Trickaufnahme ist. Allerdings keine perfekte Trickaufnahme, sonst hätte der Regisseur auf die angeführten Details geachtet.

### Der antriebslose Rückstart

Schon in meinem „Mondbuch“ (1) stellte ich die Frage, mit welchem Antrieb die Retrokapseln der Mondfähren (der obere, abtrennbare Teil der Fähren) wohl vom Mond zurückgestartet sind. Es gibt drei Videoaufzeichnungen des Rückstarts (APOLLO 15, 16 und 17), und auf keinem dieser Aufzeichnungen ist beim Start die Funktion eines Raketenantriebs zu erkennen. Nach dem Absprengen der Verbindungsbolzen (eine gängige NASA-Technik) zwischen Retrokapsel und LEM-Unterteil flogen die Retrokapseln, wie an einem Bindfaden gezogen, nach oben aus dem Bild. Davon konnte sich auch jeder überzeugen, der beispielsweise im letzten Jahr die diversen Fernsehsendungen

# APOLLO



Rückstartszene von APOLLO 16. Wo ist der Raketenantrieb?



Rückstart-Sequenz von APOLLO 17.

zum Thema „30 Jahre Mondflug“ gesehen hat. Die Rückstartsequenzen wurden mehrfach gezeigt.

Allgemein wird hierzu argumentiert, selbstverständlich seien die Retrokapseln mit Raketenantrieb zurück in die Umlaufbahn gestartet, man brauche sich nur die Konstruktionszeichnungen anzusehen, dort seien schließlich Triebwerke und Treibstoffbehälter eingezeichnet. Wie sollen sie wohl sonst zurückgefliegen sein? Und da die Videobilder der Rückstartszene keinesfalls gestochen scharf sind, könne man durchaus einen Raketenantrieb hineininterpretieren. Man dürfe nicht vergessen, dass ein Raketenantrieb im luftleeren All längst nicht so gut sichtbar sei wie innerhalb einer Atmosphäre, durch die fehlende Atmosphärenreflexion.

*Doch diese Argumentation ist falsch!* Es gibt auch einige Fotos (und Videoaufzeichnungen), die Raketentriebwerke im All in Aktion zeigen. Merkwürdigerweise sind die Abgasflammen dieser Triebwerke - im Gegensatz zu denen der Haupttriebwerke der Landefähren - sehr deutlich erkennbar! Wenn es also so wäre, dass Raketenantriebsflammen

im Vakuum nicht oder kaum sichtbar seien, so dürften sie auf keinem Bild erkennbar sein!

Ich bin heute der Meinung, dass die Videofilme des „Rückstarts“ reine Trickfilme sind. Möglicherweise handelt es sich dabei sogar um ein- und denselben Trick, der nur einmal gemacht und dabei vielleicht mit mehreren Filmkameras aufgenommen wurde, denn beim Bildvergleich lässt sich kein Unterschied feststellen, ob es sich nun um APOLLO 15, 16 oder 17 handelt. Die drei Filmszenen unterscheiden sich nur gering in der (relativ schlechten) Bildqualität.

## Rauch- und qualmlose Raketenantriebe

Wie jeder weiß, entwickeln Raketen - das ist technisch bedingt durch die Treibstoffzusammensetzung - enorm viel Qualm. Das kann man bei jedem Raketenstart deutlich sehen. Selbst die kleinen Korrekturtriebwerke für Kurskorrekturen, die nur sekundenweise gezündet werden, qualmen.

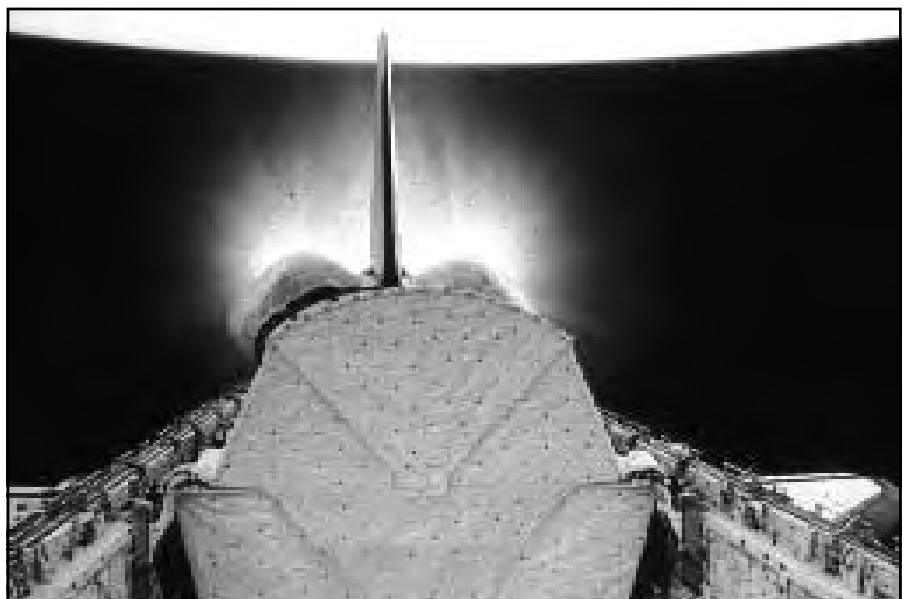
Mit Ausnahme nicht nur der Retrokapsel-Triebwerke, sondern auch jener der Mondlandefähren! Da die Retrokapseln jedoch (angeblich) vom Mond zurückgestartet sind, muss man sich fragen - sofern es sich nicht um Trickfilmsequenzen handelt -, mit welchem revolutionären Antrieb das geschah, zumal die Angaben für

die mitgeführten Treibstoffmengen gerade mal für Korrekturtriebwerke ausgereicht hätten. Es macht schon nachdenklich, dass für den Rückstart vom Mond - selbst wenn, was zu bezweifeln ist, seine Schwerkraft nur einem Sechstel der irdischen entspricht - ein solch relativ kleiner Raketenmotor ausgereicht haben soll, während für den Start von der Erde „zum Mond“ eigens eine gigantische Mehrstufenrakete entwickelt werden musste.

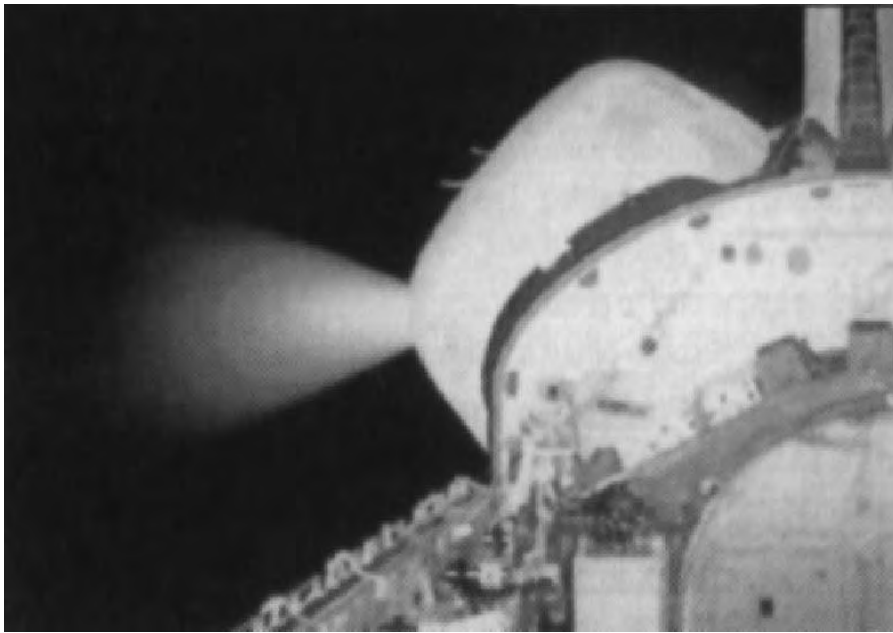
Warum hat man nach dem Ende der APOLLO-Missionen niemals mehr etwas von diesem revolutionären Antrieb gehört? Denn leider, leider sind nicht nur die Baupläne der SATURN 5-Rakete, sondern der gesamten APOLLO-Missionen „verschollen“.

## Die Rückstartplattform

Raketentriebwerke entwickeln aufgrund ihrer Bauweise einen gewaltigen, heißen Antriebsstrahl. Damit während des Startvorganges dieser nicht auf die Rakete bzw. die Retrokapsel zurückschlagen und sie beschädigen kann, muss er abgelenkt und unschädlich gemacht werden. Bei Raketen, die von der Erdoberfläche aus starten, enthält der Starttisch deshalb eine sogenannte „Schurre“. Das ist ein tunnelähnlicher Abgaskanal in der Startplattform direkt unter dem Raketentriebwerk, in dem



Daß man im All durchaus den Abgasstrahl eines Raketentriebwerks sehen kann, zeigt dieses Bild eines Space-Shuttles in der Erdumlaufbahn. Am oberen Bildrand die Erde.



Zum Vergleich: Ein Space Shuttle-Korrekturtriebwerk in Aktion. Die Abgase sind durchaus sehr deutlich erkennbar.

der Antriebsstrahl der startenden Rakete zur Seite hin abgelenkt wird. Dabei müssen die Ablenkflächen der Schurre zusätzlich mit großen Wassermengen gekühlt werden, da der Antriebsstrahl ungeheuer große Wärmeenergien erzeugt, die jeden Starttisch in Sekunden zerschmelzen würden (2). Bei schräg von einer Lafette o.ä. aus startenden Raketen entfällt diese Vorrichtung.

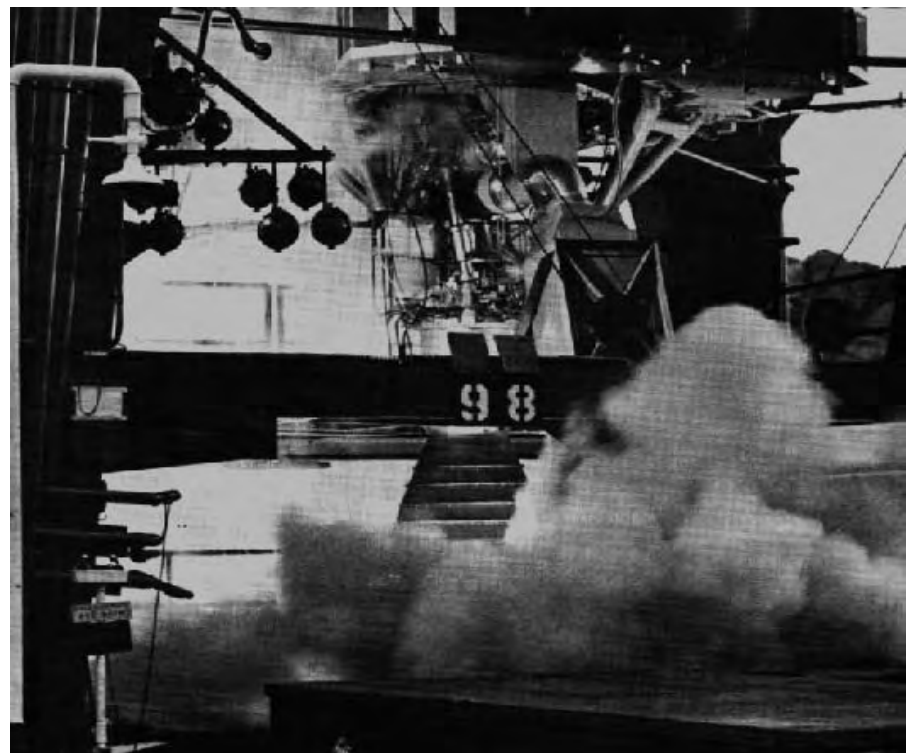
Die APOLLO-Retrokapseln waren, als Teil der Landefähren, mit diesen fest verbunden. Erst nach dem Absprengen der Verbindungsbolzen vor dem Rückstart konnten sie starten. Die zurückbleibenden LEM-Unterteile zeigen eine glatte Fläche, auf der die Retrokapseln standen.

Nun noch einmal die Frage: Mit welchen Triebwerken starteten die Retrokapseln? Wenn konventionelle Raketentriebwerke zum Einsatz gekommen wären, wie es behauptet wird, dann hätte der Antriebsstrahl bei der Zündung auf dem glatten Starttisch der LEM-Unterteile nicht entweichen können und wäre zurückgeschlagen, was eine Explosion mit sich gebracht hätte (3). Dies unabhängig von einer angeblichen Einsechstel-Schwerkraft oder einem Vakuum.

Zudem wären die zurückbleibenden Unterteile durch die Hitze des

Antriebsstrahls beim Rückstart sofort zerschmolzen worden, da sie nur aus einer leichten Aluminiumkonstruktion bestanden. Rückstart-Filme, bei denen die Astronauten eine Kamera an das Fenster hielten, zeigen jedoch, daß die zurückbleibenden LEM-Unterteile unbeschädigt blieben!

Hier kann also kein konventioneller Raketenantrieb zum Einsatz



Zum Vergleich: Raketenprüfstand (Rocketdyne Propulsion Field Laboratory) beim Test eines Raketentriebwerks.

## APOLLO

gekommen sein, denn sonst frage ich mich, warum bei den Startplätzen auf der Erde ein solch großer Aufwand, wie beschrieben, getrieben werden muss?

Wenn die Abgasflammen der LEM und der Retrokapseln so unschädlich waren, daß sie

1. nicht gesehen werden können,
2. keine Hitze erzeugten,
3. keinen Staub wegbliessen,
4. keine Geräusche verursachten,

muß es sich zwangsläufig um Trickfilm-Aufnahmen handeln, da solche Raketentriebwerke nicht bekannt sind.

### Anmerkungen

(1) Gernot L. Geise: „Der Mond ist ganz anders!“, Hohenpeißenberg 1995

(2) Helmut Gröttrup: „Über Raketen. Allgemeinverständliche Einführung in Physik und Technik der Rakete“, Berlin 1959, S. 206f.

(3) Wernher von Braun: „Start in den Weltraum“, Frankfurt/Main 1958, S. 18.

Thomas Ritter  
Nordlandfahrt -  
Eine Reise nach Thule

Im Frühling des Jahres 330 v. Chr. berief der Handelsrat von Massilia - dem heutigen Marseille - eine Krisensitzung ein. Wie alle nicht-phönizischen Städte im westlichen Mittelmeer war Massilia durch die unumschränkte Seeherrschaft der Karthager arg ins Hintertreffen geraten. Ohnmächtig mussten die Kaufleute von Massilia zusehen, wie sich die Phönizier durch den einträglichen Nordlandhandel bereicherten, während sie selbst nur über keltische Zwischenhändler an das begehrte Zinn und den wertvollen Bernstein gelangen konnten. So war es schon ihren Urgroßvätern ergangen, denn seit mehr als 200 Jahren beherrschten die Phönizier das Mittelmeer. Damit sollte nun aber endlich Schluss sein. Die Händler aus Massilia wollten endlich ins Geschäft kommen, und wenn dies auf legalem Weg nicht möglich war, dann eben auf Schleichwegen, von denen die mächtigen Konkurrenten jedoch nichts erfahren durften. So verfiel der Handelsrat auf einen ausgeklügelten Plan. Danach sollten die Gebiete nördlich der karthagischen Einflussphäre gründlich erforscht werden. Sicher gab es dort auch Zinn, Bernstein, Gold und all die anderen begehrten Dinge.

Doch eine solche Expedition war keine leichte Aufgabe, die man bedenkenlos irgendeinem Kapitän hätte anvertrauen können. Der Rat wollte sich nicht auf einen Seeoffizier verlassen, sondern auf einen Wissenschaftler. Da gab es einen Mann in Massilia, der die Fähigkeiten des Nautikers mit denen des Forschers in seiner Person vereinte und sich darüber hinaus schon einen Namen mit weiten Reisen über den westlichen Ozean gemacht hatte. Selbst für die Erscheinungen von Ebbe und Flut hatte dieser Mann eine Erklärung gefunden - der Mond sollte die Gezeiten bewirken. Das war zweifellos ein kluger Kopf, wie geschaffen für das riskante Unternehmen. Pytheas, so hieß dieser Mann, war griechischer Abstammung wie die meisten Bewohner Massilias. Er folgte der verlockenden Aufgabe

des Handelsrates ohne Zögern, denn schon immer hatten die unbekanntesten Regionen jenseits der Zinninsel - dem heutigen Großbritannien - seinen Forschergeist beflügelt.

Wie es Pytheas von Massilia aber gelang, unbemerkt von den Karthagern die Meerenge zwischen Afrika und Gibraltar zu passieren, wird in seinem Reisebericht nicht erwähnt. Vielleicht kam ihm die damalige Lockerung der Seesperre durch die Karthager zu Hilfe. Möglicherweise wählte Pytheas auch einen anderen Weg. Wer auf der alten Handelsstraße rhoneaufwärts zur Loire reiste, gelangte von da aus nach weiteren dreißig Marschtagen in das Gebiet des heutigen St. Nazaire, nach Corbilo, einem damals florierenden Handelsplatz, der zu Cäsars Zeiten allerdings schon wieder vergessen war.

Von Corbilo aus konnte Pytheas gefahrlos seine Reise nach Norden auf gecharterten Schiffen beginnen. Dabei dürfte es sich um sogenannte Naos oder Nefs gehandelt haben, einen überaus seetüchtigen Schiffstyp mit breit ausladendem Körper und hochgezogenem Schanzkleid, der die Besatzung vor den gefürchteten Brechern schützte. Solche Schiffe waren in erster Linie Segler. Als Baumaterial dürfte vor allem Eichenholz verwendet worden sein. Dreißig bis vierzig Meter lang waren die Schiffe und mit einem Rahsegel von etwa 300 Quadratmetern getakelt. Bei einer Breite von acht bis zehn Metern erreichten diese Fahrzeuge eine Wasserverdrängung von 400 Tonnen. Ihre Besatzung bildeten dreißig bis vierzig handfeste Männer, die Tod und Teufel nicht fürchteten. Für sie war die Welt bei den Säulen des Herakles, der Meerenge von Gibraltar, noch längst nicht zu Ende. Mit einer solchen Flotte segelte Pytheas im Sommer des Jahres 330 v. Chr. nach Norden in unbekannte Gewässer.

Länger als ein Jahr war der Wissenschaftler aus Massilia mit seinen Gefährten unterwegs. Nach ihrer Rückkehr wurde der ausführliche Reisebericht des Pytheas gründlich

ausgewertet, um danach in den geheimen Archiven des Handelsrats von Massilia zu verschwinden. Der Gelehrte starb, ohne dass die Welt von seinen Entdeckungen erfuhr.

Über zweihundert Jahre vergingen. Die Römer hatten inzwischen nach drei blutigen Kriegen das Erbe Karthagos angetreten. Mit der Eroberung Südgalliciens im 2. Jahrhundert v. Chr. fiel auch Massilia in römische Hände. Zu jener Zeit wurde das Werk des Pytheas von römischen Wissenschaftlern wiederentdeckt.

Der Astronom Hipparch, der zu jener Zeit in Alexandria lehrte, schrieb als erster über die Arbeit des Pytheas:

*„Am Himmelspol gibt es keinen Stern, sondern dieser Ort ist leer. Und ihm nahe stehen drei Sterne, mit denen der Punkt am Pol ein fast regelmäßiges Viereck bildet. Dies sagte auch Pytheas von Massilia.“*

Hipparch beruft sich hier auf astronomische Beobachtungen des Pytheas. Dazu sei angemerkt, dass diese Fixierung des Himmelspols in der Antike durchaus zutreffend war. Pytheas muß also in der Tat bei seiner Reise weit nach Norden vorgedrungen sein.

Was er sonst noch auf dieser Fahrt erlebte, überlieferten zumeist römische Schriftsteller der Kaiserzeit, die unfähig waren, seine Beobachtungen nachzuvollziehen, und ihn deshalb oftmals zu Unrecht als Lügner und Aufschneider bezeichnen. Vielleicht ist diese Einschätzung seiner Arbeit auch der Grund, warum Pytheas' Buch „Über den Okeanos“ im Original nicht erhalten geblieben ist.

Die römischen Quellen berichten jedoch, daß es Pytheas gelungen ist, im Verlauf einer vierzig-tägigen Fahrt, während der von ihm die verschiedensten Untersuchungen angestellt wurden, die britische Hauptinsel zu umsegeln. Vom nördlichsten Punkt Britanniens aus wagte er einen Vorstoß über das offene Meer in Richtung des sagenhaften Landes Thule, welches in der Antike als das nördlichste Land der Erde galt.

EFODON-SYNESIS Nr. 3/2000

Aufgrund seiner griechischen Abstammung war Pytheas sicher mit den religiösen Vorstellungen der hellenistischen Kultur bestens vertraut. So dürften ihm auch die Berichte und Legenden über das Leben und Wirken des Gottes Apollon bekannt gewesen sein. Phoibos Apollon war ein Sohn des Zeus und der Leto. Er galt den Griechen als Gott des Lichtes, der Musik und der Künste, aber auch als großer Jäger und Liebling der Frauen, seien diese nun göttlich oder sterblich. Von diesem Gott wird auch erzählt, dass er die eine Hälfte des Jahres in Griechenland verbrachte, die andere Hälfte jedoch in einem „Land jenseits des Nordwindes“, das *Hyperborea* genannt wurde. Die Bewohner dieses Landes sollen keine Menschen, sondern Halbgötter gewesen sein. Am ehesten lassen sich die Berichte über Hyperborea mit den Legenden um die „Reinen Länder“ Asiens vergleichen, von denen das bekannteste Shambhala ist. Legenden von solchen verborgenen Paradiesen sind im fernen Osten wohl bekannt. In frühen buddhistischen Schriften taucht ein Ort unter dem Namen Chang Shambhala auf und wird als Quelle antiker Weisheit beschrieben. Das Wissen um seine Existenz war einstmalig in Asien weit verbreitet. Aus China ist überliefert, dass es im Kunlun-Gebirge ein Tal geben soll, wo Unsterbliche in nicht gekannter Harmonie lebten. Indische Legenden berichten von Kalapa, einem Ort, an dem vollkommene Menschen zu Hause sein sollen. Den Bewohnern dieser Reiche wurde ebenso wie den Meistern von Shambhala neben einem hohen moralischen und gesellschaftlichen Entwicklungsniveau sowie einer damit verbundenen und auch für unsere Maßstäbe hochentwickelten Technik vor allem eine außergewöhnliche geistige Reife nachgerühmt. Von einer solchen Art soll auch das Volk der Hyperboräer gewesen sein. Hyperborea wird in den alten griechischen Quellen auch oft mit *Ultima Thule*, dem Land am nördlichen Ende der Welt, gleichgesetzt. Dieses Land nun steuerte die Flotte des Pytheas an.

Sechs Tage waren die Schiffe auf dem offenen Meer unterwegs, ehe am Horizont die Küstenlinie eines neuen Landes heraufwuchs. Die EFODON-SYNESIS Nr. 3/2000

Flotte aus Massilia hatte Ultima Thule erreicht. Doch die Seefahrer fanden keine von Halbgöttern bevölkerten paradisischen Gefilde vor, sondern einen rauhen Landstrich, dem seine Bewohner auf kargen Feldern das Lebensnotwendigste abtrotzten. In seinem Bericht erwähnt Pytheas, daß die Sommernächte hier nur zwei bis drei Stunden dauerten. Trotzdem sei der Mangel an Nahrungsmitteln wegen der Nähe des Ewigen Eises bedeutend, so dass sich die Menschen lediglich von Hirse, Gemüse, Früchten und Wurzeln ernährten. Das Getreide wurde wegen der häufigen Niederschläge und des seltenen Sonnenscheins nicht in offenen Tennen, sondern in Häusern gedroschen. Aus Getreide und Honig bereiteten die Einheimischen ein berauschendes Getränk, das den fremden Besuchern aus dem Süden als Willkommenstrunk kredenzt wurde. Daraus lässt sich ersehen, dass der Met schon damals seine Freunde hatte.

Die Historiker haben lange darüber gestritten, auf welche Gegend die Schilderung des Pytheas am ehesten zutrifft. Erst Fridtjof Nansen hat in einer einwandfreien Beweisführung dargelegt, dass Pytheas mit seiner Flotte bis zur Trondheimer Bucht in Mittelnorwegen vorgestoßen ist. Wie lange er in Norwegen verweilte, geht aus seinen Berichten nicht hervor. Jedenfalls kehrte er nach seinem Aufenthalt in Thule nach Britannien zurück und segelte entlang der Westküste nach Süden. Da es jedoch zu seinen Aufgaben gehörte, die Bernsteinländer zu erkunden, änderte die Flotte im Ärmelkanal ihren Kurs und segelte zum Festland.

Plinius d. Ä. berichtet über diesen Teil der Fahrt des Pytheas:

*„... daß die Guionen, ein germanischer Stamm, im Wattengebiet des Metuonis genannten Meeres wohnen, das sich 6.000 Stadien weit erstreckt. Von dort soll man eine eintägige Seegelfahrt zur Insel Abalus haben. Auf dieser spülen die Wogen im Frühjahr Bernstein an, der ein Auswurf des verdichteten Meeres ist. Die Bewohner benutzen ihn als Brennmaterial an der Stelle von Holz und verkaufen ihn an die benachbarten Teutonen.“*

Nach diesem Bericht hat Pytheas die Küste der Helgoländer Bucht, etwa zwischen Eider und Elbe, erreicht. Er

überlieferte die erste Kunde von den Germanen, mit deren westlichem Stamm, den Teutonen, er direkt in Verbindung kam. Bei der Insel Abalus könnte es sich um Helgoland gehandelt haben. Hier hat Pytheas wohl als erster Untersuchungen über die Entstehung des Bernsteins angestellt. Wenn Plinius weiter berichtet, dass Bernstein erstarrter Baumsaft sei, der von einer bestimmten Fichtengattung stammt, so steht fest, daß es Pytheas war, der mit dem Märchen von den „geronnenen Sonnenstrahlen“ aufräumte.

Auf welchem konkreten Weg dieser erste Nordlandfahrer wieder in seine Heimat zurückgekehrt ist, verschweigen die Quellen. Neben dem Seeweg bestand die Möglichkeit, die von Hamburg aus über das Rheintal zur Rhone führende westliche Bernsteinstraße zu benutzen.

Pytheas ist in der Antike und auch noch bis zur Neuzeit vielfach zu Unrecht geschmäht worden. Seine Reise in Gebiete der nördlichen Hemisphäre, die bis dahin noch gar nicht oder allenfalls nur sagenhaft bekannt waren, ist eine Forscherthat ersten Ranges. Außerdem hat er astronomische Beobachtungen ausgeführt und eine Reihe Spezialuntersuchungen vorgenommen, die diesen Sohn Massilias, der aus einfachen Verhältnissen stammte, als einen der genialsten Forscher der Antike ausweisen. Pytheas war ein universal gebildeter Gelehrter, der, mit dem besten geistigen und materiellen Rüstzeug seiner Epoche versehen, den geographischen Horizont der Antike beträchtlich erweiterte.

## Literatur

- Kerenyi, Karl: „Die Mythologie der Griechen, Bd. I: Die Götter- und Menschheitsgeschichten“, 2. Auflage, München 1968
- Mondfeld, Wolfram: „Die Schebecke und andere Schiffstypen des Mittelmeeres“, 2. Auflage, Rostock 1980
- Rackwitz, Erich: „Versunkene Welten - ferne Gestade“, 4. Auflage, Leipzig/Jena/Berlin 1975
- Rackwitz, Erich: „Fremde Pfade - ferne Gestade“, Leipzig/Jena/Berlin 1986
- Topper, Uwe: „Die große Aktion“, Tübingen 1998

Gernot L. Geise

# Der Verlust der NASA-Marssonden: Schlamperei !

Jetzt ist es heraus: Nicht irgendwelche eventuellen Außerirdischen haben die NASA-Marssonden CLIMATE ORBITER und POLAR LANDER auf dem Gewissen. Dass sie „verschollen“ sind, liegt an der NASA-eigenen Schlamperei! (Das schließt jedoch nicht aus, dass es eventuell doch Intelligenzen auf dem Mars gibt).



Der MARS CLIMATE ORBITER

Groß war die Blamage schon, dass gleich zwei Marssonden abgeschrieben werden mussten, und die Gerüchteküche kochte über. Inzwischen haben NASA-eigene Untersuchungen herausgefunden, dass der im September 1999 verschollene CLIMATE ORBITER, der immerhin 640 Millionen Mark gekostet hat, aufgrund eines Programmierfehlers ausfiel. Es ist unglaublich: die Programmierer verwechselten die Maßeinheiten „Fuß“ und „Meter“! Im Oktober 1999 gab noch das für interplanetarische Raumfahrtprojekte zuständige Jet Propulsion Laboratory (JPL) in Pasadena in Kalifornien bekannt, dass englische Pfund statt Kilogramm eingegeben worden sind, die den Kurs vom Start an beeinflusst hätten. Dadurch hätte sich der Kurs der Sonde auf ihrem über 670 Millionen Kilometer langen und zehn Monate dauernden Flug wenn auch nur leicht, so doch ausreichend schlimm verändert.

Nachdem es noch im Januar hieß, die Marssonde POLAR LANDER



sei aufgrund eines Rechenfehlers verschollen, stellte es sich inzwischen heraus, dass die Sensoren der Landebeine falsche Signale sendeten. Dadurch wurden offenbar die Raketenmotoren bereits in vierzig Metern Höhe abgeschaltet, woraufhin die Sonde auf dem Planeten zerschellte. Dieser Fehler war jedoch angeblich



Der MARS POLAR LANDER

schon bei irdischen Tests aufgetreten, konnte jedoch nicht behoben werden, so dass man die Sonde mit den fehlerhaften Sensoren zum Mars schickte. Die NASA hat allerdings entschieden einen Bericht zurückgewiesen, wonach sie von einem Konstruktionsfehler des POLAR LANDER wusste und ein Scheitern der Mission erwartet hatte. Die Anschuldigungen seien vollkommen falsch, teilte die amerikanische Raumfahrtbehörde mit. Die NASA reagierte damit auf einen Bericht der Nachrichtenagentur UPI, in dem es hieß, eine der Bremsraketen der Marssonde habe bei Testversuchen versagt. Anstatt eine teure Neukonstruktion anzuordnen, habe ein Manager einfach eigenständig ohne Absprache mit der NASA-Führung angeordnet, die Testbedingungen so zu ändern, dass die Bremsraketen die Überprüfung bestehen konnten. Die Verantwortlichen der

NASA hätten dies wenige Tage vor der geplanten Landung erfahren, es aber verständlicherweise nicht öffentlich bekannt gegeben, weil es zu diesem Zeitpunkt ohnehin zu spät gewesen wäre, etwas zu ändern.

Aufgrund der Fehlschläge hat die NASA ihr zukünftiges Marsprogramm zunächst gestoppt. Der Start einer weiteren Sonde, die 2001 zum Mars fliegen sollte, wurde aufgegeben. Allerdings soll im kommenden Jahr eine Forschungsplattform zum Roten Planeten geschickt werden, die ihn auf einer Umlaufbahn umkreisen soll. Für das Jahr 2008 war eine weitere Marsmission geplant, in deren Verlauf Marsgestein auf die Erde zurückgebracht werden sollte. Dieses Unternehmen ist nun in weite Ferne gerückt.



Die Weitwinkelkamera des CLIMATE ORBITER

Abbildungen: NASA

## Der zweite Mond der Erde

Bereits im Jahre 1997 hat der kanadische Astronom *Paul A. Wiegert* von der York-Universität Ontario entdeckt, dass die Erde einen zweiten Mond besitzt.

Es handelt sich um einen fünf Kilometer durchmessenden Asteroiden, der die Erde in einer nierenförmigen Umlaufbahn umkreist und die Nummer 3753 besitzt. Mit bloßem Auge ist der Satellit nicht erkennbar.



© 2000 Uwe Topper  
**Gedanken zum „Fürstenspiegel“  
des Fray Antonio de Guevara**

*(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2000)*

*Vor wenigen Jahren (Spanien 1994) hat der Franziskanermönch Emilio Blanco den „Fürstenspiegel“ Guevaras mit umfangreichen Anmerkungen und einer kommentierenden Einführung neu herausgegeben, basierend auf der dritten Ausgabe dieses Werkes, der von Sevilla von 1531, unter Berücksichtigung der beiden früheren Auflagen (Valladolid und Lissabon, beide von 1529). Anhand dieser vorbildlichen Arbeit möchte ich einige Punkte hervorheben, die in meiner ersten Fassung der „Großen Aktion“ bei der Besprechung von Guevaras Werk und seiner Nachahmer (S 62-69) zu kurz gekommen sind.*

Zu Beginn möchte ich den Werdegang dieses Epoche machenden „Geschichtswerkes“ skizzieren. Es gab eine erste Gestalt schon ab 1525. Sie kursierte unter dem Titel „Goldenes Buch des Marcus Aurelius“ am Hofe Karls V., wurde aber erst 1528 gedruckt. Bei dem Kaiser Karl V. handelte es sich um den mächtigsten Menschen der damaligen Welt, in seinem Reich ging die Sonne nicht unter. Und Guevara war jahrzehntelang sein Hofprediger, Chronist und Vertrauter. Das Manuskript fand die ausdrückliche Befürwortung des Kaisers.

Während das Manuskript noch am Hofe im Umlauf war, entstand schon ein zweites Buch dieses Themas, das als „Fürstenspiegel“ oder einfach „Marc Aurel“ (*Marco Aurelio con el Relox de Príncipes*) bekannt wurde. Die beiden Fassungen haben nur wenige Kapitel gemeinsam, das zweite Buch ist weit mehr als nur eine erweiterte Neufassung. Es ist in seiner ganzen Anlage ein neues Buch. Nur von diesem zweiten Werk ist im Folgenden die Rede.

Ogleich der Franziskanermönch Emilio Blanco als Kommentator von Guevaras Buch wohl zur Zeit (1994) den besten Einblick in dieses außergewöhnliche Werk hat, fragt er sich doch immer wieder, ob die eine oder andere Mitteilung historischen Wert habe oder von Guevara erfunden sei (ich wähle willkürlich einige Beispiele aus). Die Gesetze des griechischen Tyrannen Periandros, die nirgendwo sonst erwähnt werden, „*sind verdächtig, von Guevara für diesen Zweck erfunden zu sein, denn was Laertius schreibt, ist die grundlegende Quelle für diesen Tyrannen, der seine Frau tötete aufgrund einer Verleumdung durch seine Nebenfrauen, wie Marcus Aurelius in seinem Brief an Libia im Goldenen Buch erwähnt.*“ (S. 313, Anm. c). Das hört sich wissenschaftlich an, ist aber nur ein in sich geschlossener Kreis, denn die Erwähnung des Periandros und seines Gattenmordes im *Goldenen Buch* Marc Aurels stammt ebenfalls von Guevara, wie Blanco nur zu gut weiß, hier aber nicht in Betracht zieht. Er stützt also eine ausgedachte Aussage mit einer entsprechenden anderen. Und die vermeintliche Grundlage, Laertius, die Blanco als Leitschnur anlegt, ist ja vermutlich ebenso erfunden.

Hinsichtlich des Tyrannen Periandros hat Guevara ohnehin keine Chance, als Chronist

durchzukommen, da er diesen angeblich griechischen Herrscher von Korinth irrtümlich nach Syrien verlegt, was Blanco natürlich sofort als Fehler ankreidet (S. 315, Anm. a). Da Guevara in diesem Zusammenhang (1, xi) eine Synchronizität verschiedener orientalischer Herrscher vorstellt, die absolut lächerlich ist, stellt Blanco fest: *„Das gibt uns eine Vorstellung von dem Wert, den wir den Chronologien des Franziskaners (das ist Guevara) zumessen können, auch wenn sie noch so gut klingen und äußerst schwierig nur verifizierbar sind.“*

Der chronologische Wert ist also gleich Null, die „Historizität“ ebenfalls. Die häufigsten Wendungen, die der Kommentator Blanco in seinen Anmerkungen in Bezug auf die Echtheit der historischen Mitteilungen Guevaras bringt, ist von folgender Art:

*„Diesen Satz (oder Inhalt) konnte ich weder bei (folgt die von Guevara angegebene klassische Quelle) noch dessen Kommentatoren finden. Es ist wahrscheinlich, dass Guevara ihn erfunden hat.“*

Zu einem erstaunlich großen Teil findet Blanco jedoch „klassische“ Vorlagen, und diese dürften auch uns interessieren. Zunächst einmal ist dem gelehrten Franziskaner Blanco klar, dass sein berühmter Vorgänger im Orden vor fast 500 Jahren, Bruder Antonio de Guevara, sich die Techniken der spätmittelalterlichen Romanschriftsteller zu Eigen gemacht und weiter entwickelt hat, vor allem die Form des Briefes und der Rede, die natürlich — darüber bestand für seine Zuhörer oder Leser kein Zweifel — vom Autor erfunden wurden. Sowohl die als klassisch ausgegebenen Briefe als auch die angeblichen Reden, die vielen Berühmtheiten (Kaisern, Philosophen usw.) in den Mund gelegt wurden, waren für den Augenblick geschrieben und bezogen sich auf zeitgenössische Fragen und Ereignisse der Renaissance. Hinzu kamen Inschriften auf Grabsteinen oder Triumphbögen und Medaillen, die unter Vortäuschung archäologischer Merkmale als echt vorgestellt wurden. Und schließlich wurde der Text selbst in dieser Weise präsentiert: Er wurde zu allermeist als Wiederauffindung eines antiken Manuskriptes ausgegeben, das nur „übersetzt“ oder bereinigt worden war. So auch dieses geniale Werk, das Guevara angeblich nach langem Suchen in einer fürstlichen Bibliothek gefunden habe.





*Titelblatt des Buches von Antonio de Guevara, „Fürstenspiegel“, nach dem Titelblatt der Neuauflage durch E. Blanco (1994)*

Eigentlich war sich kein Zeitgenosse darüber im Unklaren, dass es sich hier um das bei Schriftstellern übliche Vorgehen handelt, das in keiner Weise wörtlich zu nehmen war. Die berühmten Anschuldigungen Pedro de Rhuas gegen Guevara sind deswegen auch eher inhaltlicher Art, vor allem in dogmatischer Hinsicht, da sich das Dogma gerade in jener Zeit mit rasender Geschwindigkeit wandelte und schon wenige Jahre nach Erscheinen von Guevaras Buch diese Berichtigungen nötig machte. Außerdem begann man gerade zu diesem Zeitpunkt die „Wiederentdeckungen“ antiker Abschriften für bare Münze zu nehmen und eine ernsthafte Geschichtsrekonstruktion zu entwickeln. Da musste ein hartes Wort gegen Guevaras allzu beliebte und längst als Faktensammlung eingereichte Schrift gesprochen werden, eine undankbare Aufgabe, die dem gelehrten Pedro de Rhua zufiel. Mit drei Briefen (1549 in Burgos gedruckt) entledigte er sich dieser Aufgabe.

Nun zu den tatsächlichen Quellen, die Guevara benützt haben will:

Die wichtigsten Zitate, sagt Blanco (5. XLVI), stammen aus Platon, Aristoteles und Seneca. Platon kannte er entweder aus der lateinischen Ausgabe des Humanisten Ficino oder aus einem „Flickentext“ (centon), also einer Zitatsammlung von Platons Werken,

somit also nur in Auszügen. Das Letztere scheint mir wahrscheinlicher, da Guevara seine Zitate zuweilen in ganz anderer Weise anbringt, als wir sie heute bei Platon verstehen würden, was darauf hinweist, dass sie aus dem Zusammenhang gerissen sind, wie es durch diese „Flickenteppiche“ bedingt ist. Allerdings stammt nur ein Viertel der Texte, die Guevara dem Platon unterschiebt, nach heutigem Verständnis aus Platons Werken. Drei Viertel sind demnach erfunden.

Die zweite Quelle ist Aristoteles; der war zwar im Hochmittelalter recht verbreitet, dennoch gelingt es Guevara, ihm völlig fremde Sätze und Gedanken unterzuschoben, ja neue „Werke“ dieses berühmten Philosophen zu „entdecken“. Da die Humanisten zu Guevaras Zeit ohnehin dem Aristoteles (als Vorbild der Scholastiker) abhold waren, ist dieser Vorgang durchsichtig und seinerzeit gebilligt worden, sagt Blanco (5. XL VII).

Und was Seneca anbetrifft, so sind „*praktisch alle Zitate reine Erfindungen*“, wie Blanco mit guten Literaturnachweisen belegt (ebenda). Nur vier Zitate stammen tatsächlich aus der Feder des berühmten Cordobensers. Die stoische Schule hat Guevara allerdings gut verarbeitet, was dem Zeitgeist bestens entsprach.

Das einzige klassische Buch, aus dem alle Zitate korrekt übernommen sind, ist die *Naturgeschichte* des Plinius; auch die Zitate aus Strabons *Geographie* sind - nach der lateinischen Version — wiedererkennbar (beides entspricht den umwälzenden Erkenntnissen, die der Jesuit und revolutionäre Chronologiekritiker Jean Hardouin fast zwei Jahrhunderte später veröffentlichte).

Daneben sind die berühmten Kaiserbiografen wie Suetonius, Sallust und Titus Livius mit großer Sachkenntnis ausgeschlachtet, oft aber ergänzt durch neue Themen und Anekdoten. Auch die Auswertung der Kirchenschriftsteller, besonders des Augustin, Euseb, Paulus Diakonus, usw. sowie einiger früher Humanisten wie Flavio Biondo und Sabellico gibt diesem Fürstenspiegel den Anstrich von Geschichtlichkeit.

Den Griechen Plutarch kennt Guevara nur aus den politischen Schriften des Francesco Patrizi (1494 und 1519), und den Laertius benützt er nach der Zusammenfassung eines Franziskanermönchs, Walter Burley, den er jedoch nie mit Namen nennt. Ein beträchtlicher Anteil aller Informationen stammt aus Bocaccios Werken.

Aus dieser kurzen Skizze lässt sich schon das Wesentliche der Quellenverwendung von Guevara herauslesen: Ein bedeutender Anteil der Zitate ist eigene Erfindung und als solche sofort erkennbar; ein weiterer Teil stammt aus zweifelhaften Quellen, Zusammenfassungen, Zitatsammlungen und dergleichen und müsste nach strengen Maßstäben ebenfalls als unzuverlässig ausgeschieden werden. Und ein kleiner Rest bezieht sich auf Kirchenschriftsteller, besonders Augustin und Euseb, die meines Erachtens in eben jener Zeit erst geschrieben wurden und durch Guevara eine weitere Echtheitsweihe erhalten, ohne ihrer würdig zu sein.

Dies zeigt sich unter anderem an der Götterliste (1. Buch, Kap. xi und xii), die teilweise mit der von Augustin (in: *De civitate Dei*, IV) übereinstimmt und eine Vielzahl von Göttern bringt, die in der Antike unbekannt waren, aber dem Geschmack der Renaissance entsprechen, da sie verbildlichte Begriffe sind wie z. B. ein *Deus mentalis*, „Gott des Gehirns“. Es scheint, dass Flavio Biondo in seiner Schrift *Roma triumphante* den Grundstock dazu gelegt hatte.

Veränderung und Erfindung der zitierten Quellen, sagt Blanco (S. XLIX), sind grundlegende Stilmittel von Guevaras literarischem Schaffen und wurden zu seiner Zeit

auch in dieser Weise aufgenommen. Ein geschichtlicher Anspruch war damit nicht verbunden.

Mit dem Fortschreiten der literarischen Schöpfung einer Antike, wie es sie nie gegeben hatte, entstand allerdings ein von den späteren Humanisten ernsthaft verteidigter Anspruch auf historische Echtheit, der zur Folge hatte, dass Werke, die in ihrer Entstehungszeit noch als elegante Zeitkunst aufgenommen worden waren, nun zum Standard einer Geschichtsvorstellung aufrückten, die bald wie ein fest gefügtes Fundament behandelt wurde und ein vielräumiges Gebäude trug, das nur noch mit Mobiliar angefüllt werden musste.

Der Vorgang ist bei Guevara schon selbst erkennbar: Sein erstes Werk, das *Goldene Buch des Marc Aurel*, ist nicht nur viel kürzer als das spätere, der *Fürstenspiegel*, sondern auch anspruchsloser, was den vorgeblich historischen Wert erhöht. Man zitiert Teile daraus, als handele es sich um eine tatsächliche Chronik.

Und das spätere Werk von Schütz, das uns heute als „Selbsterkenntnisse des Marc Aurel“ gilt, hat dann jene Stufe erreicht, die viele Werke der Renaissance heute kennzeichnet: Es ist allgemein anerkannt als zweifelsfrei echtes antikes Schriftstück. Dabei ist die Änderung der Taktik typisch: Aus einem Roman wird eine Aphorismensammlung, denn diese hat weit größere Chancen, unerkannt ins Gefüge der Geschichtsschreibung eingereiht zu werden.

Man besitzt ja inzwischen auch einen breiten Fundus angeblich antiker Texte, die als Basis herangezogen werden können und sozusagen den Beweis für die Echtheit der neuen Funde liefern. Die „klassischen“ Autoren haben natürlich selbst Vorschub geleistet für die Erfindungen und ihre Manier wortreich entschuldigt: Der wenig skrupelhafte Schriftsteller, sagt Quintilian, kann erfinden, was immer er will und irgendwelchen nie vorhandenen Autoren zuschreiben, ohne Furcht, entdeckt zu werden, denn was nie vorhanden war, kann nicht als gefälscht erkannt werden (Lehrbuch der Redekunst, 1, viii, 21, zit. in Blanco, Seite L). Das wichtigste, was ein solcher Fälscher haben muss, wenn er nicht überführt werden will, ist ein ausgezeichnetes Gedächtnis.

Blanco untersucht auch, warum wir im Gegensatz zu den häufigen literarischen Erfindungen der Renaissance gerade Guevaras Buch als offenkundige Fälschung herausgreifen und die anderen eher für glaubwürdig halten. Es liegt daran, dass Guevara die Erfindung der Geschichte zu seinem ganz eigenen System erhoben hat als Mittel zum Zweck. In diesem Sinne ragt sein „Fürstenspiegel“ aus den anderen Werken heraus, die stets nur in Teilen erfunden sind, mit großer Vorsicht und mit Rücksicht auf frühere Gestaltungen. Guevara übergeht dies mit genialer Freiheit. Ihm kommt es nicht auf die zu schaffende oder zu ergänzende Antike an, sondern auf die Moral seiner Zeitgenossen, die er mit diesem Werk prägen will, allen voran den kaiserlichen Hof und die Intellektuellen Europas.

Und das ist ihm offensichtlich gelungen.

Abgesehen davon hat er noch ein weiteres Ziel erreicht, das ihm — wie er selbst gesagt hat — nicht vor Augen stand. Er hat Geschichte geschrieben, vor allem antike Geschichte, und damit das Bild unserer Vergangenheit geprägt. Diese ist nun praktisch unlösbar verbunden mit der „anerkannten“ Geschichte. Sein *Marc Aurel* ist hineingewoben in die Zeitutopie der Antike und nicht mehr davon zu trennen. Erst wenn auch die anderen „Chroniken“ der Antike, die vielen Kaiserbiografien und Philosophien als entsprechende Erfindungen — wenn auch von soliderer Machart — aufgedeckt

werden, kann das Gesamtbild der antiken Geschichte als Roman der Renaissance einen neuen Stellenwert bekommen. In diesem großen Zeitroman nimmt Guevaras Werk als humorvollste und ehrlichste Schöpfung eine herausragende Stellung ein und wurde deswegen von mir als Beispiel gewählt.

## **Literaturhinweise**

Guevara, Fray Antonio de (1531): „Relox de principes“ (Sevilla; neu hrsg. durch Emilio Blanco O.F., Madrid 1994)

Topper, Uwe (1998): „Die Große Aktion“ (Tübingen)

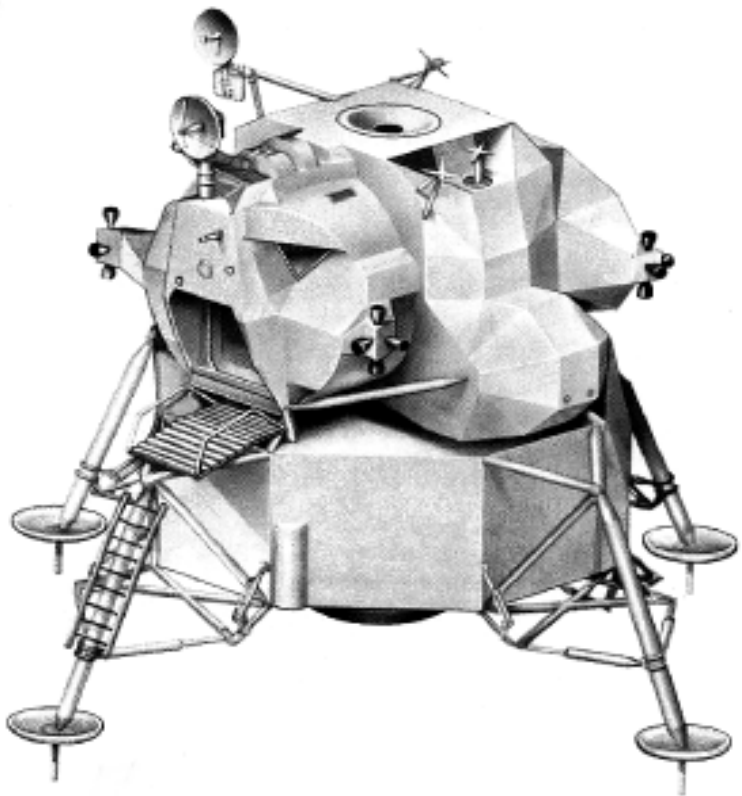
# Gernot L. Geise

## Das Wunder mit den APOLLO-Mondlandefähren

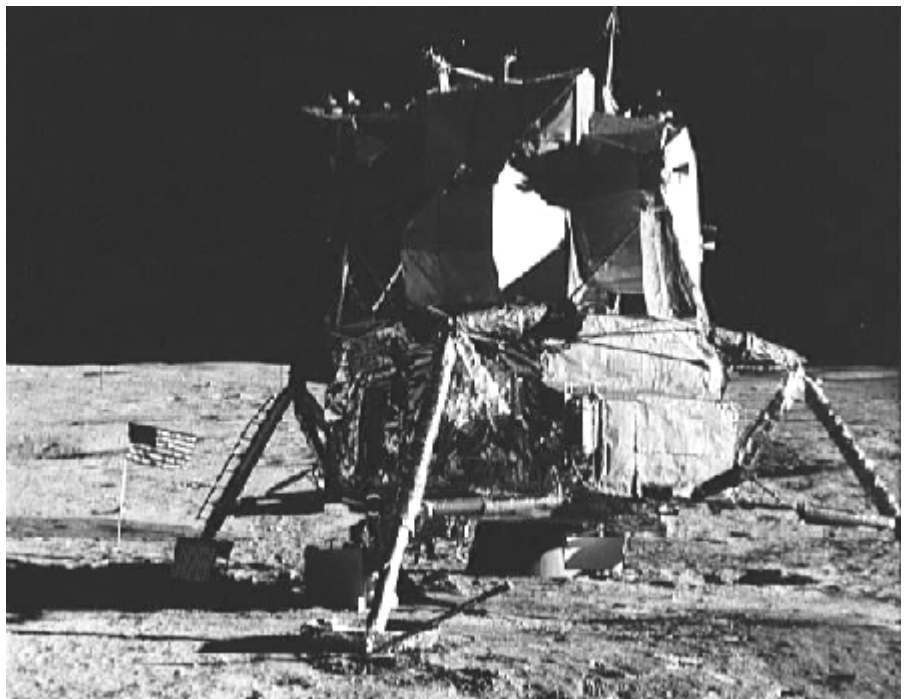
Als *John F. Kennedy* Anfang der sechziger Jahre verkündete, dass bis zum Ende des Jahrzehnts amerikanische Astronauten zum Mond und wohlbehalten wieder zurück zur Erde fliegen sollten, da befand sich die amerikanische Raumfahrt noch in den Kinderschuhen. Das heißt, die gesamte Technik für einen bemannten Mondflug, einschließlich der Träger Rakete SATURN 5 und der Landefähren LEM (Lunar Excursion Module, später LM), musste erst entwickelt werden. Mit einer Entwicklung allein war es jedoch nicht getan, denn ohne ausgiebige Tests ist die beste Entwicklung vergeblich.

Wir kennen das Drama um die drei in der Kapsel am Boden verbrannten Astronauten von APOLLO 1. Wir kennen auch die APOLLO-Vorläufermissionen MERCURY und GEMINI, die noch mit umgebauten ehemaligen V2-Raketen in die erdnahe Umlaufbahn flogen. Doch für die rund sieben Meter hohe Mondlandefähre (LEM), ebenso wie für die riesige SATURN 5-Trägerrakete, gab es keine Vorbilder. Sie mussten ganz neu entwickelt werden, und zwar zwangsläufig innerhalb von nur wenigen Jahren. Für ausführliche Tests war (fast) keine Zeit vorhanden. So zeigten die praktischen Testversuche mit dem LEM, dass das Gerät fatalerweise jede Menge Fehlfunktionen hatte, die auch nach praktischen Flugtests in der Erdumlaufbahn auftraten und kaum zu bewältigen waren. Aufgrund der hohen Fehlerquote ist es recht unglaublich, dass dieses Gerät bei der geschichtsträchtigen Mondlandung von APOLLO 11 eingesetzt wurde. Wenn ein Autokonzern ein Fahrzeug mit einer solchen Menge an Fehlern entwickeln würde, dann würde man schlicht von einer Fehlkonstruktion reden.

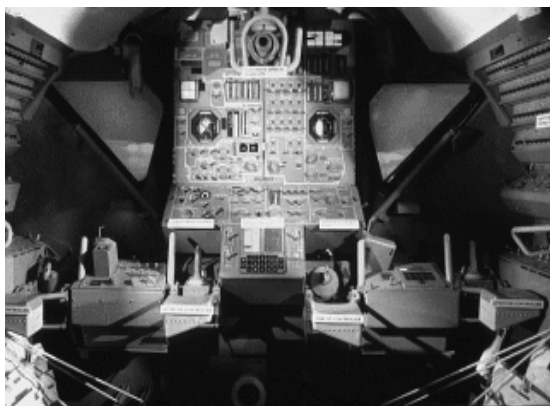
Der letzte LEM-Testflug vor APOLLO 11, mit APOLLO 10 „in der Mondumlaufbahn“, erwies sich als katastrophal. Die Landefähre



Die Mondlandefähre (LEM bzw. LM) bestand aus zwei Komponenten, dem unteren Landeteil und der mittels Verbindungsbolzen angeflanschten Retrokapsel, mit der die Astronauten „zurück zum Kommandomodul flogen“, das während der „Mondaktivitäten“ in einem „Orbit“ den „Mond umkreiste“. Auf der linken Seite der Ausstieg mit der Leiter.



Die Landefähre von APOLLO 14 „auf dem Mond“ - ohne Landekrater...



Das Innere der Mondlandefähre LEM

„Charlie Brown“ war kaum steuerbar. Sie wies mehr als tausend Fehlfunktionen auf und geriet kurzfristig völlig außer Kontrolle, wobei *Eugene Cernan*, der LEM-Pilot, lästerlich zu fluchen begann, wofür er später gerügt wurde.

Danach erfolgte kein einziger praktischer LEM-Test mehr. Was jedoch noch bedeutsamer ist: Keine einzige der Landefähren hatte auch nur eine einzige praktische Probelandung absolviert! Das heißt, die Milliarden Dollar teuren „Mondlandungen“ wurden mit Geräten durchgeführt, von denen man nur hoffen konnte, dass sie wunschgemäß funktionierten! Man fragt sich - sofern die Mondflüge wirklich stattfanden und nicht nur Simulationen darstellten -, wer für eine solche Verantwortungslosigkeit verantwortlich war! Stellen Sie sich vor, Sie würden sich ein Auto zusammenbasteln und dann, ohne vorherige Fahrtests und ohne zu wissen, ob es überhaupt fährt, eine ausgedehnte Urlaubsfahrt damit machen! Allein die Vorstellung ist absurd, doch ge-



Der an die Fähre angeflanschte Mond-rover (APOLLO 15)

nauso verlief der Einsatz der Landefähren.

Und mit diesem unberechenbaren, 15.422 kg schweren Gefährt, überwiegend bestehend aus einem Gerüst, das mit einer hauchdünnen Aluminiumhaut und einer ebenso dünnen Isolationsfolie bespannt war, und das niemals seine Landefähigkeiten unter Beweis stellen musste,

landeten (angeblich) nicht nur Armstrong und Aldrin wohlbehalten auf dem Mond, sondern auch die Astronauten aller folgenden APOLLO-Flüge. Und seltsamerweise muss hier ein



Landefähre (Detail): Solche Geräte, die aus Planen und Plastikfolien zusammengeschnürt waren, sollen weltraumtauglich gewesen sein! (APOLLO 17)

Wunder passiert sein, denn keine einzige Fähre zeigte mehr eine Fehlfunktion. Eine Ausnahme bildet der Computerausfall beim „Landeanflug“ mit der APOLLO 11-Fähre „Eagle“, so dass Armstrong manuell landen musste (im Flugsimulator?). Alle anderen „Landungen“ und „Rückstarts“ verliefen perfekt!

Es ist schon bemerkenswert, dass die Landefähren von APOLLO 11, 12 und 14 bis 17 so fehler- und einwandfrei funktionierten, obwohl die NASA andererseits bis heute - rund 27 Jahre nach APOLLO - noch kein einziges einwandfrei funktionierendes senkrecht landendes Gerät entwickeln konnte.

Dabei ist anzumerken, daß vor APOLLO 11 nicht nur die Landefähigkeit der Fähren, sondern auch die



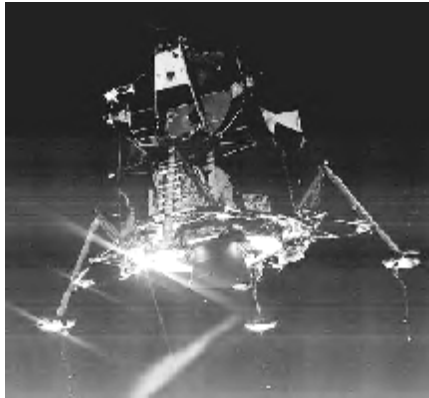
Instrumente in der Mondlandefähre LEM

Rückstartfunktionen der Retrokapseln überhaupt nicht getestet waren, schon gar nicht unter lunaren Bedingungen. Man hat niemals in der Praxis ausprobiert, ob die Retrokapseln überhaupt so funktionieren, wie sie es sollen! Doch bei den Mondmissionen kam merkwürdigerweise keine einzige Fehlfunktion mehr vor, alles funktionierte perfekt!

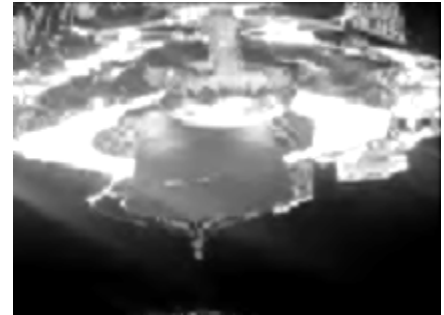
Und, anscheinend, um der Sache noch eine „Krone“ aufzusetzen, waren bei den Landungen der APOLLO 15 bis 17-Fähren an einer Seite der Fähren die „Mondrover“ angeflanscht. Nun weiß jeder Pilot, wie problematisch es wird, wenn in einem Flugzeug nur allein das Gepäck nicht gleichmäßig verstaut ist. Die einseitige Gewichtsbelastung der Landefähren durch die „Rover“ hätte also, wenn sie planmäßig durchgeführt worden wäre, zu allergrößten Stabilitätsproblemen führen müssen. Doch bei der Steuerung und der Landung der Mondfähren störte die einseitige Belastung merkwürdigerweise anscheinend überhaupt nicht!

Ich wundere mich, wieso solche Unmöglichkeiten von der Öffentlichkeit aufgenommen worden sind, ohne dass jemand stutzig wurde! Es muss doch auch Piloten geben, welche die Unmöglichkeit dieser Manöver aufzeigen können?

Die Computer-Spezialistin *Carol Chatwick* aus Philadelphia hat jedenfalls schon vor längerer Zeit die NASA-Angaben über Treibstoffmengen, Gewicht der Mondlandefähren, Schub- und Anziehungskraft - auch der SATURN-Startraketen - nachge-



# APOLLO



Die Landefähre „Eagle“ von APOLLO 11 nach dem Abkoppelungsmanöver auf dem Flug „zur Mondlandung“, aufgenommen aus dem Kommandomodul. Wichtig: die US-Flagge ist gut beleuchtet. Doch wo ist der Raketenantriebsstrahl? Die Düse ist gut zu erkennen, aber ohne Funktion. Dafür ist die Fähre von unten hübsch beleuchtet (siehe Ausschnitt). Handelt es sich bei diesen Bildern um ein Fahrenmodell, das an einem Faden hing?

rechnet, wobei sie zu dem Ergebnis kam, dass die angegebenen Werte unmöglich stimmen können. Warum hat das bisher sonst niemand bestätigen können, zumal die Leistungsfähigkeit der heutigen Computer gegenüber den Geräten vor nur zehn Jahren fast ins Unermessliche gesteigert werden konnte?



<b>LM Daten</b>	
<b>(NASA-Angaben)</b>	
Gesamtgewicht LM:	16618,758 kg
darin enthalten Treibstoff:	8862,492 kg
darin enthalten Gewicht Retrokapsel:	4981,641 kg
darin enthalten Treibstoff:	2383,233 kg
Kabinendurchmesser:	233,68 x 233,68 cm (92 x 92 inches)
Kabinendruck	4,6 - 5 psi

### **Anm. d. Red.:**

*Das Thema „Fälschung der Mondflüge“ wird demnächst - versehen mit vielen Originalfotos - als Buch veröffentlicht werden.*

# Die expandierende Bodenfläche - eine kosmische Betrachtung

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2000)

Das unumstößlich erscheinende Faktum, die Bodenfläche auf der Erde sei naturgemäß unveränderlich festgelegt, werden wir nach neueren Erkenntnissen nun relativieren müssen - es stimmt offensichtlich in dieser Ausschließlichkeit nicht.

Sie haben sicherlich von dem Prinzip der Kontinentaldrift gehört, das in diesem Jahrhundert von Alfred Wegener entwickelt wurde. Danach habe es einmal einen Urkontinent gegeben, inmitten eines globalen Meeres, dieser sei dann in einzelne kontinentale Schollen aufgebrochen, die nun auf einem inneren Magmagürtel driften. Auf diese Weise würden sich Nord- und Südamerika von Europa und Afrika seit 200 Mio. Jahren stetig weiter voneinander entfernen. Diese jährliche Differenz ist tatsächlich messbar und beträgt in Abhängigkeit vom Messort 10 bis 12 cm pro Jahr.

Also scheint mit dieser Theorie alles in bester Ordnung zu sein. Dabei wird als selbstverständlich vorausgesetzt, dass es auf der anderen Seite der Erdkugel zu einer entsprechenden Annäherung z. B. gegenüber Australien und Asien kommt. Doch da hat man nun ebenfalls diese jährliche Vergrößerung des Abstandes gemessen! Und das lässt logischerweise nur eine Schlussfolgerung zu: Unser Planet dehnt sich aus und wird zunehmend größer! Diesen Oberflächenzuwachs hat man bereits berechnet: z.Z. pro Jahr 5,2 Quadratkilometer.

Doch wodurch sollte dies geschehen? Die physikalischen Ursachen führen uns zu einem völlig neuen physikalischen Weltbild, das hier nur kurz skizziert werden kann. Danach existieren im Weltall Neutrino-Quellen (z. B. Supernova), die diese Partikel aussenden und von Himmelskörpern, wie unserem Planeten, eingefangen werden. Hierbei handelt es sich um gewaltige Energiemengen, die teils den Planeten durchdringend passieren, teils abgebremst und in Materie umgewandelt werden (also ein rückwärtiger Verlauf der berühmten Einsteinschen Energie-Masse-Gleichung, mit der Bildung von Masse aus Energie). Die obige Formulierung „Z. Z. pro Jahr 5,2 qkm“ bedeutet hierbei, dass dieser Massezuwachs nicht gleich bleibend verläuft, sondern exponential zunimmt - vergleichbar mit dem uns so geläufigen Zins- und Zinseszinsseffekt, da eine Erde mit mehr Masse auch entsprechend mehr Neutrinos konsumiert.

Dieser jährliche Materiezuwachs unseres Planeten soll immerhin  $915 \times 10^{11}$  Tonnen betragen, oder 16 500 Kubikkilometer. Dieses physikalische Prinzip erklärt zudem auch das Phänomen der Erdwärme, da hierdurch eine ständige innere Aufheizung erfolgt.

Wenn wir bei dieser vor sich gehenden Expansion voraussetzen, dass die globale Wassermenge der Weltmeere stets etwa gleich geblieben wäre, so verteilt sich die Masse der Weltmeere nun auf eine größere Planetenoberfläche. Da diese Oberfläche nicht eben ist, sondern beträchtliche örtliche Unterschiede im Höhengniveau aufweist, muss sich diese Wassermenge nun über diese sich vergrößernde Oberfläche verteilen. Und das heißt nichts anderes, als dass die bedeckende Wasserschicht insgesamt „dünnere“ wird und dadurch immer mehr trockene Landmasse hervortritt, entsprechend ihrem Höhengniveau. Hierbei treten jedoch außerdem primäre Gestaltungskräfte auf, die ein Aufreißen des Meeresbodens bewirken, wie dies z. B. links und rechts des mittelatlantischen Rückens sichtbar ist. Durch das Ausfüllen dieser Bruchzonen durch die Weltmeere sinkt der Spiegel der Weltmeere weiter ab. Über längere Zeiträume gesehen bleibt so die für eine Bewirtschaftung verfügbare Bodenfläche also nicht konstant sondern vergrößert sich. Auch wenn man berücksichtigt, dass es zudem in der Erdgeschichte - und das sogar in unserem Jahrhundert - teils bedeutende Hebungen des Meeresbodens gegeben hat, dem anderenorts ein Absinken gegenüberstand,



dürften sich solche Wirkungen im Mittel gegeneinander aufheben und keinen wesentlichen Einfluss auf diese Entwicklung der haben. Anders sieht es da schon bei den polaren Eispanzerungen aus, die im Südpolgebiet bereits eine Dicke von 3 km erreicht haben sollen und ständig weiter anwachsen. Irgendwann führt die durch sie bewirkte zunehmende Unwucht zu gravierenden Veränderungen in der Erdrotation, die vermutlich bis zu Polverlagerungen oder gar Polumkehrungen führen. Die damit verbundenen unvorstellbar riesigen Flutwellen und globalen Vulkanismen führen dann periodisch zu Neuordnungen der Oberflächenstruktur unseres Planeten und zum fast vollständigen Untergang der dadurch betroffenen Zivilisation. Das letzte dieser Ereignisse dürfte die noch im Gedächtnis der Völker verankerte Sintflut gewesen sein, die auf etwa 10 000 v. Chr. zu datieren ist. Dennoch wird sich trotz dieser Ereignisse die verfügbare trockene Landmasse über diese erdgeschichtlichen Zeiträume hinweg im Schnitt vergrößern.

---

# Ophir - der Ruf des Goldlandes

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2000)

Die meisten Kulturen der frühgeschichtlichen Zeit hatten durch den noch unentwickelten Verkehr zwischen den oft sehr weit auseinander liegenden Siedlungsgebieten einen zu geringen Kontakt miteinander, um ihr geografisches Weltbild entscheidend erweitern zu können.

Eine Ausnahme hiervon bildeten allerdings die Phönizier. Sie waren im 2. Jahrtausend v. Chr. durch den Migrationsdruck anderer Völker auf den schmalen Streifen zwischen Libanongebirge und Meer im heutigen Palästina gedrängt worden. Hier gab es keine ausgedehnten Ebenen, die sich für extensiven Ackerbau oder Viehzucht geeignet hätten. So entwickelten die Phönizier eine rationelle Landwirtschaft, dafür aber ein um so bedeutenderes Handwerk. Das Meer wurde diesem Volk der Fischer und Seefahrer zur zweiten Heimat. Sie vervollkommneten im Laufe mehrerer Generationen ihre Schiffbautechnik derart, dass bald das gesamte Mittelmeer zu ihrem Einflussbereich gehörte. Dabei entdeckten die Phönizier so manche Küste, die den anderen Völkern des Altertums noch unbekannt war.

Sicher ist, dass einige phönizische Seefahrer bereits im 12. Jh. v. Chr. die Straße von Gibraltar passierten und in Gades (Cadix) eine eigene Handelsniederlassung errichteten. Um 800 v. Chr. dann erreichten phönizische Segler Madeira und die Kanarischen Inseln. Die Phönizier kontrollierten so den gesamten Überseehandel der Antike. Sie hatten Verbindungen zu allen drei Erdteilen, die in der Alten Welt bekannt waren, und besaßen geografische Kenntnisse, die erst 2.300 später, im Zeitalter der großen Entdeckungen, wieder erreicht wurden. Für diesen Umstand gab es jedoch besondere Gründe. Die Berichte der phönizischen Kapitäne über neu entdeckte Küsten, ihre Bewohner und die Handelsmöglichkeiten dort wurden in den geheimen Archiven der Handelsherren von Sidon und Tyros aufbewahrt und gingen so der Nachwelt verloren. Die Phönizier betrachteten den Seehandel als ihr alleiniges Monopol. Daher wurden ihre Kenntnisse buchstäblich mit Gold aufgewogen.

Es lohnt sich, einmal darüber nachzudenken, wie die Geschichte der geografischen Entdeckungen wohl verlaufen wäre, wenn die großen Denker der Antike, von Homer bis Ptolemäus, die umfangreichen Kenntnisse dieses Seefahrervolkes hätten nutzen können. Wie viele Fehlinterpretationen und falsche Schlüsse wären ihnen erspart geblieben, wenn die Phönizier ihre Entdeckungen nicht allein aus dem engen Blickwinkel des Geschäftsinteresses betrachtet hätten.

Manchmal jedoch schlossen sich die Phönizier bei ihren Unternehmungen mit anderen Völkern zusammen. Dann konnte es vorkommen, dass in den Schleier ihrer Geheimhaltung Löcher gerissen wurden, die uns heute gestatten, ein wenig mehr von den damaligen Geschehnissen zu erfahren.

Denn mit Sicherheit hat der phönizische König Hiram nicht gedacht, dass die per Staatsvertrag mit seinem Nachbarn, dem König von Judäa, getroffene Vereinbarung für eine geheime Fahrt der Nachwelt ganz offen überliefert würde. In der Bibel steht unter 1. Könige 9:

*„Und Salomo machte auch Schiffe zu Ezeon Geber, das bei Eloth liegt am Ufer*

*des Schilfmeeres im Lande der Edomiter. Und Hiram sandte seine Knechte im Schiff, die gute Schiffsleute und auf dem Meer erfahren waren, mit den Knechten Salomos. Und sie kamen gen Ophir und holten daselbst 420 Kikkar (Zentner) Gold und brachten es dem König Salomo ... dazu die Schiffe Hiram's, die Gold aus Ophir führten, brachten sehr viel Ebenholz und Edelmetalle ... denn das Meerschiff des Königs, das auf dem Meer mit dem Schiff Hiram's fuhr, kam in drei Jahren einmal und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen."*

So kam der König der Juden in den Besitz von 420 Zentner Gold. Die Phönizier werden keinen geringeren Anteil erhalten haben, sofern diese Zahlenangaben wahrheitsgetreu sind. Hiram muss ein kluger Herrscher gewesen sein. Offenbar ahnte oder wusste er sogar, dass der Vorschlag König Salomos ein gutes Geschäft versprach. Daher setzte er sich über alle Sitten seines Volkes hinweg und schickte Salomo seine erfahrenen Seeleute.

Woher aber hatte Salomo, der sich mit der Seefahrt nun aber wahrhaftig nicht auskannte, die Kenntnis von einem Land, das nur auf dem Wasserweg erreichbar war? Dies lässt sich relativ leicht erklären.

Der Überlieferung zufolge heiratete König Salomo, nachdem er im Jahr 969 v. Chr. die Regentschaft von seinem sterbenden Vater David übernommen hatte, eine Tochter des Pharaos Psusennes II. Der Legende nach errichtete Salomo seiner Frau ein so prächtiges Haus aus wertvollem Gestein und Zedernholz, geliefert von seinem phönizischen Bundesgenossen Hiram, dass es selbst der verwöhnten Pharaonentochter ausnehmend gut gefiel. Vielleicht vertraute sie aus Dankbarkeit daher dem König die Kunde von jener Quelle an, aus der den Pharaonen seit Jahrtausenden das Gold zufloss, welches ihren märchenhaften Reichtum begründete.

Doch niemand außer Salomo und den Pharaonen wusste, wo Ophir zu finden ist. Das sagenhafte Goldland wurde deshalb zum Streitobjekt in der gelehrten Welt. Zahlreiche Untersuchungen ergaben ebenso viele verschiedene Ergebnisse. Ophir liegt in Indien, so ist behauptet worden, es soll in der Südsee zu finden sein, in Peru oder in Santo Domingo. Diese fantasievollen Theorien überschätzen jedoch den geografischen Horizont der Menschen des Altertums, so erstaunlich er auch für die damalige Zeit gewesen sein mag.

Viel wahrscheinlicher ist Salomos sagenhaftes Goldland im Süden Afrikas zu suchen. Die phönizischen Segler könnten nach einer Fahrt entlang der afrikanischen Ostküste auf etwa 20 Grad südlicher Breite bei Sofala, in der Gegend des heutigen Beira vor Anker gegangen sein. Gestützt wird diese These durch die ebenso umfangreichen wie rätselhaften Ruinenfunde, die im Jahr 1871 durch den deutschen Forscher Karl Mauch im Hinterland von Beira gemacht wurden und deren Mittelpunkt Groß-Simbabwe war. Es ist unweit des Golddistrikts gelegen, aus dem einst auch die Männer Hiram's und Salomos ihre Schätze bezogen haben könnten.

Die Ruinen von Zimbabwe haben keine unmittelbaren Anhaltspunkte für diese Annahme ergeben. Das Geheimnis von Groß-Simbabwe blieb bis heute ungelöst. Um dies zu verdeutlichen, sollen im Folgenden zwei tschechische Reisende zu Wort kommen, die den Ort in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts besuchten:

*„Auf Grund von Forschungen wurde Zimbabwe von den gleichen Ägyptern gebaut, die auch dem Niltal Leben gaben. Zimbabwe erbauten die Phönizier,*

*Perser, Sumerer, die auch die Anregung zur Erbauung Babylons gaben. Simbabwe erbauten die Araber und dann wieder rätselhafte Völker, die auf ungeklärte Weise aus dem Innern Afrikas hervorbrachen, um Simbabwe zu erbauen, und wieder geheimnisvoll verschwanden, vielleicht nur deswegen, um es den Archäologen als Steinbaukasten zu hinterlassen.*

*Schweigend durchschritten wir die Ruinen dieser unbekanntes Kultur und hatten dabei ein ganz neues, erleichterndes Gefühl von Freiheit. Denn die, die Simbabwe erbauten, hat es wenig gekümmert, ob darin in fernen Jahrhunderten Touristen mit französischen oder englischen Baedekern herumgehen werden. Das war ihnen gleich; sie wussten auch nichts von Mörtel und legten beim Bau ihres Werkes keinen Wert auf Unsterblichkeit wie die ägyptischen Pharaonen. Sie stellten ganz einfach zweckmäßige Bauten her."*

Lediglich der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass inzwischen sogar Außerirdische als Erbauer Groß-Simbabwes „verdächtig“ wurden.

Wo mag das gesuchte Ophirland nun wirklich zu finden sein? Zahlreiche ernsthafte Forscher tendieren dazu, die Gegend um Simbabwe tatsächlich als das gepriesene Land Ophir anzusehen. Damit wäre auch die Bemerkung im Alten Testament, dass eine Fahrt damals drei Jahre dauerte, hinreichend erklärt.

Das Reich der Pharaonen hatte zum Zeitpunkt der in der Bibel erwähnten Fahrt nach Ophir einen Tiefpunkt im ständigen Auf und Ab seiner langen Geschichte erreicht. Es kam daher als Abnehmer des ostafrikanischen Goldes nicht mehr in Betracht. Die Händler Ophirs mögen froh gewesen sein, in den Männern Hiram und Salomos nun plötzlich neue Käufer für ihren Goldüberschuss gefunden zu haben. Im Tausch gegen Zedernholz, Öl und Farbstoffe wechselte das Gold seinen Besitzer.

Schwer beladen mit einer kostbaren Fracht, die neben Gold auch aus Silber und Elfenbein bestanden haben dürfte, kehrten die Schiffe nach einer Fahrt von mehreren tausend Kilometern wieder in den Hafen von Ezeon Geber, bei dem heutigen Akaba, im Nordosten des Roten Meeres, zurück.

Wie die Phönizier mit ihrem Anteil an der Beute verfahren, blieb bis auf den heutigen Tag ihr Geheimnis. Salomos Geschichtsschreiber hingegen berichten, dass der König nach der Rückkehr seiner Flotte 200 Schilde, jedes zu 600 Stück Gold, anfertigen ließ, und außerdem seinen Thronstuhl aus Elfenbein, sechs Stufen hoch, mit purem Gold überzog. Vielleicht beeindruckte er deshalb auch die sagenumwobene Königin von Saba, die ihm im gleichen Jahr ihren Besuch abstattete. Sie brachte ebenfalls 120 Zentner Gold mit, die den Reichtum Salomos mehrten. Seiner angetrauten Frau - der Pharaonentochter - recht bald überdrüssig, umgab er sich mit einem Harem von 700 der schönsten Frauen aus allen damals bekannten Ländern. Er starb schließlich im Zwist mit seinem eigenen Volk, wohl ahnend, dass sein Reich ebenso wie sein Reichtum bald zerfallen werde.

Mehr als einhundert Jahre später versuchten die Israeliten erneut, ihre Staatskasse durch eine Reise in das Goldland Ophir aufzubessern. Wieder berichtet die Bibel von diesem Unterfangen:

*„Und Josaphat hatte Schiffe machen lassen aufs Meer, die nach Ophir gehen sollten, Gold zu holen. Aber sie gingen nicht, denn sie wurden zerbrochen zu Ezeon Geber.“ (1. Könige 22).*

So endete dieser zweite Versuch der Israeliten, diesmal ohne die Hilfe der erfahrenen

phönizischen Seebären das Land Ophir zu erreichen, mit einer Katastrophe, kaum, dass die Schiffe den schützenden Hafen verlassen hatten.

Die Phönizier jedoch haben in der Folgezeit ihre Fahrten durch das Rote Meer bis nach Südarabien sehr erfolgreich fortgesetzt.

## Literaturverzeichnis

- |                     |  |
|---------------------|--|
| Becker, Werner,     | Vom alten Bild der Welt<br>Leipzig<br>1969   |
| Ermersleben, Otto   | Länder des Goldes<br>Leipzig / Jena / Berlin<br>1982                               |
| Frobenius, Leo      | Die Kulturgeschichte Afrikas<br>Zürich / London / Köln<br>1954                     |
| Herodot             | Das Geschichtswerk<br>Hrsg. J. Werner und W. Hofmann<br>Berlin und Weimar<br>1967  |
| Plischke, Hans      | Entdeckungsgeschichte vom Altertum bis zur Neuzeit<br>Leipzig<br>1993              |
| Rackwitz, Erich     | Versunkene Welten - ferne Gestade<br>4. Auflage<br>Leipzig / Jena / Berlin<br>1975 |
| Rackwitz, Erich     | Fremde Pfade - ferne Gestade<br>Leipzig / Jena / Berlin<br>1986                    |
| Schiffers, Heinrich | Wilder Erdteil Afrika<br>Bonn<br>1954  |

© 2000 Eugen Gabowitsch

# Die Geschichte der Alchimie aus chronologiekritischer Sicht

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2000)

Das Buch heißt „Auf der Suche nach dem Stein der Weisen“ und wurde 1909 veröffentlicht. Und es existiert nur in Russisch. Sein Autor ist ein bemerkenswerter Mensch gewesen: ein Revolutionär und Theoretiker des Terrors, ein enzyklopädisch aber gleichzeitig fast nur autodidaktisch gebildeter Wissenschaftler und führender Wissenschaftsmanager am letzten Jahrzehnt des russischen Imperiums und in den ersten Jahrzehnten der Sowjetunion, ein Dichter und Schriftsteller.

Er hieß Nikolaj (Nikolaus) Aleksander (Aleksandrowitsch) Morosow und war ein führender Vertreter der russischen und später der sowjetischen Naturwissenschaften in der ersten Hälfte dieses Jh. Er veröffentlichte Bücher und Artikel zur Chemie, Astronomie, Astrophysik, Mathematik, biologischen Evolution, Meteorologie usw. Aber für uns ist er heute in erster Linie als der schärfste Kritiker der Chronologie und der Geschichtsschreibung interessant. Vielleicht einer der schärfsten im 20. Jh.

Ich veröffentlichte einen Artikel über N. Morozow (s. [1]) und mir ist leider keine andere deutschsprachige Publikation bekannt, die seinem ganzem Leben gewidmet würde. Im Vorwort [2] zur deutschen Übersetzung [3] eines der bekanntesten Bücher von N. Morozow „Offenbarungen in Gewitter und Sturm.“, schrieb berühmter Arthur Drews sehr eindrucksvoll über die ersten 2/3 seines Lebens. Aber das Hauptwerk „Christus“ von Morozow wurde erst in den 20er Jahren geschrieben und blieb somit bei A. Drews logischerweise unerwähnt.

Die einzige Frühere als in [1] Erwähnung vom siebenbändigen „Christus“ in Deutsch ist vermutlich mit dem Artikel [4] verbunden. Weil dieser Artikel heute eine Rarität darstellt, habe ich im Berliner Geschichtssalon (s. [5, 6]) über ihm und seine Verknüpfung mit N. Morozow und seinem „Christus“ berichtet.

Über den Autor K. von Phillipoff wissen wir leider nichts. Man kann nur vermuten, dass er zu der ersten Welle der russischen Emigration nach der Oktoberrevolution und dem Bürgerkrieg in Russland gehörte. Die Redaktion der Kölnischen Illustrierten Zeitung nannte ihn Historiker, aber im Verzeichnis der russischen Asylhistoriker steht sein Name nicht. Meine Versuche im Internet und durch Telefonbücher gefundene Namensvetter von K. von Phillipoff zu befragen, haben leider zu keinem positiven Ergebnis geführt. Sollte ein EFODON Mitglied in Köln und seiner Umgebung in Archiven nachforschen können, wäre das vielleicht für die Geschichte der Chronologiekritik in Deutschland vom Interesse.

Auch im Karlsruher Geschichtssalon wurde ein Vortrag mit dem Titel «Altertum – Ein Trugbild?» gehalten. Noch mehr, im Artikel [7], im Teil, das diesem Vortrag gewidmet wurde, ist fast der ganze Text des Artikels von K. von Phillipoff abgedruckt worden, auch die Erwähnung vom «Christus» von N. Morozow. Interessant ist zu bemerken, dass K. von Phillipoff seinen Artikel nach Russland dem Autor von «Christus» schickte und N. Morozow übernahm aus dem Artikel einige Passagen in die Einleitung zum letzten der gedruckten, also zum siebten Band seines Werks.

## Morozow als Chemiker

Heute ist Nikolaj Morozow (1854-1946) in Russland hauptsächlich als Revolutionär, langer Gefängnis-Insasse und Geschichtsrebell bekannt, obwohl er gleichwohl dort als einer der Wissenschaftler gehandelt wird, der die Anfänge der sowjetischen Naturwissenschaften formte,

und lange als Direktor der ersten sowjetischen naturwissenschaftlichen Forschungsanstalt (P. F. Lesgaft-Institut) in Peterburg (später Leningrad) aktiv arbeitete. 1932 wurde er zum Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR gewählt.

In Russland wird N. Morozow unter den Naturwissenschaftlern als Chemiker verehrt, der zur Vervollständigung des Periodischen Systems beitrug und als Erster, die Existenz der Edelgase voraussagte und begründete. Die Verdienste von N. Morozow als Chemiker wurden in seiner Zeit auch in Deutschland anerkannt. Sein Vortrag auf dem ersten Mendeleew-Kongress am 4. Januar 1908 in St. Petersburg zur theoretischen Begründung des periodischen Systems wurde als Broschüre [7] in der deutschen Sprache veröffentlicht.

Der Vater der russischen Variante des Periodischen Systems Dimitrij Iwanowitsch Mendeleew war auch derjenige, der die im Gefängnis geschriebene Arbeit von Morozow kurz vor seinem Tod las, guthieß und zur fertigen Doktorarbeit erklärte. Er plante auch als sein Doktorvater der Promotion beizuwohnen, schaffte aber das nicht mehr.

Die Doktorarbeit wurde als Buch „Periodische Systeme in der Struktur der Materie. Theorie der Entstehung der chemischen Einheiten“ 1907 in russischer Sprache veröffentlicht. Die Übersetzer der Broschüre [7] machten bezüglich dieses russischen Buchs die folgende Bemerkung in [7]: „Das Buch wird nächstens in deutscher Sprache erscheinen“. Ob das Versprechen gelöst wurde, ist mir nicht bekannt. Ich habe so ein Buch in Deutsch leider nicht gefunden (vielleicht wissen meine Leser etwas darüber). Ich fürchte, dass dieses Buchprojekt dem ersten Weltkrieg zum Opfer gefallen ist.

Aber auf jedem Fall ist sein am Anfang des Artikels erwähntes Buch „Auf der Suche nach dem Stein der Weisen“, in dem er die Geschichte der Alchimie beschreibt und sich hauptsächlich dem Problem der Transformation der chemischen Elemente verbunden füllte, von einem Fachmann geschrieben wurde, der die Materie gut beherrschte. Das Buch wurde durch ca. 150 Abbildungen illustriert, die hauptsächlich aus alten und raren Alchimie-Büchern stammten.

### **Morozow als Geschichtskritiker**

1907 erscheinen zwei Ausgaben des ersten Buches von N. Morozow zur Geschichts- und Chronologiekritik: "Offenbarungen in Gewitter und Sturm. Geschichte der Entstehung der Apokalypse." (s. [2]). In diesem Buch wurde aufgrund einer astrologisch astronomischen Interpretation apokalyptischer Bilder, die der Heilige Johannes am Himmel sah, eine Datierung des Zeitpunktes der Entstehung des Buches Johannes vorgenommen. Diese Morozowsche Datierung war in einem krassen Widerspruch mit der kirchlich chronologischen Tradition. Nämlich, seine astronomischen Retrokalkulationen ergaben ein Datum am Ende des 4. Jh., was der kirchlichen Tradition widersprach: Die Kirche hielt und hält bis heute das Buch Johannes zu einem der ersten christlichen Bücher und damit für ein viel älteres Werk, als die Datierung von Morozow ergab.

An dieser Stelle sei erwähnt werden, dass die astronomische Rückdatierung nicht eindeutig ist: Es gibt zwei Lösungen beim Rückdatierungsproblem aufgrund der Lokalisierung von Planeten in den Sternbildern, die man beim Heiligen Johannes findet. Genauer gesagt, es gibt zwei Möglichkeiten für die astronomische Datierung dieses Horoskops (Für mich ist ein Horoskop die exakte Beschreibung der Verteilung der Planeten nach Sternbildern). Die zweite Lösung liefert ein sogar noch viel späteres (um ca. tausend Jahre an unsere Zeit näheres) Datum, dass für Morozow noch unvorstellbar nah an unsere Zeit war (darum hat er diese Lösung nicht einmal analysiert). Die heutigen radikalen Chronologiekritiker wie Prof. A. T. Fomenko, halten gerade das jüngste Datum für richtig. Sie tun das aufgrund ihrer gesamten Forschung, die viele sehr lange Verschiebungen im Laufe der Geschichtsschreibung entlarvt haben.

Zum Buch „Offenbarung in Gewitter und Sturm“, das in der deutschen Übersetzung [2] einen anderen Titel erhielt, zum Autor des Buchs sowie zur Reaktion der russischen Öffentlichkeit auf

dies schrieb A. Dreuw in [3] Folgendes:

„Jetzt erlebte er die Genugtuung, dass sein Buch auf einmal in den Mittelpunkt des Interesses in Russland trat und das Für und Wider die Gemüter in seinem Vaterlande monatelang in Spannung hielt. Die Zeitungen brachten spaltenlange Aufsätze über die „Offenbarung in Gewitter und Sturm“. In allen wissenschaftlichen Kreisen und Zeitschriften wurde die Frage nach der Entstehungszeit der Apokalypse und der Persönlichkeit ihres Verfassers mit Leidenschaft erörtert. In einem Monat waren die ersten 6000 Exemplare des Werkes verkauft. Die zweite Auflage erschien noch in demselben Jahre in 10000 Exemplaren. Sie fanden gleichfalls einen reißenden Absatz. Jetzt wurde auch die Geistlichkeit aufmerksam, und während die weltlichen Gelehrten, besonders die Astronomen, und das gebildete Publikum mit Begeisterung für den Verfasser eintraten, eröffneten die Vertreter der Kirche gegen dessen Buch in der ihnen ergebenden Presse und auf der Kanzel einen Feldzug, der an Heftigkeit, Ungeniertheit und Niederträchtigkeit sich würdig allen ähnlichen Kämpfen zur Seite stellt, welche die Geistlichkeit aller Länder seit jeher gegen ihr gefährliche Bücher und Autoren geführt hat.

Ende 1907 begann Morosow in den größeren Städten Russlands auch öffentliche Vorträge über sein Buch zu halten. Sie vermehrten auf der einen Seite ebenso die Schar seiner begeisterten Anhänger, wie sie den Hass der Geistlichkeit ihm gegenüber auf die Spitze trieben. Bald wusste diese das Verbot seiner Vorträge bei der Regierung durchzusetzen, weil das Buch „für die orthodoxe Kirche schädlich“ sei. Ja, sie brachte es sogar fertig, gegen Ende des Jahres 1908, ohne von der Regierung hierzu ermächtigt zu sein, die „Offenbarung in Gewitter und Sturm“ in das Verzeichnis der konfiszierten Bücher einzuschmuggeln, um damit ihrer weiteren Verbreitung ein für alle Mal ein Ende zu machen. Gegenwärtig ist der Verfasser des Buches von neuem der Gerichtsbarkeit verfallen, die ihn wegen seines jüngst erschienenen Buches „Sternenlieder“ zu einem Jahr Festung verurteilt hat.“

Diese letzte Einkerkung vom N. A. Morosow war rein formell nicht mit seiner Geschichtskritik, sondern mit seinen revolutionären Liedern und Dichtungen in Verbindung gebracht worden. Trotzdem kann nicht ausgeschlossen werden, dass auch sein Buch [2] in den Arbeitszimmern der Richter des zaristischen Gerichtes gegen den Angeklagten sprach.

### **Wo sind die alten Manuskripte geblieben?**

Als die oben beschriebene kirchliche Hetze gegen den Geschichtsrebell N. Morozow startete, wurde als Hauptargument gegen seine um drei Jahrhunderte verjüngte Datierung des Buchs Johannes mit folgenden Argumenten „widerlegt“: Das Buch Johannes wurde durch Origenes, Tertullian und andere alten Schriftsteller erwähnt, die alle früher, als Ende des 4. Jh. gelebt haben sollen. Es wurde selbstverständlich kein Beweis für die Richtigkeit der Datierungen der entsprechenden Werke der alten Schriftsteller erbracht. Man nahm das einfach als eine Selbstverständlichkeit, als etwas, was schon lange jedem bekannt wurde.

Der weniger erfahrene Leser von solchen chronologischen Argumenten sollte einfach glauben, dass irgendwo (vermutlich in kirchlichen Archiven) die Originale dieser Werke oder mindestens die Abschriften derjenigen durch die Schüler und Mitstreiter dieser Schriftsteller vorhanden sind und dass sie einwandfrei datiert sind. In Wirklichkeit sind keine solchen Manuskripte in der ganzen Welt zu finden. In [9] schrieb N. Morozow im Dezember 1911

„Die alte theologische Literatur hat viel Ähnlichkeit mit der alchemistischen.

Beim Durchlesen einer vor Ende des 19. Jahrhunderts verfassten Geschichte der Alchimie erstaunt man über die Menge des von den ältesten Zeiten her auf uns gelangten Materials. Wir besitzen vortreffliche fortlaufende Berichte über das Suchen nach dem „Stein der Weisen“, es fehlt darin kein einziges Glied. Man ist geneigt, dem Verfasser, da er aus den



Urkunden, die ihm zur Verfügung standen, alles Wunderbare, offenbar Unglaubwürdige und Widersprechende sorgfältig ausgeschieden hat, aufs Wort zu glauben.

Ist aber der von ihm benutzte Rest des Materials dadurch glaubwürdiger geworden? Gewiss nicht! Auch aus den arabischen Märchen von „Tausend und eine Nacht“ könnte in ähnlicher Weise eine an sich glaubwürdige, pseudogeschichtliche Erzählung herausgezogen werden, in der aber natürlich kein Wort den historischen Tatsachen entspräche.“

Alles, was die Historiker (auch die kirchlichen Geschichtsschreiber) über diese Berühmtheiten der Antike wissen, stammt aus Büchern der ersten zwei bis drei Jh. des Buchdrucks. Und die Leute, die diese Werke veröffentlichten, lebten nicht nur um ca. 1,5 tausend Jahre nach den Daten, die den oben erwähnten Schriftstellern zugeordnet werden, sondern waren gemäß den geistigen Sitten ihrer Zeit oft nicht besonders gebildet, kaum chronologisch glaubwürdig und glaubten an so viele Dummheiten, dass man sie kaum heute als Autoritäten in den Fragen der Chronologie betrachten würde.

### **Geschichte der Alchimie bestätigt die allgemeine Geschichtskritik**

Weil er seine Studie der Geschichte der Alchimie gerade vor der Veröffentlichung des Buchs [2] herausgab, konnte N. Morosow dadurch neue Argumente für seine Geschichtskritik präsentieren. In [9] schrieb N. Morozow über die Geschichte der Alchimie Folgendes:

„Am Schlüsse des 19. Jahrhunderts unternahm es der berühmte Chemiker Berthelot, die Geschichte der Alchimie zu erforschen. Dank seinem großen Namen öffneten sich vor ihm die Türen aller europäischen und asiatischen Bibliotheken. Er durchforschte fast alle bis auf uns gelangten Urkunden, musste sich dann aber sagen, dass keine Einzige auf Zuverlässigkeit Anspruch machen konnte. Vielmehr ergab sich, dass alle diese schön aneinander gereihten Erzählungen nicht vor dem 17. Jahrhundert verfasst worden sind, obwohl sie dem grauesten Altertume zugeschrieben waren.

In den europäischen Bibliotheken stehen viele „lateinische Übersetzungen“ von alten arabischen Schriftstellern, selten in Handschriften, meist in gedruckten Sammlungen der ersten Jahrzehnte der Buchdruckerkunst, die alle früheren Geschichtsschreiber der Alchimie benützt haben. Es stellte sich nun heraus, dass die arabischen Originale nicht bloß unauffindbar waren, sondern Berthelot musste sich überzeugen, dass sie überhaupt nie vorhanden gewesen waren, weil in den meisten dieser Übersetzungen nur griechische Schriftsteller zitiert wurden. Auch gehörten verschiedene Gedankengänge in diesen Übersetzungen unzweifelhaft dem Ende des Mittelalters an.

Schließlich kam Berthelot zu der Ansicht, dass alles, was in den ersten gedruckten Sammlungen auf uns gelangt ist (15., 16. und 17. Jahrhundert), ebenso wie die vorhergegangenen Handschriften aus der alten Periode der Alchimie, durchaus apokryph ist und dass weniger bekannte Schriftsteller der Renaissance die Gewohnheit hatten, ihre Werke unter dem Namen alter berühmter Autoren oder als Übersetzungen aus dem Griechischen, Arabischen oder Hebräischen herauszugeben.“

Eigentlich war N. Morosow um die Zeit noch relativ am Anfang seiner geschichtskritischen Forschung, die ihm später zur Verneinung der griechischen und römischen Antike sowie des Altertums führte. Aber er kam schon im Buch „Auf der Suche nach dem Stein der Weisen“ zum Schluss, dass die Gesamtheit der sämtlichen historischen Quellen der Zeit, die vor der Gutenbergschen Erfindung liegt, einem Augiasstall ähneln, welchen zu reinigen, die Kräfte eines Einzigen um das Tausendfache übersteigt. Einem Augiasstall, in welchem Jahrhunderte lang nicht die Pferde, sondern die Mönche standen:

„Ob nicht eine solche Gewohnheit auch bei den mittelalterlichen Mönchen und Theologen bestand? Ob sie ihre Werke und Predigten nicht mit den Namen alter Berühmtheiten deckten

und dadurch unsere Vorstellungen von der Entwicklung der christlichen Ideen im Altertum irreführt haben? Andeutungen dieser Art finden sich bei neueren und älteren Geschichtsschreibern. Zahlreiche Urkunden, die noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für sehr alt gehalten wurden, erwiesen sich als unecht, und manche werden nur deshalb für zuverlässiger angesehen, weil die Beweise für ihre Unechtheit noch nicht erbracht sind.” [9]

### **Geschichtlicher Augiasstall ist immer noch nicht gereinigt**

Am Anfang des Jh. hatte noch nicht jeder einen PC. Und auch die Internetverbindungen funktionierten nicht ganz perfekt. Darum dachte N. Morosow an die kritische Erforschung der historischen Quellen in den folgenden Kategorien:

- ✓ Man sollte eine internationale Gesellschaft zur kritischen Überprüfung sämtlicher der „alten“ Manuskripte bilden.
- ✓ Diese Gesellschaft soll breite finanzielle Unterstützung der reichsten Länder der Welt erfahren
- ✓ Mit diesem Geld soll das Kopieren sämtlicher für alt gehaltener Manuskripte aus allen Bibliotheken und Archiven der Welt bezahlt werden.
- ✓ Alle so versammelten Manuskripte aus der Zeit vor dem Jahr 1500 n. Chr. sollten in eine der verbreitetsten europäischen Sprachen übersetzt werden
- ✓ Die Kopien und die entsprechenden Übersetzungen sollten allen großen staatlichen und universitären Bibliotheken der Welt zugeschickt werden.

So und nur so, meine N. Morozow, kann Geschichte aus einer konventionell-religiösen Lehre in eine Wissenschaft umgewandelt werden, wo jeder gebildete Mensch die Grundlagen dieser Wissenschaft kontrollieren und erforschen könnte. [„Auf der Suche nach dem Stein der Weisen“, S. 289]

Dieses Programm wurde bis heute noch nicht verwirklicht. Im Zeitalter der Computer und der Rechnernetze ist es aber im Prinzip viel realistischer geworden. Auch heute noch wird es ohne großzügiger finanziellen Hilfen der Staatengemeinschaft nicht gehen. Aber dafür muss zuerst die Öffentlichkeit klar verstehen, dass es hier nicht um die Verschwörung einiger wenigen Verrückten gegen die Wissenschaft geht, sondern um eine dringende Notwendigkeit, die der ganzen Menschheit endlich erlauben wird, die Geschichte von Mythen, Fälschungen, Fehlern und Fehldeutungen zu befreien und den Weg zur Geburt einer wissenschaftlichen Theorie der Vergangenheit zu öffnen. Eine immense kulturhistorische Aufgabe!

### **Literatur**

1. Eugen Gabowitsch, Nikolaj Aleksandrowitsch Morozow: Enzyklopädist und Wegweiser der Chronologie – Revision, Zeitensprünge
2. Nikolaus Morosow, Die Offenbarung Johannis, Eine astronomisch - historische Untersuchung, Stuttgart, Verlag von W. Spermann, 1912.
3. Arthur Drews, Geleitwort, in [2]
4. K. von Phillipoff, Altertum - ein Trugbild, Kölnische Illustrierte Zeitung, 1.4.1932
5. Eugen Gabowitsch, Berliner Geschichtssalon; Fomenko und die Dinos, EFODON SYNESIS, Nr. 5/1999, 28-31.
6. Berliner Geschichtssalon, CD, zu bestellen bei Christian Blöss (Unkostenbeitrag DM 20), Erkelenzdamm 49, 10999 Berlin, Fax. 030 / 61 40 11 64, E-Mail [berlings@aol.com](mailto:berlings@aol.com)

- 
7. Eugen Gabowitsch, Walter Haug, Karlsruher Geschichtssalon „Geschichte mal ganz anders!“, EFODON SYNESIS, Nr. 5/1999, 31-38.
  8. N. A. Morozoff, Die Evolution der Materie auf den Himmelskörpern. Eine theoretische Ableitung des Periodischen Systems, Dresden, Verlag von Theodor Steinkopff, 1910.
  9. Nikolaus Morosow, Vorwort zur deutschen Ausgabe, in [2]
-

Walter Haug

## Pyramiden auch in Deutschland?



Abb. 1a: Sommerhölde in Schmie, Cairn IV mit Portal.

Pyramiden beschränken sich offenbar nicht allein auf Ägypten und Südamerika, das belegen Entdeckungen, die in letzter Zeit gehäuft gemacht wurden. Man denke an die pyramidenförmigen Hügel, die Thor Heyerdahl auf den Malediven ausgrub (1), an die weißen Pyramiden bei Xian in China (2) oder die gestuften Steinpyramiden auf Teneriffa, die Harald Braem („Terra X“) entdeckt hat (3) und mit den Cairns der Bretagne vergleicht. Doch dieser Artikel handelt von einer Entdeckung hier mitten in Deutschland, von einer archäologischen Sensation, die geeignet ist, das Bild unserer Vorgeschichte in weiten Teilen völlig neu zu entwerfen. Gibt es große Monumente aus Stein, Bauwerke, in denen vermutlich die größten Regenten einer versunkenen Kultur hier mitten in Deutschland einst bestattet wurden?

Ruinen, im Wald verborgen, die in ihrem äußeren Erscheinungsbild an die vom Regenwald überwucherten Tempel der Inka, Maya und Azteken erinnern, tauchen real und anfaßbar vor unseren Augen auf und lassen uns kopfschüttelnd verharren.

Warum wurde bisher noch niemand auf diese Riesenbauten aufmerksam? Ist es denn zu fassen, dass hier, mitten in einem der wissenschaftlich und technisch weit entwickelten Länder der Welt, solch monumentale Architekturen dem Auge der mit aller Weisheit und Kenntnis universitärer Bildung ausgestatteten Forschenden schlicht entgangen sind?

Es gibt offensichtlich immer noch weiße Flecken der bewussten

Wahrnehmung hier in unserem Land. Auch Deutschland ist ein Terra X, das unerwarteterweise die größten Steinbauten einer rätselhaften Hochkultur aufweist. Finden wir hier die Wurzeln der von Braem gesuchten unbekanntesten Weltkultur, die als Seefahrer der Vorzeit ihre Pyramiden über die ganze Welt verstreuten?

Die Entdeckungen liegen in einer Region, die jahrhundertlang zu den ärmsten Deutschlands gehörte. Die wirtschaftliche Unterentwicklung und kulturelle Vernachlässigung dauert bis in die Mitte unseres Jahrhunderts. Erst nach dem 2. Weltkrieg eroberte sich die demographische Expansion auch diese idyllischen Randgebiete. In die umliegenden Städte pendelnde Yuppies bauten dort ihre Wohnhäuser, und mittelständische Industrien brachten neuen Wind in Landschaf-



Abb. 1b: Cairn I, Zwerchhölde in Sternenfels, Basismauer während der Freilegung.



Abb. 1c: Cairn IV, Mauerecke

ten, die in ihren uralten Bezeichnungen Kraichgau und Zabergäu genannt werden.

Das Fundgebiet nun erstreckt sich im Städtedreieck Karlsruhe — Pforzheim — Heilbronn, wobei die größten Vorkommen, richtige Nekropolen, bei Bruchsal, Breuen und Maulbronn zu finden sind. Das allerdings unter dem Vorbehalt, dass jederzeit noch weitere Funde an anderen Orten gemacht werden können, wobei der Schriftsteller Uwe Topper (4) das größte Monument erst im Frühjahr 1999 direkt neben den geheimnisumwobenen Externsteinen bei Detmold entdecken konnte: Den Bärenstein mit einer Seitenlänge von 250 Metern!

### Eine Außenseiterentdeckung trifft auf den Widerstand der etablierten Wissenschaft

Was nun macht das Auge des

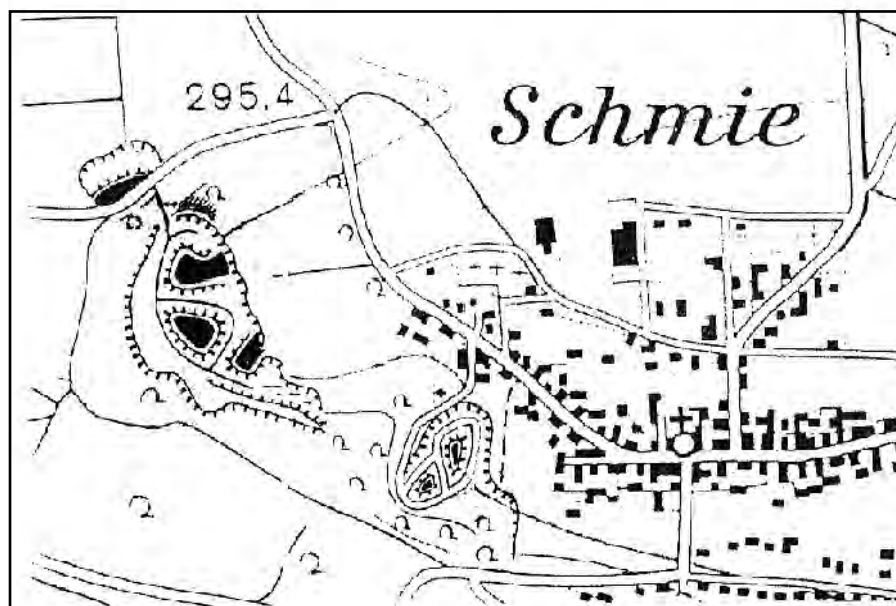
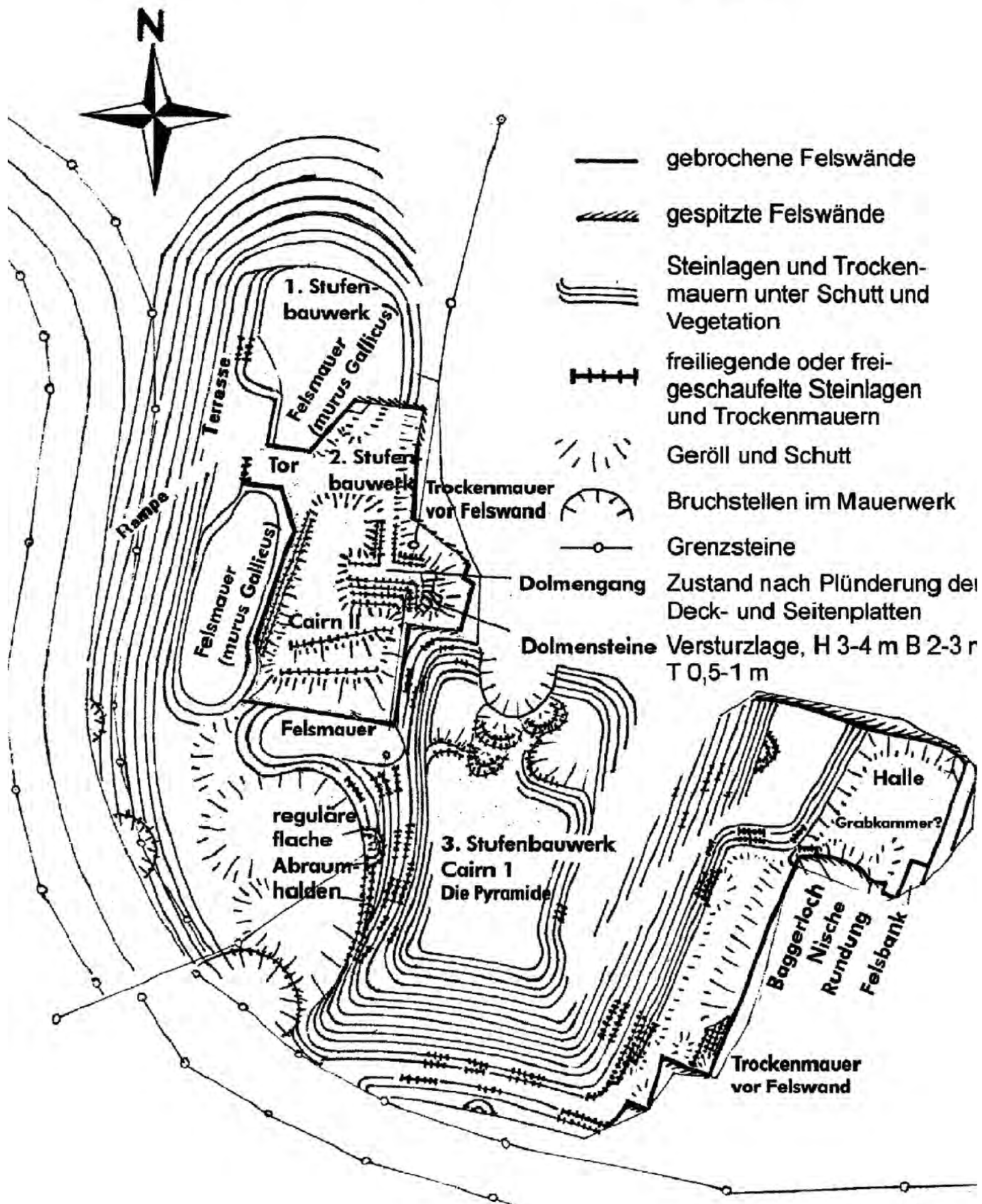


Abb. 2

# Grundriß "Zwerchhölde"

"Unterer und Oberer Seebuch" - Flur "Schwann" - Forstdistrikt "Kessel"  
 nach der Flurkarte 852350, 1:500 vom 23.11.1991 des  
 Staatlichen Vermessungsamtes Pforzheim

0 10 20 m



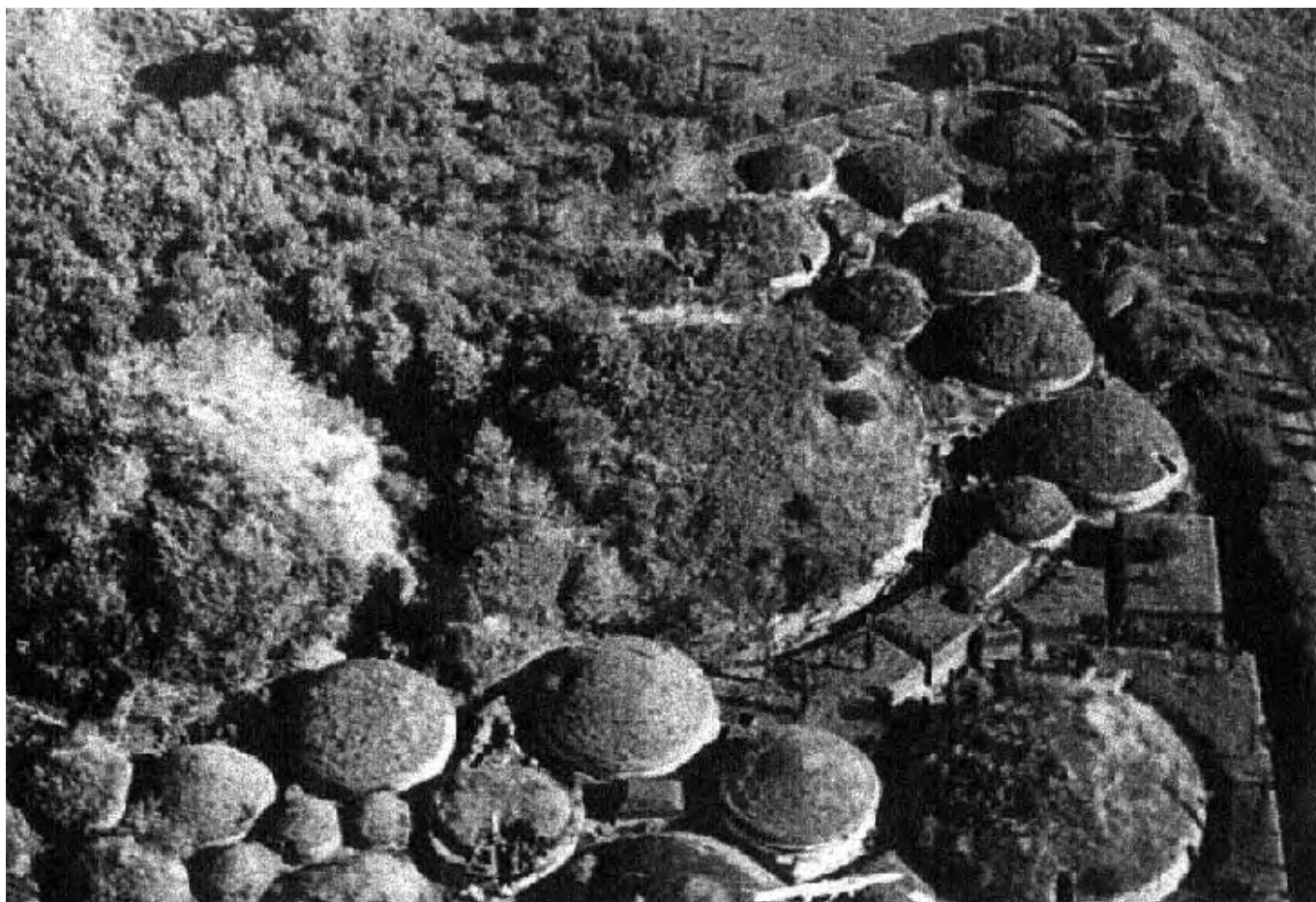


Abb. 3: Luftbild der Banditacci-Nekropole von Cerveteri im Etruskerland.

professionellen archäologischen Betrachters so unempfindlich gegenüber diesen Funden? Anlässlich der Entdeckung Anfang der neunziger Jahre konnten die damaligen Vertreter der Landesdenkmalämter in Karlsruhe und Stuttgart die Bauwerke nicht als prähistorisch identifizieren. Sie sahen die Situation dieser alten Gemäuer, umgeben von hohen Felswänden, und glaubten daher wissen zu müssen, dass es sich bei den riesigen offensichtlich gemauerten Hügeln um Abraumhalden profaner Steinbruchbetriebe handelt.

Wer sich allerdings wirklich mit der Materie auseinandersetzen will, muss eine realistische Erklärung dafür finden, dass es zwei Kategorien von Steinbrüchen gibt: Tatsächliche, die meist völlig leergeräumt als gähnendes Loch dem Betrachter erscheinen und damit klar zu erkennen geben, dass sie kommerziell ausgebeutet wurden, oder aber solche, die große Bauwerke beinhalten, die man oberflächlich betrachtet für Abraumhalden halten könnte, wenn sie nicht einfach viel zu groß geraten

wären und die Steinbrüche in Gänge ausfüllen würden.

Diese Bauwerke nun kann man mit Grabbauten der Megalithkulturen vergleichen, und der ausgehauene Fels erinnert an so manche Felsgräber und Felstempel, die man von anderen Kulturen der Vorzeit kennt. Man hat Felswände vor sich, die mit drei bis vier Meter dicken Trockenmauern zugebaut wurden, ähnlich etruskischen Felsnekropolen (z.B. San Giuliano bei Barbarano Romano), Felswände, die z.T. bis vierzig Meter Länge völlig gerade und glatt verlaufen, die gestuft oben überhängen (beim Abbau ist mit genau umgekehrter Stufung zu rechnen), die Nischen und Kammern aufweisen, welche in genau denselben Dimensionen in anderen Nekropolen zur Aufbewahrung von Devotionalien und Leichen dienten.

Wenn man sich anschaut, wie exorbitant groß (80 x 80 x 12 m) diese „Halden“ aufragen (Abb. 1a-c), dass sie rundum aus Mauerwerk aufgebaut sind und in der Regel eng an eng stehend den Transportern kaum Raum zum Rangieren übrig lassen (Abb.

2), dass kein Material, keine einzige der sorgfältig zugehauenen Platten und der Blöcke das Areal verlassen hat, ja vermutlich sogar Baumaterial zusätzlich von außen hinein geschafft wurde, dann zerstiebt die alibi-funktionell aufrechterhaltene Illusion vom „höchstens zwei- bis dreihundert Jahre alten Handwerkersteinbruch“.

Nun kann jeder einen wirklich etwa dreihundert Jahre alten Steinbruch in der Region besichtigen, und zwar, wenn man mit der Stadtbahn von der Karlsruher Innenstadt Richtung Bretten fährt. In Grötzingen sieht man links unter sich die Pfinz und an ihrem jenseitigen Ufer eine große moderne Wohnsiedlung. Dieses Areal ist ein riesiger Steinbruch, dessen Bausteine 1715 zum Bau des Karlsruher Stadtschlusses über die Pfinz und eigens gegrabene Kanäle weggeflößt wurden. Die bergseits hoch aufragende Felswand beherbergte bis in die siebziger Jahre ein umfangreiches Industrieareal. Wer sich als Archäologe wirklich ernsthaft mit der Frage „Steinbruch oder Felsnekropole“ auseinandersetzen will, kommt um die Bewertung dieses völlig norma-



*Abb. 4: Die Zwerchhalde von Sternenfels, Cairn I, Ansicht von Westen.*

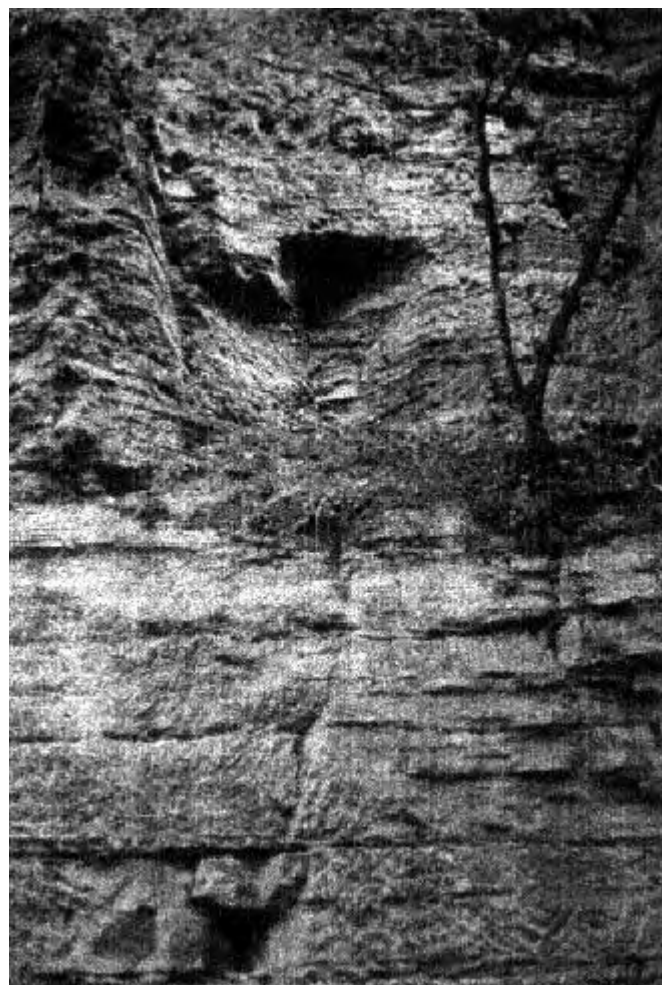
len Steinbruches nicht herum, der nirgends eine Halde aufweist, die den Bau der Wohnhäuser auf völlig planem Niveau behindert hätte.

Welcher Steinbruchbesitzer in der Menschheitsgeschichte wäre jemals auf die seltsame Idee gekommen, nur Abraum zu produzieren und diese Abraumhalden ummauern zu

müssen? Jede Mauer, die einmal um einen Haufen gezogen wird, würde beim Aufkippen neuen Schuttes zugeschüttet, das Ergebnis also eine sinnlose Verschwendung von Material und Arbeitskraft.

Aber unsere Theoretiker haben sich auch nie die Mühe gemacht, einen regulären Steinbruchbetrieb zu

besichtigen. Hinter ihrer abstrusen These steckt die moderne Idee von Unfallverhütung, die erst sehr spät nach der Aufklärung aufgekommen ist und in der Antike und im Mittelalter nicht im mindesten vertreten wurde, denn damals setzte man sogar Kinder im Bergbau ein und zog sie zu Steinbrucharbeiten heran, wie heute



*Abb. 5 a und b: Felswände der Zwerchhalde von Sternenfels.*

# Pyramiden

noch in Indien und anderen Staaten.

In Wirklichkeit begegnet man hier wieder den sattsam bekannten Symptomen eines Wissenschaftsbetriebs, der aufgrund seiner immensen Fülle von Informationen nicht in der Lage ist, den Überblick zu erhalten. Jeder Wissenschaftler hat nur eine Chance, sich als Spezialist neue Erkenntnisse zu erarbeiten.

Das führt dazu, dass ein auf römische Provinzial-Archäologie spezialisierter Doktor der Archäologie offenbar noch nie von vergleichbaren Nekropolen in anderen Teilen des Kontinents gehört hat und deshalb behaupten kann, Grabhügel in Steinbrüchen seien ihm unbekannt und unglaublich. Dabei fehlt ihm schlicht die Kenntnis der etruskischen Banditacci-Nekropole bei Cerveteri, etwa neunzig Kilometer nördlich von Rom (Abb. 3).

Dort entstanden zwischen 700 und 100 v.Chr. Grabhügel, die auf einer Breite von zwei Kilometern in den Fels hineingebaut wurden (5). Man hat es also genauso mit einem riesigen Steinbruchkomplex zu tun, mit einer dichten Ansammlung von Grabbauten, die bergseits ringsum von einer Felswand umgeben sind, wie die Monumente hier in Südwestdeutschland. Diese Grabhügel füllen den „Steinbruch“ genauso hermetisch aus, wie die angeblichen Halden hier.

Dieser Artikel kann bei weitem nicht all die entdeckten Bauwerke im Fundgebiet und die erreichten Forschungsergebnisse vorstellen, die im Laufe der zehn Jahre seit der Entdeckung des ersten Monuments gesammelt wurden. Sie sind in einer Dokumentation vereint, die in unserem Verlagswesen - man kann's nicht glauben! - immer noch nach einem großen Verlag sucht.

Hier soll nur anhand der wichtigsten Kriterien auf archäologische und damit auch für die Schulwissenschaft nachvollziehbare Weise bewiesen werden, dass hier in Deutschland in der Vorzeit Stufenpyramiden gebaut wurden. Dazu muss herausgestellt werden, dass es sich bei den Fundstätten nicht um kommerzielle Steinbrüche vergangener Jahrhunderte handelt.



Abb. 6: Pikierte Felswände in einem ägyptischen Pyramidensteinbruch.

Machen wir dies am Beispiel der Zwerchhölde von Sternenfels (etwa zehn Kilometer nordöstlich von Bretten), die als erste entdeckt wurde und von der eine Abbildung des oberen Cairns gezeigt werden kann (Abb. 4). Eine Darstellung des Gesamtbauwerks (s. Karte) jedoch ist durch die Lage im Wald äußerst schwierig. Selbst ein Fotoflug im laubfreien Frühling brachte keine verwertbaren Ergebnisse.

## Die Bearbeitung der Felswände

Jeder Geologe und Archäologe, der sich hier mit den glatt bis zu sechzehn Metern Höhe aufragenden, gerade verlaufenden Felswänden konfrontiert sah, musste konstatieren, dass dies nicht dem normalen Erscheinungsbild in Steinbrüchen entspricht. Dort müsste man auf mehr oder weniger zerklüfteten Fels stoßen, der Bohrlöcher aufweist. Diese fehlen hier vollständig. Statt dessen ist der Fels durch Spitzmeißel oder -hacken geglättet (Abb. 5).

Sogenannte pikierte Felswände aber kennt die Wissenschaft aus sehr alten Steinbrüchen, z.B. dem Kriemhildenstuhl bei Bad Dürkheim, der von der Schulwissenschaft als römischer Steinbruch anerkannt wird, also bis zu 2000 Jahren alt ist (6).

Bis in das frühe Mittelalter hinein soll man diese sogenannte Schrotgrabmethode praktiziert haben, bei der

man lange schmale Rillen von oben in den Fels hinein haut und damit die Blöcke vom Fels trennt.

Jedoch wurde diese Methode im alten Ägypten seit den ersten Pyramiden angewandt. Ja es ist so, dass ausnahmslos alle Pyramidensteinbrüche Ägyptens seit 2500 v.Chr. diese Pikiierungen zeigen (Abb. 6).

Nun ist durch die Ausarbeitung des Ehepaars Klemm (7) hinreichend bekannt, dass eine große Zahl dieser Steinbrüche nach der Ausbeutung zu sakralen Zwecken umgewidmet wurde.

Dort entstanden Schacht- und Stollengräber im Fels, ganze Galerien wurden in den Fels hineingetrieben und mit Grablegungen ausgestattet. Tempelhöhlen sind bekannt, die in christlicher Zeit z.T. zu koptischen Felskirchen umgewandelt wurden, Sphingen bewachen das steinbruchartige Totenreich, genau wie die Pyramiden von Gizeh.

Was also hindert uns daran, anzunehmen, dass unsere „Steinbrüche“, wenn sie in derselben Technik und logischerweise selben Zeit entstanden, nicht auch Nekropolen derselben Art sind?

## Die Bauweise der „Halden“

Das oberflächliche Erscheinungsbild der zwanzig Meter hoch aufgeschichteten Zwerchhölde (zum Vergleich ein siebenstöckiges Hochhaus)



# Pyramiden



Abb. 7: Cairn von Barnenez/Bretagne.

erinnert wirklich an eine völlig von Vegetation überwucherte Schutthalde. Bei meinen ersten Grabungen allerdings stieß ich nach Beseitigen der erosionsbedingten Ablagerungen sehr bald auf trocken gesetztes Mauerwerk.

Nach der Theorie der besichtigenden Archäologen hätte man es hier mit einer Schutzmauer zu tun, und dahinter würde sich weiterer Schutt verbergen. Die Freilegung allerdings erbrachte, dass Mauer hinter Mauer errichtet wurde, und dies, anschaulich zu besichtigen, bis drei Meter tief ins Bauwerk hinein.

Doch selbst diese Mächtigkeit der Mauer hätte nach statischen Kalkulationen im Ernstfall nicht verhindert, dass die ganze riesige Schutthalde von 60 x 80 x 20 m und 150.000 t Gewicht, falls es denn wirklich eine wäre, aufgrund ihrer abnormen Steilheit von mehr als 45° nach den hier ständig auftretenden Regengüssen irgendwann ins Rutschen gekommen und die Mauer mit sich reißen und zusammengestürzt wäre. Aber das Bauwerk erhebt sich immer noch in majestätischer Erhabenheit. Folglich muss das Bauwerk durch und durch solide aufgebaut sein, also kompakt aus Mauerwerk bestehen.

Kurt Mendelssohn (8) konnte am Modell der Pyramide von Meidum nachweisen, dass diese aufgrund schlecht zugehauener Bausteine ein-

gestürzt ist. Dort waren nicht einmal auslösende Wassergüsse nötig, allein die Druckkräfte des massiven Bauvolumens reichten aus, um die groben, nicht glatt aufeinander sitzenden Steine zu zerbröseln und ins Rutschen zu bringen.

Eine weit weniger steile Kohlenabraumhalde kam Anfang der sechziger Jahre bei Manchester ins Rutschen und begrub ganze Straßenzüge mit Wohnhäusern und darin lebenden Menschen unter sich, eine der größten Katastrophen in neuer Zeit.

Nun erinnert uns die Bauweise konzentrisch hintereinander gesetzter Trockenmauern ganz eindeutig an die Cairns der Megalithkulturen in West- und Nordeuropa. P. R. Giot (9) rekonstruierte in den sechziger Jahren einen der größten dieser Art, den Cairn von Barnenez (Abb. 7).

Seiner Definition entsprechend handelt es sich bei dieser Art von Cairn um megalithkulturelle Stufenpyramiden. Um das Zentrum, die Grabkammer in Form eines Dolmens oder einer bienenkorbformig geschichteten Kuppel, wurden die schützenden Mauern wie Zwiebel-schalen angebaut (Abb. 8a und b). Dabei bildete jede Mauer zugleich eine Stufe des Bauwerks.

Denn es ist so, dass auch die Großzahl der ägyptischen Pyramiden nach diesem Prinzip errichtet wurden (10), also nicht, wie man allgemein glaubt, horizontal Stufe auf Stufe gesetzt,

sondern dass man um einen zentralen obeliskenförmigen Turm, der die Grabkammer enthielt, absteigende Stufenmauern anbaute (Abb. 9).

Daraus kann man nur schließen, dass auch die hier vorhandenen Bauwerke der europäischen Megalithkultur angehören und nach den schulwissenschaftlichen Datierungen sogar noch älter als die meisten ägyptischen Pyramiden, bis 8000 Jahre alt, sein können, wenn es auch gute Gründe gibt, diese völlig überdehnte Chronologie auf ein Bruchteil zusammenschrumpfen zu lassen (11).

## Die Grabkammern

Hier sieht sich die - immer noch - Hypothese von Stufenpyramiden in Deutschland mit dem schärfsten Prüfstein konfrontiert. Obwohl auch Braem bis heute keine Grabkammern in seinen Stufenpyramiden nachweisen kann, entscheidet sich hier, ob größte archäologische Ente oder Entdeckung.

Man muss annehmen, dass die meisten Grabkammern wie die Dolmen West- und Nordeuropas aufgrund ihrer leichten Begehbarkeit durch den Grabgang schon lange geplündert, bewusst zerstört oder eingestürzt sind, wie die Indizien am Bärenstein annehmen lassen. Nur wenige intakte Grablegen, die allerdings den ganzen Reichtum einer Epoche beinhalten dürften, kann man tief unter den größten Stufenpyramiden erwarten.

Das zuerst entdeckte Monument, der große Cairn der Zwerchhölde, bietet nur einen durch Mutung gefundenen Ansatzpunkt, wo ein Grabgang beginnen könnte. Eine nicht abgeschlossene Baggerung erbrachte das Ergebnis, dass mit Ablagerungen von mindestens zwei Metern zu rechnen ist, die erst beseitigt werden müssten, um auf das alte Bodenniveau der Portale zu kommen. Mutungen deuten sogar auf drei Meter tiefe Schichten.

Dann wäre noch immer nicht sicher, wo angesetzt werden müsste. Ein ziellos in den ca. 56.000 m<sup>3</sup> großen Baukörper hinein getriebener Sondierungsstollen käme, fachgerecht von einem Tiefbauunternehmen

# Pyramiden

durchgeführt, auf schätzungsweise 200.000 DM.

Trotzdem kennen wir eine große Grabkammer im mittleren Stufenbauwerk der Zwerchhölde in Sternenfels, das bis zuletzt abgetragen wurde und dabei irgendwann die wohl schon damals lange geplünderte Grabkammer zum Vorschein brachte. Diese allerdings ist vorsätzlich zum Einsturz gebracht worden.

Dabei kamen die einst waagrecht aufeinander liegenden, drei bis vier Meter langen und fast einen Meter dicken Dolmenplatten in die heutige schräg hintereinander gestaffelte Versturzlage. Diese Felsplatten müssen ursprünglich eine aus überkragenden Lagen bestehende Kuppel gebildet haben, ähnlich wie die bis zu sechs Meter langen Felsplatten des Megalithgrabs Maes Howe auf den Orkney-Inseln (12).

Die Reste dieser Grabkuppel liegen in einer Felsnische, die durch einen ellbogenförmig abgewinkelten Grabgang zu erreichen ist, der heute offen liegt (Abb. 10). Denn dieses mittlere von drei in sich abgeschlossenen Stufenbauwerken stand nachweislich der Akten in den Gemeindearchiven bis zum 1. Weltkrieg der Plünderung durch Baufirmen frei.

Dabei wurde dieser Cairn bis fast auf die Fundamente, auf einen Stumpf von eineinhalb bis fünf Metern Höhe abgetragen und seiner verwertbaren Bausteine und -platten beraubt. Die Katasterkarte des Jahres 1835 beweist eindeutig, dass seit diesem Jahr die Felswände nicht angerührt wurden und der Umriss des „Steinbruchs“ immer noch derselbe ist, folglich also nur die Bauwerke im Innern als Baustofflieferant gedient haben können.

## Die große Nekropole von Schmie

Die Sommerhölde/Steingrube in Schmie bei Maulbronn besteht aus fünf großen Cairns oder Halden, wie die alte Bezeichnung aufgrund der konsequent vorkommenden Flurnamen rekonstruiert werden muss. Hölde könnte auf altgermanisch Holda oder Hel, die Todesgöttin,

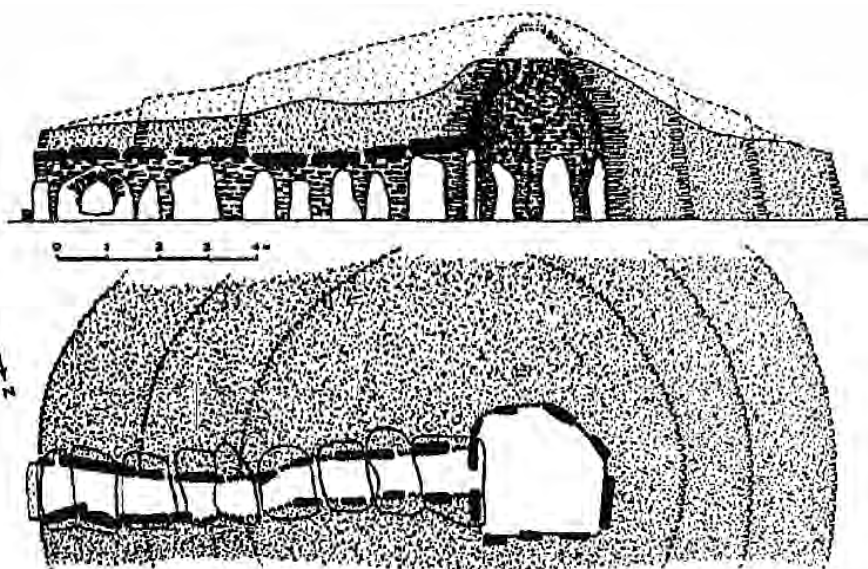


Abb. 8a: Cairn von Ile Longue, Morbihan, Lamor-Baden.

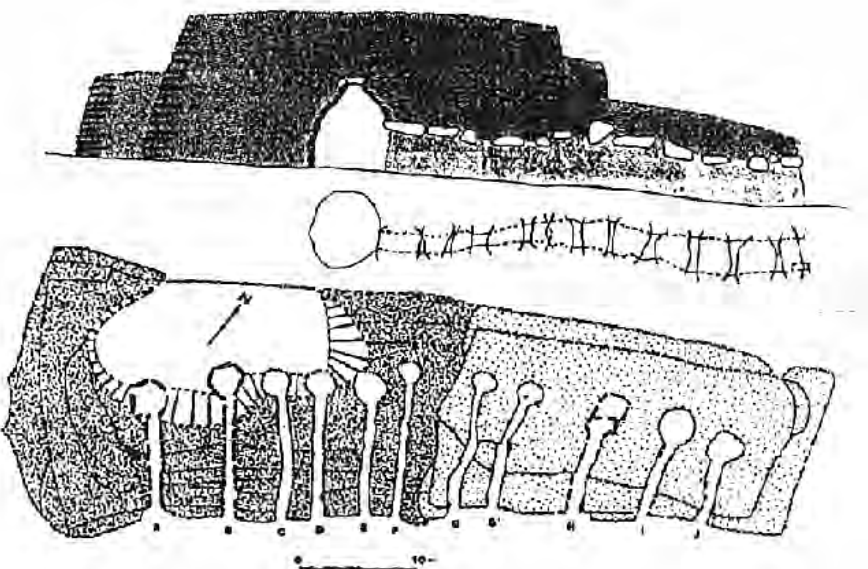


Abb. 8b: Cairn von Barnenez, Plouézoch, Finistère.

zurückgehen. Diese wäre demnach die Schutzgottheit der Grabkammern gewesen, deren Eingang man in Schmie gleich an zwei Grabhügeln zu erkennen glaubt.

Es sind eindeutig portalartige Einschnitte in die Baukörper, wie man sie von anderen Megalithgräbern in Spanien und der Bretagne kennt, allerdings z.T. zugemauert oder verschüttet. Die Besitzer bezeichnen diese als Keller und erklärten uns, dass in einem dieser Räume früher die Schmiede des einstigen Steinbruchbetriebs untergebracht gewesen sei, dort also die Werkzeuge der Steinhauer geschliffen wurden.

Zu sagen ist, dass die ehemalige Abbauzone nachweislich der Katasterkarten exakt an das Vorkommen

der Grabhügel anschließt, dieses Gräberareal also nie betroffen hat.

Aufschlussreich ist eine Sage, die uns die Besitzer erzählten, dass nämlich von der Steingrube aus ein Geheimgang zum zwei Kilometer entfernten Lienzingen führen würde, also eindeutig ein Hinweis auf unterirdische Felsstollen und Grabgänge. Mutungen an der Herdhölde bei Sternenfels brachten Hinweise auf weitere Grabgänge, ebenso an der Zwerchhölde.

## Ein Fenster in die Vergangenheit

Wie man sich diese versunkene Hochkultur vorzustellen hat, demonstriert der verwunschene kleine Ort Sternenfels mit seinem Ensemble aus

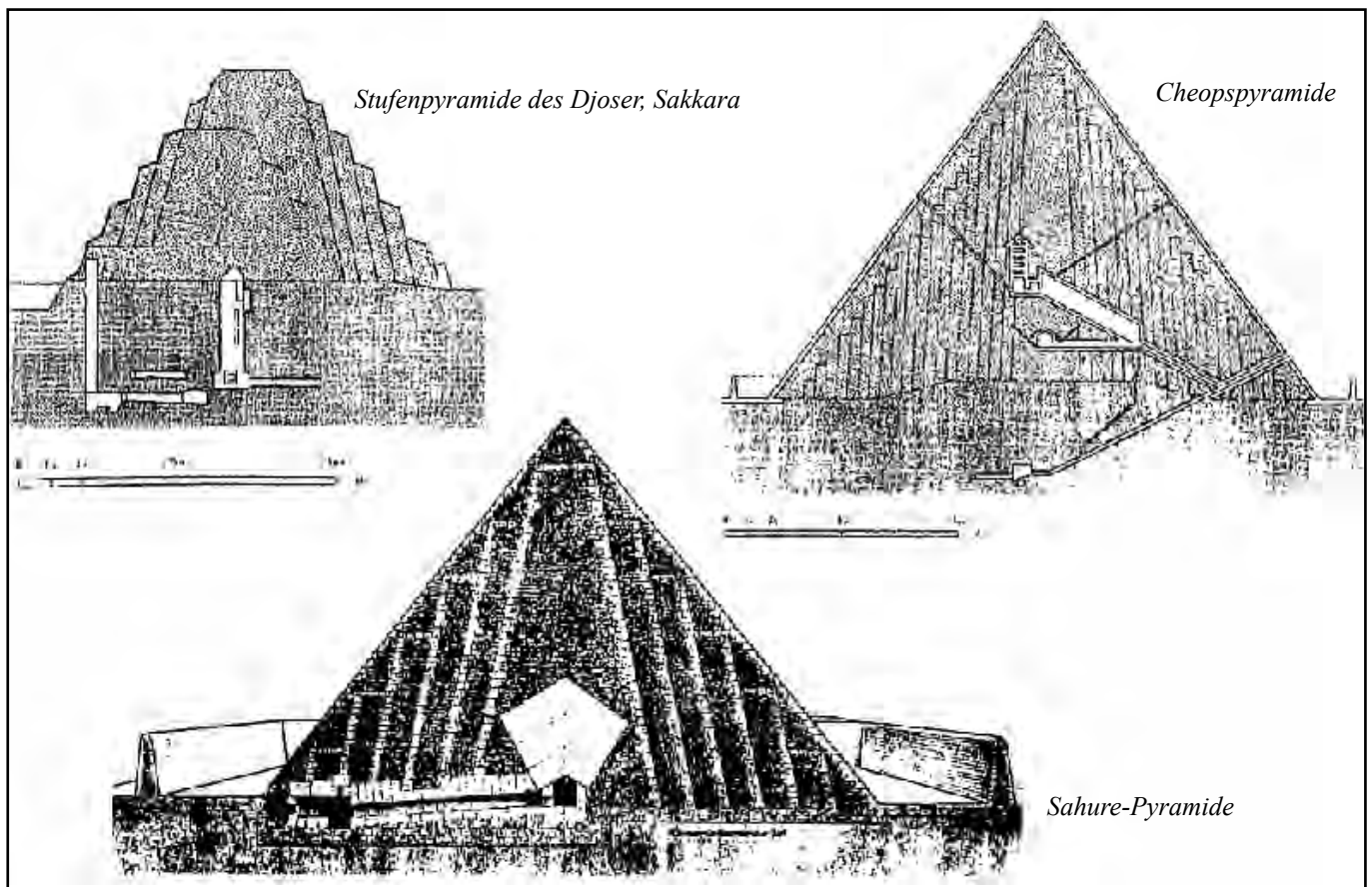


Abb. 9

Felsgräbern und -Nekropolen rund um die Hochebene. Seine bäuerlichen Häuser schmiegen sich an den Rand des hoch aufragenden Strombergs.

Die topografische Situation erinnert irgendwie an die Inkastadt Machu Picchu in den Anden. Natürlich sind die Höhenverhältnisse nicht so krass wie dort, aber ganz offensichtlich hat man auch hier die Besonderheit der Landschaft gesucht, die Abgehobenheit auf einer umgrenzten Fläche, die für vorzeitliche Angreifer sicher schlecht zu erobern war. Solche Bergstädte sind aus der Vorgeschichte Deutschlands und Europas, z.B. auch bei den Etruskern, reichlich bekannt, Caesar schildert sie als typisch für die Kelten und nennt sie *Oppida*.

Ein breiter und tiefer Graben, den man sicher als keltischen Abschnittsgraben bezeichnen darf; schneidet den äußersten westlichen Zipfel des Stromberghöhenzugs ab und vereint ihn damit mit der unterhalb liegenden Hochfläche, die vermutlich einst von einem Palisadenzaun umgeben war. Mitten auf dieser Hochfläche entspringt unterhalb des Augenberges die Kraich, nach welcher der ganze Gau benannt ist.

Vom äußersten Bergsporn des Strombergs oberhalb des Burgturms EFODON-SYNESIS Nr. 2/2000

von Sternfels hat man nun einen phantastischen, geradezu majestätischen Blick über den ganzen Kraichgau bis zum Rhein im Westen und bis zum fünfzig Kilometer entfernten Steinsberg im Norden.

Von hier aus kann man auch die Felsgräber erahnen, die immer am Rand des großen Waldes, der die steilen Hänge rings um Sternfels beherrscht, liegen. Diese Bergstadt aber muss eine besondere gewesen sein. Nicht nur die Größe lässt das erahnen oder die durch irisch-keltische Überlieferung bekannte Tatsache, dass das keltische Königtum an die Quelle des durch den Königsgau fließenden Gewässers gebunden war und man also dort die Königsstadt erwarten muss, sondern auch eine eindeutige Sage, die berichtet, dass im künstlich anmutenden Berg, auf dem das Schloss steht, in der so genannten „Burghalde“ ein Kaiser bestattet sei (13).

Auch die seltsame Konstellation der Gräber am Rand der Hochebene vermittelt den Eindruck einer geschlossenen, vielleicht sogar heiligen Stadt. Ein kleines aber schroffes Seitental des Kraichbachtals am Rand der Hochebene öffnet ein Fenster in

die geheimnisvolle Vergangenheit und lässt uns etwas ahnen von den mysteriösen Ritualen um die einst sicher prächtig aufragenden Kultbauten (Abb. 11).

Dort erhebt sich ein kleiner Burgstall am Rand der Hochebene und dominiert dieses Tal sichtbar. Lediglich der U-förmige Graben ist geblieben. Wie man sich die kleine Fortifikation darin vorzustellen hat, ob es sich überhaupt um eine solche handelt oder vielleicht sogar um eine unbekannte Form von Tempel, konnte die Archäologie bis heute noch nicht in Erfahrung bringen. Die Ähnlichkeit zu den ebenfalls rechteckigen keltischen Viereckschanzen, die vor allem in Frankreich als Kultstätten mit keltischen und galloromanischen Umgangstempeln bezeichnet werden, ist jedoch frappant.

Man datiert diese in Deutschland oft vorkommenden Bauten allgemein ins frühe Mittelalter, obwohl umfassende Grabungen, die diese Aussage stützen könnten, fehlen. Das wäre allerdings auch kein chronologisch unlösbares Problem, denn die Erforschung der etwa zehntausend Steingrabhügel im Regierungsbezirk Freiburg durch den Archäologen Wesselkamp brachte heraus, dass das

# Pyramiden

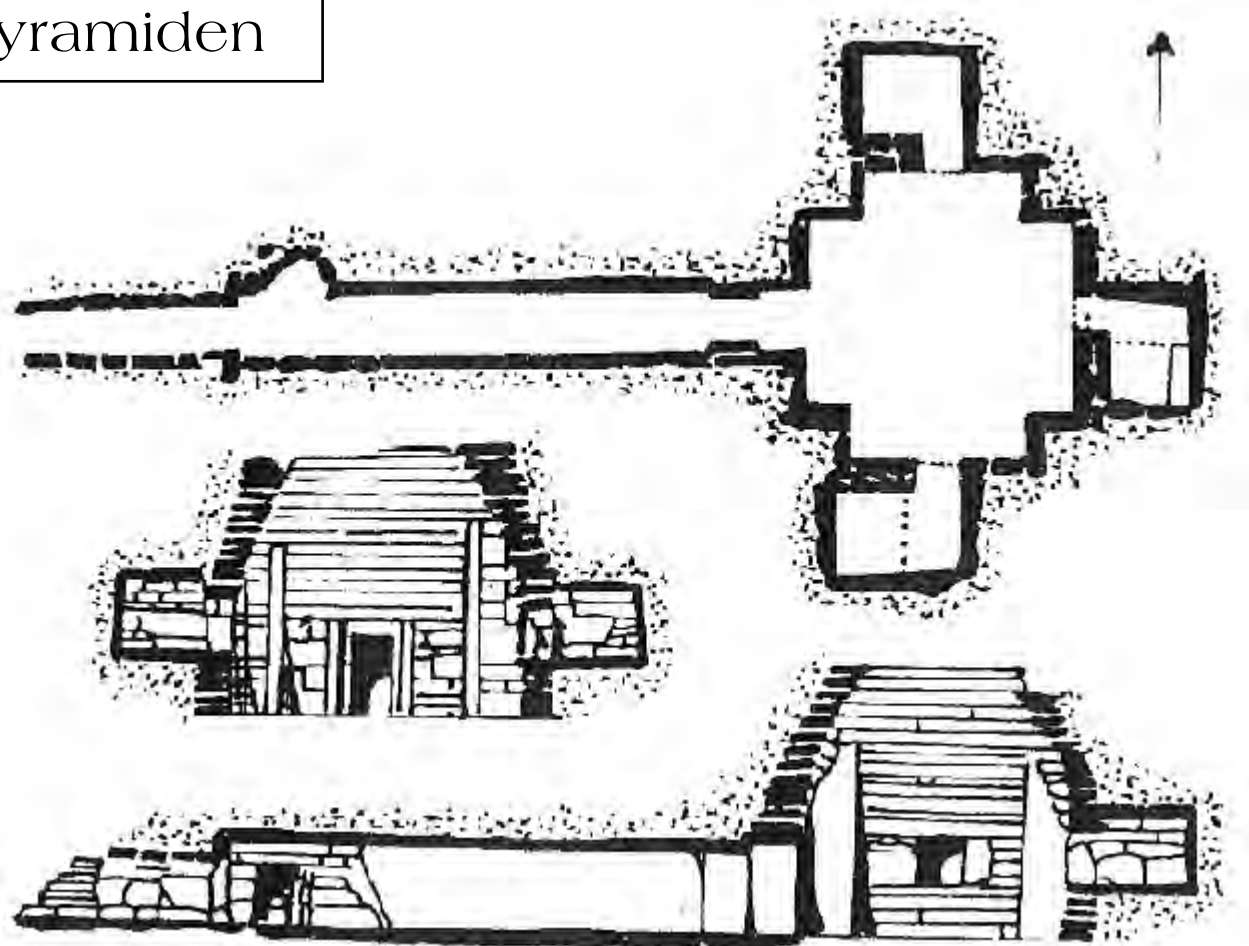


Abb. 10: Kragkuppelgrab Maes Howe/Orkney-Inseln.

Megalithikum gar nicht, wie man bis heute glaubt, um 2200 v.Chr. zu Ende gegangen ist, sondern bis in das frühe Mittelalter hinein reichte. Alemannen und Merowinger bestatteten ihre Toten in altheidnischer Tradition unter Dolmen und Steinkisten.

Das besondere aber an dem Burgstall ist die erst jüngst entdeckte Tatsache, dass das aus dem Burggraben gebrochene Gestein direkt unterhalb des äußeren Grabenaustritts etwa fünfundsiebzig Meter hoch aufgestapelt wurde und einen konischen zinnenartigen Turm bildet, der sich als Ecke deutlich vom Hang abhebt, an den er sich über die ganze Höhe fügt. Seine Spitze bildet eine runde Plattform, die vom Grabenaustritt zu betreten ist. Unten im Tal führt ein schmaler Weg direkt zu dieser Zinne und endet dort abrupt.

Auf der linken Seite des Tales verläuft wiederum ein Weg recht steil den abschüssigen Hang hinauf und endet nach mehr als hundert Metern knapp unterhalb der Hochebene an der „Herdhölde“. Auch hier wieder ein steinerner Tumulus in einem Felsausbruch, der diesen vollständig aus-

füllt. Wenn hier jemals kommerziell Steine gebrochen worden wären, hätte ein zum Abtransport notwendiges Ochsengespann nicht einmal Raum zum Wenden gehabt, so eng sind dort die Verhältnisse.

Am überzeugendsten aber ist die Tatsache, dass keine Verbindung zur kaum zehn Meter höher liegenden Hochfläche vorhanden ist, obwohl man diese und das nahe liegende Dorf doch vor allem hätte erreichen wollen. Statt dessen wäre der Transport erst steil hinunter ins Tal, und von dort über die Kreisstraße wieder hinauf auf die Hochfläche erfolgt, arbeitstechnisch ein völlig unnötiger Umweg. Diese Isolation der oben liegenden Stadt aber scheint ursprünglich beabsichtigt gewesen zu sein. Beide Wege im Tal enden an klar erkennbaren Monumenten aus Stein. Die Funktion des zinnenartigen Turms, vielleicht ein astronomisches Observatorium, ist noch nicht eindeutig klar, aber auch hier kann man eine Grablege im Kern erwarten. Von allen Hochkulturen der Vorzeit ist bekannt, dass der Ahnenkult und das Opfer eine große Rolle spielten. In jahreszeitlichen

Festen dankte man den Vorfahren für den angedehlichen Schutz und opferte einen Teil der Ernte und der nachwachsenden Viehbestände.

Offenbar kam in Sternenfels die Bevölkerung der umgebenden Höfe zusammen, die sich nach Rekonstruktionen der Archäologen in einem Radius von bis zu fünfundsiebzig Kilometer um die zentrale Bergstadt verteilen konnte (14), formierte sich in Prozessionen und zog zu den Halden, wo sie ihren Herrschern und deren Ahnen an Altären opferte, wie einst auch die Ägypter an ihren Pyramiden und andere vergleichbare Kulturvölker. Die Funde am Cairn von (3) Barnenez belegen, dass vor den Portalen in den Grabkammern kultische Feuer abgebrannt und (4) Gefäße vermutlich rituell zerschlagen wurden.

## Ein Appell

Unser seit Anfang 1999 bestehender Verein hat sich zur Aufgabe gemacht, eine dieser intakten, vermutlich wie in Barnenez zugemauerten Grabkammern zu entdecken

# HERDHÄLDE UND BURGSTALL

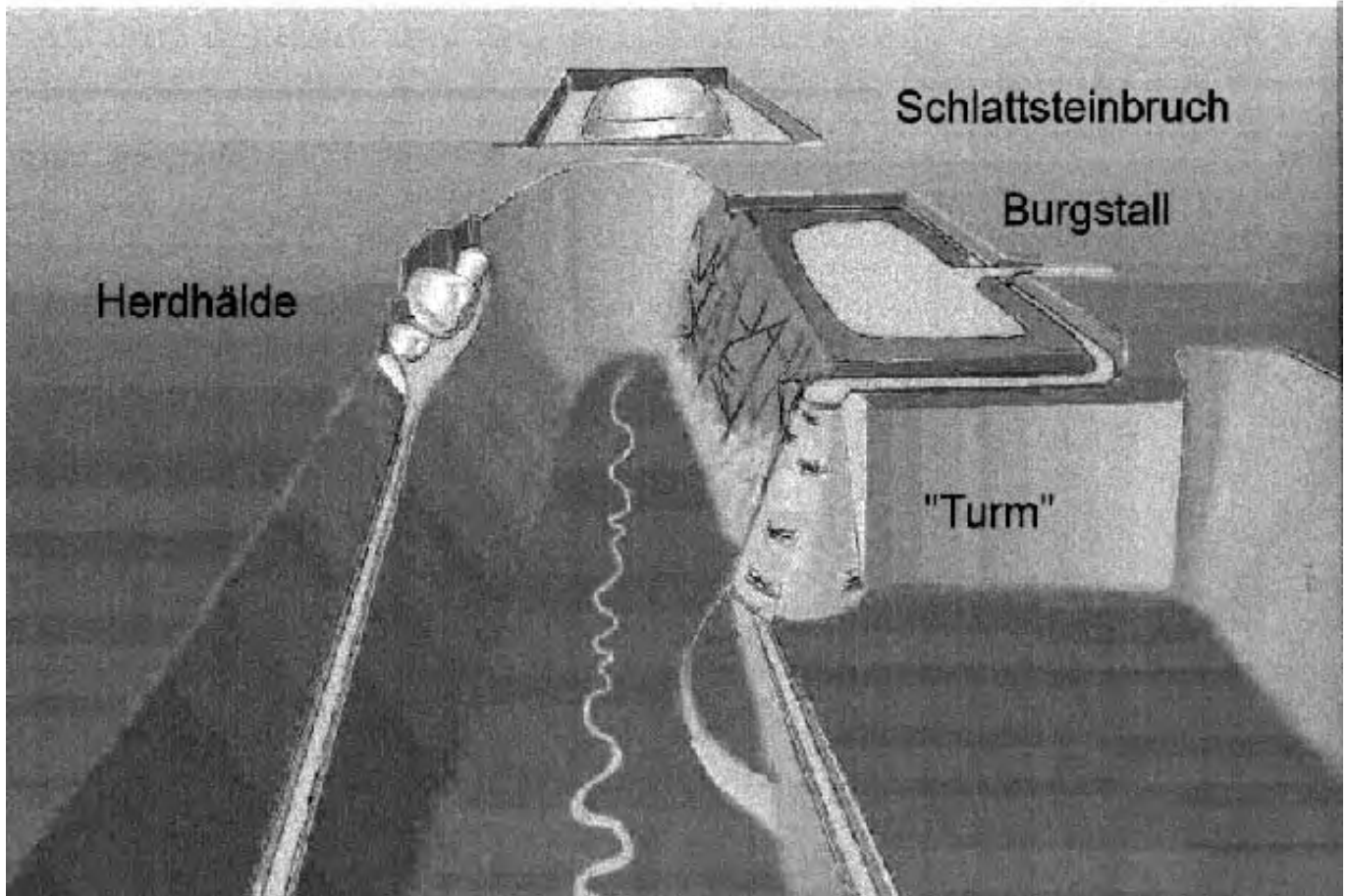


Abb. 11

und freizulegen. Als Privatinitiative hoffen wir natürlich auf die Unterstützung der Landesdenkmalämter, wissen aber, wie beschränkt deren Mittel sind. Deren Mitarbeiter sind vollauf damit beschäftigt, nur die akuten Notgrabungen durchzuführen. Deshalb können wir nicht auf staatliche Zuschüsse rechnen und bleiben daher auf Unterstützung jeder Art angewiesen.

Wir brauchen Genehmigungen, die immer im Wald liegenden Bauwerke von Bäumen und Vegetation zu befreien. Ebenso ist Deponiefläche für die beim Graben anfallenden Schuttmassen erforderlich, da in den beengten Flächen innerhalb der Felswände nichts abgelagert werden kann.

Das Notwendigste sind Arbeitskräfte, die die Schwerarbeit mit zu bewegendem Steinplatten und -blöcken nicht scheuen. Wenn auch Sie, werter Leser, eine Möglichkeit sehen, unser Projekt zu fördern, so können

EFODON-SYNESIS Nr. 2/2000

Sie nicht nur auf unsere Dankbarkeit rechnen. Man wird dann auch Sie zu den Pionieren zählen, die der bislang völlig unbekanntem aber allem Anschein nach überaus glanzvollen Vorgeschichte unseres Landes zum Durchbruch verhelfen wollen.

Für weitere Infos wenden Sie sich bitte an:

Walter Haug  
Wössinger Str. 100  
D-75045 Walzbachtal  
Tel. 07203-6278

Internet: [www/geocities.com/Vienna/Choir/7444](http://www.geocities.com/Vienna/Choir/7444)

## Literatur

- (1) Thor Heyerdahl: „Fua Mulaku“, 1986
- (2) Hartwig Hausdorf: „Die weiße Pyramide“, 1994
- (3) Harald Braem: „Die Geheimnisse der Pyramiden“, 1992
- (4) Uwe Topper: „Das Erbe der Giganten“, Olten 1977
- (5) (Hrsg.) Mario Moretti: „Cerveteri“,

Instituto Geografico de Agostini, Novara 1978

- (6) Friedrich Sprater: „Die Pfalz in der Vor- und Frühzeit, Limburg und Kriemhildensstuhl“, Speyer a. Rh. 1948
- (7) Rosemarie und Dietrich Klemm: „Steine und Steinbrüche im Alten Ägypten“, Berlin 1992
- (8) Kurt Mendelssohn: „Das Rätsel der Pyramiden“, Bergisch Gladbach
- (9) Pierre-Rolland Giot: „Barnenez - ein großer megalithischer Cairn“, Edition Jos 1991
- (10) Alberto Siliotti: „Pyramiden, Pharaonengräber des Alten und Mittleren Reiches“, Karl Müller Verlag
- (11) Heribert Illig: „Die veraltete Vorzeit“, Scarabäus Vlg.
- (12) Anna und Graham Ritchie: „The Ancient Monuments of Orkney“, Maes Howe, Scottish Development Department Edinburgh
- (13) (Hrsg.) Königliches statistisch-topographisches Bureau: „Beschreibung des Oberamts Maulbronn“, Stuttgart 1870
- (14) (Hrsg.) Dannheimer und Gebhard: „Das keltische Jahrtausend“, Mainz 1993

# "Y2K-Crash" - das nicht stattgefundenene Horror-Szenarium

(c) 2000 Gernot L. Geise, veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2000

Was haben wir alle gezittert, als sich das vergangene Jahr dem Ende zuneigte. Die Medien hatten schon frühzeitig begonnen, uns darauf einzustimmen, dass "eventuell" mit dem Jahresende die "große Katastrophe" eintreten würde, der "Y2K-Crash" (Y2K = Year 2 Kilo = Jahr 2000), sei es durch einen Meteoriteneinschlag, sei es durch Umweltkatastrophen, die von ungezählten Propheten vorausgesagt wurden, sei es durch den geliebten "Computercrash", der besonders favorisiert wurde.

Der "Computercrash" wurde denn auch in den wärmsten Farben ausgemalt. Vom unerwünschten Start russischer Atomraketen bis hin zu unterbrochenen Stromversorgungen, ausgefallenen Telefonverbindungen und Engpässen in der Lebensmittelversorgung reichte das schwarz gemalte Szenarium, ja sogar die Wasserversorgung wurde in Frage gestellt. Recht kurios fand ich den mahnenden Hinweis, die Waschmaschine könnte aufgrund des Jahreswechsels ihren Dienst quittieren...

Man empfahl uns dringend, einen Lebensmittel-Notvorrat anzulegen, gleich noch ein paar Wasserkanister dazu, und nicht zu vergessen Kerzen, Gaspatronen und -kocher zum Überleben und Heizen.

Obwohl von offiziellen Stellen und von der Industrie recht schnell Entwarnung kam, obwohl es versichert wurde, dass alles einwandfrei funktionieren würde, auch die Atomkraftwerke, erwarteten doch viele Menschen den Jahreswechsel mit gemischten Gefühlen, denn man wusste ja nicht, ob doch irgendetwas dran ist, ob die Versicherungen der offiziellen Stellen nicht nur deshalb ausgegeben wurden, um die Bevölkerung in Sicherheit zu wiegen und eventuell Panikreaktionen zu vermeiden. Warum sollten sich denn auch -zig Weltuntergangspropheten geirrt haben, wenn sie sich schon derart einig waren, dass sie denselben Zeitpunkt für die große Katastrophe voraussagten?

Selbst Nostradamus musste mit seinen "Centurien" herhalten für das Katastrophen-Szenarium.

Und dann war es endlich so weit: der Uhrzeiger rückte unerbittlich auf die Zwölf, und es passierte - nichts. Kein Strom fiel aus, das Wasser floss weiterhin aus der Leitung, das Telefon funktionierte weiter. Waren wir alle getäuscht worden? War der "gutgemeinte" Rat, sich Notvorräte anzulegen, nur ein Vorwand, um den Verkauf ankurbeln zu können? Wir wissen es nicht.

Ausgelöst wurde die Computer-Hysterie, als man feststellte, dass in vielen Bereichen, in denen Computer beispielsweise zu Steuerungsaufgaben eingesetzt sind, noch mit uralten Computerprogrammen gearbeitet wird, die teilweise noch aus den siebziger Jahren, also aus der Anfangszeit der Computertechnologie, stammen. Damals war Speicherplatz knapp bemessen, so dass die Programmierer mit jedem Bit geizen mussten. So wurde aus der Not eine Tugend gemacht, indem man die Jahreszahlen nur zweistellig

programmierte. Wer dachte auch damals daran, dass ein Programm dreißig Jahre lang im Einsatz sein könnte, wenn doch alle Jahre wieder ein weiterentwickeltes, "besseres" Programm verfügbar war und sein würde. Die Speicherkapazitäten der Computer vervielfältigten sich inzwischen ungeheuer, doch die zweistellige Datumsangabe wurde auch bei der Programmierung von neueren Programmen wohl übersehen. Nun wird sich mancher fragen, wieso eine zweistellige Datumsangabe einen Systemabsturz verursachen könne.

Im Prinzip nicht. Doch gibt es beispielsweise bei den Banken Termingeschäfte, die datumsgebunden sind, und wenn die interne Rechneruhr von 99 auf 00 springt, kann es passieren, dass der Rechner anstatt das Jahr 2000 das Datum 1900 annimmt. Das könnte für einen Kontobesitzer peinlich werden, wenn er sein Konto überzogen hat und die Bank nun für ein ganzes Jahrhundert die Zinsen einfordert.

Das sei alles nur Theorie, meinen Sie? Sicher, wenn heute noch alle diesbezüglichen Vorgänge, wie es vor fünfzig Jahren war, per Hand vorgenommen würden. Doch etwa bei der Kontenführung geschieht heute alles vollautomatisch per Computer.

Das ist nur eines von vielen Beispielen. Dank der "Panikmache" der Medien haben jedenfalls alle in Frage kommenden Betriebe ihre Computerprogramme überprüft und gegebenenfalls korrigiert. Wie wir wissen, kosteten diese Überprüfungen Abermillionen, weltweit sogar Milliarden.

Der "Normalbürger" merkte nichts von dieser Umstellung. Sein Heimcomputer funktioniert genauso wie vorher, und nur wenige Computerprogramme rechnen aufgrund der Umstellung falsch.

Persönlich bin ich durch den Jahreswechsel schon betroffen, denn mein ältester Videorecorder lässt sich nur bis Ende 1999 vorprogrammieren, dann springt die Jahreszahl wieder auf das Herstellungsdatum 1982 zurück. Anscheinend hat der Hersteller damals wohl nicht damit gerechnet, dass sein Gerät so lange hält...

Natürlich könnte man nun argumentieren, die Jahreszählung sei ohnehin falsch, wir müssten eigentlich das Jahr 1700 oder ähnlich schreiben, dank Heribert Illig, Uwe Topper und anderen Chronologieforschern. Und demgemäß hätten wir noch rund dreihundert Jahre bis zum "wirklichen" Jahrtausendwechsel.

Mag sein. Doch die Propheten und Voraussager lebten fast alle in den letzten paar hundert Jahren, und zu diesem Zeitpunkt wurde schon nach der "falschen" Zeitrechnung gerechnet. Ihre Voraussagen beziehen sich also durchaus auf unsere heutige Zeit. Haben sie sich also alle geirrt? Oder kommt das "dicke Ende" noch auf uns zu? Einen "Computercrash" werden wir jedenfalls nicht mehr erleben.

---

---



Zahlreiche weitere Behandlungsbeispiele schildert Jakob Bösch in seinem Beitrag „Sensitivität und geistiges Heilen in der Psychiatrie und Psychotherapie“, in: Geistiges Heilen für eine neue Zeit — Vom ‚Wunderheilen‘ zur ganzheitlichen Medizin, hrsg. v. H. Wiesendanger, München 1999 (S. 243-264, dort S. 25 1-259).

Entsprechend empört reagieren beteiligte Patienten und ihre Angehörigen auf den erzwungenen Abbruch des Projekts. Viele haben sich direkt

an das Sanitätsdepartment mit Protestbriefen gewandt, in denen sie die erlebten Therapiefortschritte schildern und fordern, den Entscheid zurückzunehmen.

Auch Projektleiter Jakob Bösch will nicht aufgeben. Denn ihm geht es um Grundsätzliches:

„Wir können uns das Zuwarten nicht mehr leisten“, sagt er. „Ich kämpfe für ein neues Weltbild in der Medizin und die Anerkennung komplementärer Verfahren, die nachweislich helfen“. Die Chancen, das Heilerprojekt zu retten, schätzt er als „gut“ ein — vorausgesetzt, eine öffentliche Diskussion komme in Gang, die den nötigen Druck auf die zuständigen Behörden erzeuge.

Als „Modelleinrichtung“ wird

Böschs Projekt von „Das Netz“ unterstützt: einer 1998 gegründeten gemeinnützigen Initiative, die Fachleute aus helfenden Berufen über Standesgrenzen hinweg zusammenführen will, um Menschen in Lebenskrisen aufzufangen.

Infos über Dr. Böschs Projekt „Geistig-energetisches Heilen“ sowie über „Das Netz“ bei:

DAS NETZ, Stichwort „Geistheilung in der Psychiatrie“, Hasenrain 65, CH-4102 Binningen, Tel. ++41-(0)61-383 97 22, Fax 383 97 21.

Email: [luci@datacomm.ch](mailto:luci@datacomm.ch) oder [wiesendanger@t-online.de](mailto:wiesendanger@t-online.de)  
Internet: <http://www.dasNetz.ch>

## Gernot L. Geise Lernt die NASA eigentlich nie dazu?

### Die Sache mit der Marsatmosphäre

Die Daten über den Luftdruck der Marsatmosphäre stammen von Messungen automatischer Sonden der NASA. Sie wurden von der NASA veröffentlicht, und alle Welt hat sie übernommen. Doch scheinen sie ganz offensichtlich nicht zu stimmen, wie die Fehlschläge der NASA eindrucksvoll beweisen. Frage: Warum beharrt die NASA weiterhin auf diesen falschen Angaben?

Die erfolgreichen Landungen auf der Marsoberfläche mit automatischen Sonden begannen 1975 mit der VIKING 1-Sonde, gefolgt von VIKING 2 und in jüngerer Zeit einer weiteren, nachdem einige „harte“ Landungen voraus gingen.

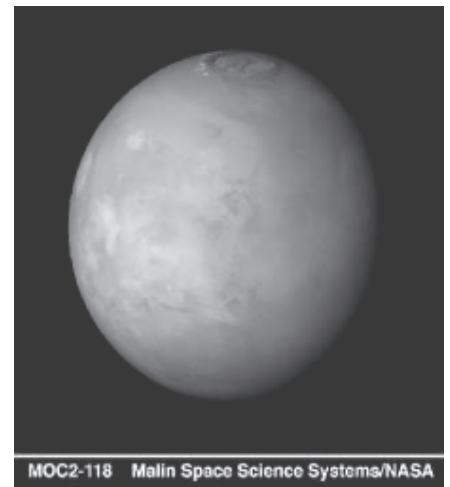
Die VIKINGs bestanden jeweils aus einem Orbiter- und einem Landemodul. Durch ihre Meßergebnisse, die sie zur Erde funkten, gewannen wir erste nähere Einblicke in die Gegebenheiten auf unserem Nachbarplaneten. So beispielsweise, daß die Atmosphäre ausgesprochen dünn ist. So dünn, daß sie fast gar nicht vorhanden ist. Sie besteht zu etwa 97% aus Kohlendioxid, und ihre Dichte beträgt nur etwa ein Prozent der irdischen. Sie besteht also fast aus Vakuum - wenn man den veröffentlichten Meßergebnissen glauben mag. Weiterhin meldeten die VIKINGs, daß der Mars kein der Erde

vergleichbares Magnetfeld besitze und demgemäß auch keinen Strahlenschutzschild, wie ihn der Van-Allen-Gürtel für die Erde darstellt. Das heißt, daß demnach die radioaktiven Strahlenstürme der Sonne ungehindert auf die Marsoberfläche aufprallen können.

Die Atmosphärendichte des Mars entspricht der irdischen in etwa 37 Kilometer Höhe (Verkehrsflugzeuge fliegen in etwa zehn Kilometern Höhe). Und was nicht vergessen werden darf: Die Schwerkraft des Mars beträgt nur 37% der irdischen. Das heißt: Ein Objekt fällt auf die Erde mit 9,75 Metern pro Sekunde<sup>2</sup>. Auf dem Mars fällt das gleiche Objekt nur 3,60 Meter pro Sekunde<sup>2</sup>. So weit die „offiziellen“ Angaben. Doch: stimmen sie, oder wird uns hier etwas vorgemacht?

#### Fallschirm (I.)

Die etwa 663 Kilogramm schweren VIKING-Lander - das wurde schon oft genug zitiert - entfalteten nach ihrem Eintritt in die Marsatmosphäre einen sechzehn Meter durchmessenden Fallschirm in etwa 5790 Metern Höhe, der in etwa 1400 Metern Höhe abgeworfen wurde, woraufhin die Lander mit Raketentriebwerken landeten. Die Eintauchgeschwindigkeit wurde durch den Fallschirm



von rund 900 km/h auf etwa 233 km/h abgebremst. Zuvor erhitze sich der Hitzeschild der VIKINGs beim Eintritt in die obere Atmosphäre in etwa 244 Kilometern Höhe auf 1500° C.

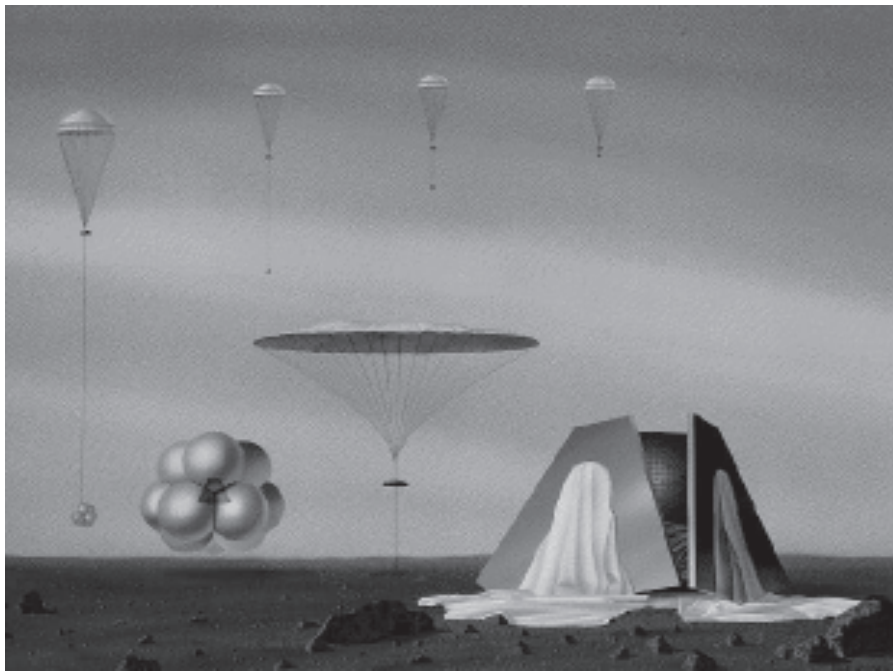
Bis heute frage ich mich, in welchem Medium der Bremsfallschirm gewirkt haben soll, wenn die Marsatmosphäre fast Vakuum entspricht. In welchem Medium konnte sich der Hitzeschild so stark erhitzen, während gleichzeitig der Fallschirm nicht verbrannte?

#### Fallschirm (II.)

Im Jahre 1997 fand nach längerer Zeit das nächste Mars-Landespekta-



# Mars



So landete angeblich die amerikanische Marssonde PATHFINDER auf dem Roten Planeten. Es ist nicht vorstellbar, worin sich der Fallschirm entfaltet haben könnte, wenn der Luftdruck der Mars-Atmosphäre - wie allgemein angenommen - nur rund ein Prozent des irdischen beträgt.

kel statt: Die Sonde PATHFINDER landete mit neuartiger Landetechnik, indem sie wie ein Ball auf die Oberfläche aufprallte und einige Hüpfertat, ehe sie ausgerollt war und aufklappte, um das Minifahrzeug SOJOURNER auf die Marsoberfläche zu entlassen.

Zuvor spielte sich jedoch folgendes ab: PATHFINDER kam mit einer Geschwindigkeit von etwa 26.715 km/h angerast und bremste zunächst diese Geschwindigkeit mit Raketentriebwerken ab, um in die Mars-Umlaufbahn einschwenken zu können. Nun gibt es verschiedene Versionen, was geschah. Die „New York Times“ berichtete am 04.07.97, daß die Geschwindigkeit auf etwa 1600 km/h abgebremst worden sei. Einen Tag später verkündete dieselbe Zeitung, daß die Geschwindigkeit auf rund 8530 km/h verzögert worden sei und während des halbstündigen Eintauchmanövers in rund 128 Kilometern Höhe noch etwa 6887 km/h betragen habe. In elf Kilometern Höhe sei ein Fallschirm entfaltet worden, der in etwa eineinhalb Kilometern Höhe abgeworfen wurde, als die Landegeschwindigkeit auf etwa 37 km/h abgesunken sei. Danach bliesen sich die Lande-Airbags der Sonde auf, und der kugelförmig verpackte PATHFINDER hüpfte drei („New Youk Times“

vom 05.07.97) bis sechzehn („Science News“ vom 12.07.97) mal.

Doch auch hier stellt sich die beklemmende Frage: In was hat sich der Fallschirm entfaltet, und welches Medium bremste die Sonde derart stark ab?

## Wie dicht ist die Mars-Atmosphäre wirklich?

Für die amerikanische Marssonde GLOBAL SURVEYOR, die inzwischen als Orbiter die Oberfläche des Mars kartografiert, hatte die NASA ein neuartiges Abbremsystem entwickelt, das „Aerobraking“. Das heißt, die heranrasende Sonde wurde in die oberen Schichten der Marsatmosphäre gelenkt und dort etwas abgebremst, wodurch sie zunächst in eine sehr stark elliptische Umlaufbahn einschwenkte. Bei jeder erneuten Annäherung an den Mars lenkte man die Sonde wiederum in die Atmosphäre und bremste auf diese Weise ihre Geschwindigkeit so weit herunter, bis die Sonde eine stabile, annähernd kreisförmige Umlaufbahn erreicht hatte. Doch dieses Vorhaben ging beinahe schief, denn, wie NASA-Wissenschaftler verlauteten, die Dichte der Marsatmosphäre war falsch eingeschätzt worden (!) und die Sonde war bei ihrem ersten Eintauchmanöver fast verglüht (!).

Nun frage ich mich natürlich, wie

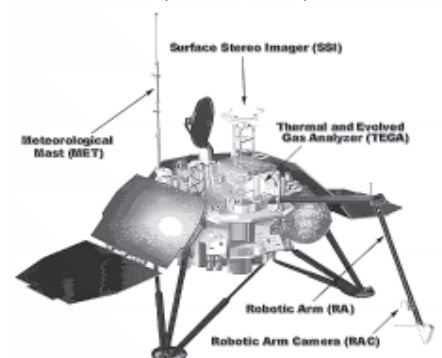
tief die Sonde in die Lufthülle des Mars eintauchen mußte, bis überhaupt ein Abbremsseffekt entstehen konnte, wenn die Angaben über die Marsatmosphäre (Dichte nur ein Prozent der irdischen) denn stimmen sollen!

## Die verlorenen Sonden

Und dann passierte es Schlag auf Schlag, fast „traditionsbewußt“: Die 125 Millionen Dollar teure Sonde MARS CLIMATE ORBITER verglühte im September 1999 mit großer Wahrscheinlichkeit in der Atmosphäre des Roten Planeten. Der wissenschaftliche Leiter für Sonnensysteme bei der US-Weltraumbehörde NASA, Carl Pilcher, meinte, es sei „sehr wahrscheinlich“, dass die Sonde beim Einschwenken auf eine Umlaufbahn zu tief geraten sei und durch die dabei entstehende Hitze verglüht sei“. Der Orbiter sei offenbar aufgrund eines Navigationsfehlers in eine Höhe von nur sechzig Kilometern von der Mars-Oberfläche entfernt geraten, statt wie geplant in 150 bis 180 Kilometern Entfernung. Das Minimum für eine sichere Umlaufbahn habe 85 Kilometer betragen. CLIMATE ORBITER sollte Klima und Jahreszeiten auf dem Roten Planeten beobachten und neue Hinweise über die Verteilung der Wasservorkommen liefern. Außerdem sollte sie als Relaisstation für den POLAR LANDER dienen.

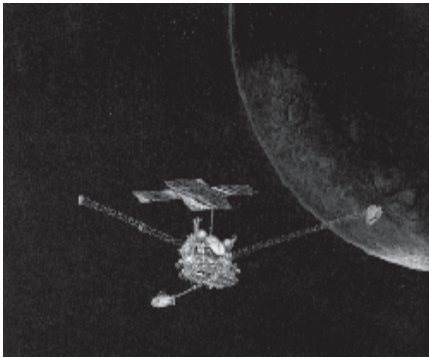
Die Sonde POLAR LANDER war dann der nächste Fehlschlag, zu dem die Funkverbindung abbrach, ohne jemals wieder hergestellt werden zu können.

Im Januar hatte die NASA die Suche nach ihrer seit dem 3. Dezember verschollenen Sonde endgültig eingestellt. Experten in der Bodenzentrale in Pasadena (Kalifornien) hatten bis



Der MARS POLAR LANDER

# Mars



*Der MARS-OBSERVER*

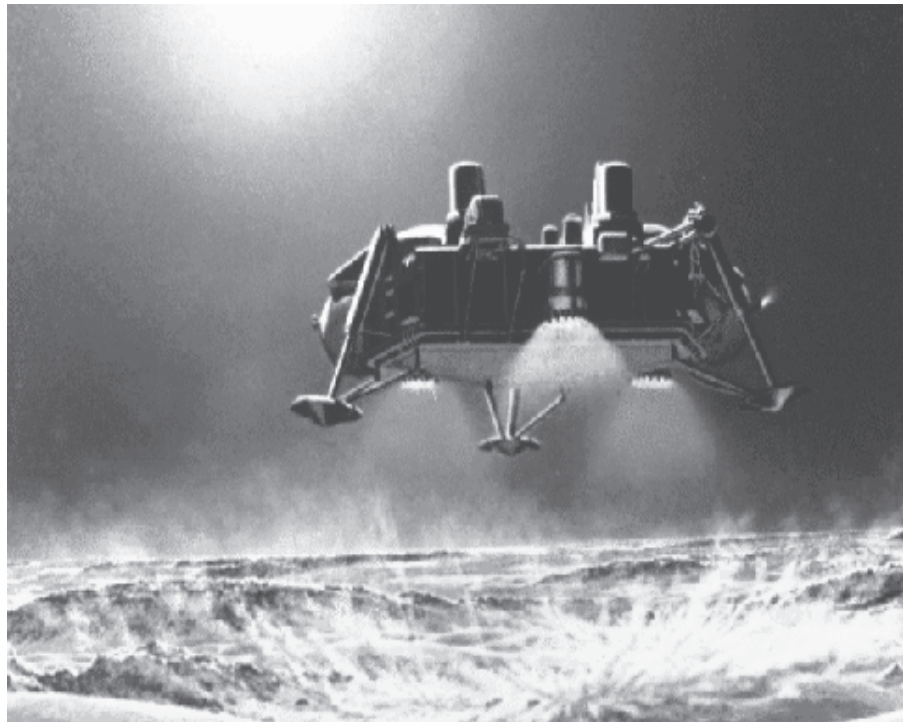
zuletzt versucht, ein Signal von dem Raumfahrzeug zu empfangen, das beim Landeanflug auf den Roten Planeten spurlos verschwunden war. Wie bei allen voraus gegangenen Bemühungen blieb die etwa 165 Millionen Dollar teure Sonde aber auch weiterhin stumm.

Handelte es sich „nur“ um technische Fehler, hat man die Atmosphärendichte des Roten Planeten falsch eingeschätzt oder waren hier Kräfte am Werk, die es offiziell „nicht geben“ darf?

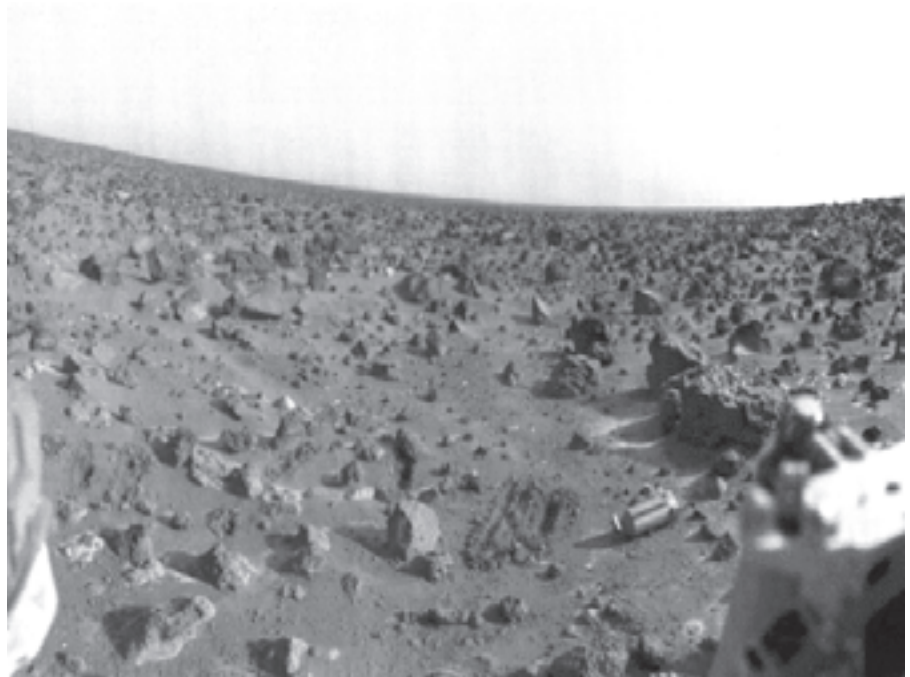
Es ist schon merkwürdig, dass ausgerechnet Marssonden so gehäuft ausfallen. Erinnern wir uns: Die russischen Marssonden PHOBOS I und II fielen aus - PHOBOS I durch einen Computerfehler, PHOBOS II übermittelte mit dem letzten Foto ein unidentifiziertes Objekt, bevor die Sonde ausfiel. Die eine Milliarde Dollar teure amerikanische Marssonde MARS-OBSERVER fiel 1993 aus, weil die Funkverbindung abriß. CLEMENTINE I, ehemals als Mondsatellit eingesetzt, sollte zum Mars fliegen, und dann riß die Verbindung ab...

Und bei der Landung von VIKING 2 ging es auch nicht gerade mit rechten Dingen zu, weil auch hier die Funkverbindung vor der Landung abriß. Die Sonde wurde von der NASA als verloren aufgegeben, doch einige Tage später meldete sie sich wieder: Sie war wohlbehalten gelandet, allerdings in einer Region, die so gar nicht dem Zielgebiet entsprach, denn die Kameras des Landers hatten nach allen Seiten nur einige zehn Meter Sicht, weil die Sonde in einer Senke stand.

Wenn wir spekulieren wollen, dass eine aus was auch immer bestehende Macht verhindern möchte, dass irdische Sonden in die Nähe des Mars



*Der VIKING-Lander (Zeichnung)*



*Der VIKING 2-Lander hatte nur wenige Meter Sicht.*

kommen, warum wurden dann die VIKING-, PATHFINDER- und GLOBAL SURVEYOR-Missionen zugelassen? Vor GLOBAL SURVEYOR mit seinen hochauflösenden Kameras ist kein „Stein“ auf der Marsoberfläche „sicher“. Die Sonde hat inzwischen mehrere tausend Fotos übermittelt, auf denen teilweise Objekte bis zu ein paar Metern Größe erkennbar sind. „Verräterische“ Objekte einer eventuellen Marszivilisation sind bisher nicht fotografiert worden - oder

hat die NASA sie aussortiert? Warten wir es ab, was mit den nächsten Marssonden passiert, für die die NASA den Start bereits plant...

## Literatur

Gernot L. Geise: „Planet Mars und was die NASA verschweigt“, Hohenpeißenberg 1997

R. René: „Martian Landings“, Beiblatt zu „NASA mooned America!“, Passaic, NJ 1992



# Auf den Spuren der Templer in Indien

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 1/2000)

*„Reisen kommt fast einem Gespräch mit Menschen aus anderen Jahrhunderten gleich.“  
(Descartes)*

Wer uns bereits kennt, der weiß, dass wir uns mehr und mehr zu Weltenbummlern entwickeln. Immer wieder treibt es uns an nahe und ferne Orte, von denen wir neue Eindrücke und Erlebnisse, interessante Begegnungen und oft auch aufregende Entdeckungen erwarten. Enttäuscht wurden wir dabei noch nie, doch die Reise, von der wir hier berichten, führte zu ganz besonders überraschenden Erkenntnissen - zu weit mehr, als wir uns je erhofft hatten.

Wenn wir beide unterwegs sind, begleiten wir meist kleine Gruppen von Interessierten in die Länder ihrer Wahl, um ihnen dort ganz individuell und persönlich die schönsten und historisch bedeutsamsten Plätze, die jeweilige Kultur und das heutige Leben der Einheimischen zeigen und erklären zu können. Oft führen wir sie auch zu den Palmblattbibliotheken Südindiens, in denen die sie faszinierende Informationen über ihr Schicksal, ihre Vergangenheit, die Gegenwart und ihre Zukunft erfahren und wertvolle Ratschläge für ihr weiteres Leben erhalten. Gerade diese Reisen bedeuten uns sehr viel, weil es nichts Schöneres gibt, als zu erleben, wie diese Menschen mit Sorgen und Problemen belastet zu uns kommen und sich bei der Rückkehr nach Deutschland glücklich und erleichtert – nicht selten sogar als Freunde – von uns verabschieden.

Für Anfang September 1999 stand wieder einmal dieses Ziel in unserem Terminkalender. Da Thomas kurz vorher eine Reisegruppe nach Tibet und Nepal geführt hatte, bot sich uns die Gelegenheit, zwischen den beiden Touren eine Woche lang einen für uns noch ganz neuen Ort in Indien zu besuchen und zu erforschen. Unsere Wahl fiel auf Vijayanagara, die mittelalterliche Hauptstadt eines südindischen Hindu-Reiches, nahe der heutigen Ortschaft Hampi.



*Abb. 1: Blick über das Ruinenfeld von Vijayanagara*

---

Vijayanagara - die „Stadt des Sieges“ - erlebte ihre Blütezeit als Hauptstadt des mächtigsten Hindu-Reiches von Südindien und als religiöses sowie politisches Zentrum der Region von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an bis zum Jahr 1565, als die Stadt von moslemischen Angreifern erobert und zerstört wurde. Nach dieser Niederlage wurde sie nie wieder aufgebaut. Ihre Ruinen blieben fast vierhundert Jahre lang vergessen und unbeachtet. Obwohl die herausragende Bedeutung von Vijayanagara für die Geschichte Indiens unumstritten ist, haben bisher nur wenige Historiker und Archäologen diesen einzigartigen Ort besucht. Wer jedoch dorthin kommt, wird sich dem Zauber des vergangenen Ruhmes und Glanzes der alten Hauptstadt nicht entziehen können, den man noch heute auf dem gesamten Gelände leicht nachempfinden kann.

Im Gegensatz zu den meisten anderen Hauptstädten der früheren Hindu-Königreiche, von denen nur noch vereinzelt Monumente übrig geblieben sind, finden wir hier eine beachtliche Anzahl von Überresten der verschiedensten Gebäude inmitten einer faszinierenden Landschaft, die von imposanten Granitfelsen geprägt wird und eine natürliche Festung bildet. Trotzdem errichteten die damaligen Bauherren eine komplette Zitadelle mit gewaltigen Mauern, Toren und Wachtürmen, aber auch kunstvolle Paläste und Pavillons, Freilichtbühnen, Festplätze, königliche Bäder, Ställe und Lagerräume. Das fast schon modern zu nennende Bewässerungssystem sucht unter den Anlagen dieser Epoche vergeblich seinesgleichen. Aber auch zahllose einzigartige Tempel und Schreine, die den verschiedenen Göttern der Hindus gewidmet sind, und wunderbare Skulpturen und Reliefs machen diesen Ort zu einer Schatztruhe für jeden, der sich für die Geschichte und Kultur Südindiens interessiert.

Es gibt nur wenige ähnlich gut erhaltene Fundstellen auf der Welt, die uns auf einem so umfangreichen Areal Einblick in die Ausmaße, die Pracht und die Vielfalt eines ehemals geistigen und kulturellen Zentrums wie Vijayanagara vermitteln. Immerhin bedecken die bisher ausgegrabenen Ruinen bereits eine Fläche von 33 km<sup>2</sup>. Wenn wir die Überbleibsel der vielfältigen militärischen, königlichen, zivilen und religiösen Bauten genau betrachten, gelingt es uns tatsächlich, eine ungefähre Vorstellung von dieser Stadt zu erlangen, die einst so lebendig und bedeutend war und in der mehr als eine halbe Million Menschen lebten.



*Abb. 2: Bearbeitete Gesteinsblöcke*

---

Die Ausgrabungen dauern weiter an, und sicher brauchen die Archäologen aus Indien und aus zahlreichen anderen Ländern der Erde noch viele Jahre, bis sämtliche Gebäudeteile und Kunstwerke wie z.B. wertvolle Töpfereien, Stein-, Metall- und Glasbearbeitungen freigelegt und geborgen sein werden und bis mit Hilfe der historischen Aufzeichnungen ein genaues Bild des damaligen Lebens an diesem Ort gezeichnet werden kann.

Dass Vijayanagara inzwischen von der UNESCO zu einem Bestandteil des Weltkulturerbes erklärt wurde und entsprechend geschützt und restauriert wird, war mit Sicherheit eine gute und wichtige Entscheidung.

Nach einer fast einen ganzen Tag dauernden Fahrt über holprige Straßen, durch quirlige Dörfer voller fröhlicher, gastfreundlicher Menschen in bunten Kleidern, durch leuchtend grüne Reisfelder und Palmenhaine und vorbei an riesigen Stauseen und imposanten Felsen von Bangalore nach Hampi konnten auch wir uns endlich von der Faszination dieses einmaligen Ortes gefangen nehmen lassen. Dabei hatten wir zunächst nur eine ziemlich vage Vorstellung von den Ausmaßen der alten Hauptstadt, von der Abdul Razzaq, ein Reisender aus Persien im Jahre 1443 sagte:

*„Ich sah eine riesige, wundervolle Stadt mit ihren zahllosen Einwohnern und einen gerechten und Ehrfurcht gebietenden König, dessen Reich sich über Tausende von Meilen ausdehnte. Die verschiedenen Teile seines Imperiums entwickelten sich allesamt prächtig, und er besaß etwa dreihundert Häfen. Zu seinem Hofstaat gehörten tausend Elefanten von der Größe eines Berges und dem Ausdruck eines Dämons. Es war die Stadt Vijayanagara....., und es gibt keinen vergleichbaren Ort auf dieser Welt.“*

Als wir endlich zum ersten Mal selbst das Ausgrabungsareal betraten, begannen wir zu verstehen, was dieser Reisende einst gefühlt und gemeint haben musste. Man braucht nicht viel Fantasie, um sich auszumalen, wie unsagbar beeindruckend diese Stadt in ihrer Blütezeit gewesen sein muss. Von einem der noch recht gut erhaltenen Gebäude am Eingang zu den königlichen Palästen aus versuchten wir, uns einen allgemeinen Überblick zu verschaffen, was aber kläglich daran scheiterte, dass sich die Ruinen nicht nur bis zum Horizont, sondern noch weit darüber hinaus erstreckten (siehe Abbildung 1).

So waren wir dann zwei ganze Tage lang unterwegs in der „Stadt des Sieges“, und wenn uns dafür kein Auto zur Verfügung gestanden hätte, wäre es selbst in dieser Zeit unmöglich gewesen, auch nur annähernd zu begreifen, welche Kunstwerke, Schätze und Geheimnisse dieser Ort dem aufmerksamen Besucher bietet. Diese zwei Tage wurden für uns zu einer atemberaubenden Entdeckungsreise in eine vergangene Epoche, die wir unbedingt so bald wie nur möglich wiederholen und weiter ausdehnen werden.

Besonders interessant erschienen uns zu Beginn die zahlreichen Legenden, die davon berichteten, dass in Vijayanagara einst die Hindus den „Göttern“ begegnet sind. Immerhin wird das Gelände noch heute in das „Königliche Zentrum“ und das „Heilige Zentrum“ unterteilt. Was hat das zu bedeuten? Würden wir auf Beweise für den Wahrheitsgehalt dieser Sagen und Erzählungen aus längst vergangenen Tagen stoßen?

Bereits auf der Fahrt zum Hotel und von dort zu den Ausgrabungsstätten waren uns die gewaltigen und bizarr erscheinenden Felsformationen überall entlang des Weges aufgefallen, die die Stadt umgeben und auf seltsame Art schon von weit her den Weg dorthin zu weisen scheinen. Nun stellten wir fest, dass sich diese riesigen Granitbrocken,

die oft so unwirklich übereinander gestapelt sind, dass sie allen Gesetzen der Physik zu trotzen scheinen und an einen Spielplatz von Riesen oder vielleicht sogar an gewisse gewaltige Markierungen denken lassen, auch überall innerhalb der Stadt und zwischen den Ruinen befinden.

Bei ihrer näheren Betrachtung überraschten uns die eindeutigen Bearbeitungsspuren auf fast jedem dieser Steine, klare Hinweise auf regelmäßige Einschnitte und sogar Bohrungen. Die Kanten einiger Felsbrocken ähnelten dem äußeren Rand von Zahnrädern, und irgendjemand hatte wohl einst versucht, sie zusammenzufügen (siehe Abbildung 2). Aber wer sollte die Kraft haben, das bei dieser Größe und bei dem enormen Gewicht der Felsen zu bewerkstelligen? Selbst der stärkste Kran der heutigen Zeit stünde damit sicher vor einem gewaltigen Problem.

Aber es sollte noch spannender werden. Wie in der Gegend um Mahabalipuram in Tamil Nadu, auf Malta und an zahllosen anderen Orten der Erde wiesen auch diese gigantischen Felsbrocken vollkommen glatte und teilweise sogar verglaste Schnittflächen auf. Wie diese zustande kamen, blieb bis heute ein Rätsel, aber die einzig denkbare Lösung, die uns dazu einfiel, war die, dass die Steine zur Zeit ihrer Bearbeitung weich gewesen sein mussten und jemand wohl ein riesiges Messer angesetzt hatte... Mehr darüber werden wir an anderer Stelle berichten, und auch diesem Geheimnis bleiben wir selbstverständlich auf der Spur.



*Abb. 3: Monolithische Felsbearbeitungen in Vijayanagara. Deutlich sind die beträchtlich jüngeren Steinmauern zu erkennen.*

---

Noch unter dem Einfluss der zyklopenförmigen Steinbearbeitungen stehend, erreichten wir schließlich eine Plattform, von der aus man einen herrlichen Überblick über den Bereich der alten Tempel von Vijayanagara hat. Aber gleich nach dem ersten Staunen stutzten

wir. Hier musste es sich um zwei nebeneinander und teilweise sogar übereinander angeordnete Anlagen handeln. Unser Fremdenführer bestätigte diesen Eindruck, aber die unterschiedlichen Materialien und Baustile genügten eigentlich auch schon für sich als Beweis dafür, dass hier mindestens zwei vollkommen verschiedene Architekten aus unterschiedlichen Epochen ihre Visitenkarten hinterlassen haben.

Auch hier, wie an so vielen anderen bekannten Kulturstätten, wurden die deutlich älteren und viel dauerhafteren Bauwerke mit einer weitaus komplizierteren Bautechnik aus gewaltigen Monolithen errichtet, während die neueren Abschnitte aus einzelnen Steinen gemauert und viel anfälliger gegen natürlichen Verfall und die äußeren Umwelteinflüsse sind. Wie erklären wir uns also die Tatsache, dass die früheren Bauherren die schwierigeren und selbst heute kaum nachvollziehbaren Baumethoden wählten, während ihre Nachfolger Generationen später anscheinend nicht mehr über das dafür nötige Wissen und die rätselhaften Technologien verfügten?

Bevor wir weiter über diese bedeutsame Frage nachdenken konnten, fiel uns fast gleichzeitig etwas ins Auge, was wir hier an diesem Ort mitten im Süden des indischen Subkontinents niemals erwartet hatten – die älteren Tempel der riesigen Anlage trugen Aufsätze, die in ihrer Form eindeutige Abbildungen der mittelamerikanischen Maya-Pyramiden sind (siehe Abbildung 6), und in einem der Tempel stießen wir dann sogar noch auf eine Wandzeichnung, die die verschiedenen Pyramidenformen der Erde in einem einzigen Symbol zu vereinen scheint. Was wollten uns die Erbauer damit sagen? Soll uns diese Entdeckung einen Hinweis auf die schon vor Jahrtausenden bestehenden Verbindungen zwischen den Völkern und Kontinenten dieser Erde geben und uns zeigen, dass es einst Hochkulturen gegeben haben muss, die uns weit überlegen waren? Ja, es gab keine Spur eines Zweifels mehr – wir hatten Maya-Pyramiden in Indien gefunden! Wenn auch ihre Größe vergleichbar gering ist, ihre äußere Form spricht Bände.

Selbstverständlich wollten wir unsere Entdeckung sofort von allen Seiten her fotografieren, und durch den Sucher der Kamera bemerkten wir dann beide gleichzeitig etwas, das uns den Atem stocken ließ und die Maya-Pyramiden noch übertraf: Am Fuße eines dieser Bauwerke lag – leicht angelehnt – ein schweres, gleichseitiges Kreuz aus Stein – das berühmte Kreuz der Templer!

Wie kommt ein Templerkreuz nach Indien? Die Templer waren doch niemals dort. Oder doch? Im ersten Augenblick wagten wir noch nicht, an eine tatsächliche Verbindung zu glauben, denn wenn es sie wirklich gibt und sie sich beweisen lässt, muss zumindest ein Teil der mittelalterlichen Geschichte Europas und Asiens neu geschrieben werden. Lag dieses Kreuz also nur zufällig dort? – Nein!

In Laufe unserer weiteren Untersuchung der Tempel und Ruinen stießen wir auf so viele eindeutige Beweise, dass wir schließlich jeden Zweifel oder Zufall völlig ausschließen konnten. Im Innenhof eines Tempels fanden wir mehrere gewaltige Steinplatten, die mit einem Relief verziert waren, in dessen oberer linker Ecke sich wiederum das Tatzenkreuz der Templer befindet (siehe Abbildung 4), und selbst die Säulen sämtlicher erhaltener Tempel – und das übrigens nicht nur in Vijayanagara – beinhalten bei genauerem Hinsehen in der Mitte nach allen vier Seiten hin sichtbar das gleichseitige Symbol dieses geheimnisumwitterten Ordens.

Die Krönung unserer Entdeckungen bildete dann ein weiteres Templerkreuz als



Bestandteil einer von Darstellungen des damaligen Lebens umgebenen Wandfläche – mitten in einer vollkommen realistisch abgebildeten Jagdszene (siehe Abbildung 5). Hier war es also sogar noch eingearbeitet in das alte Kunstwerk – und das gut erhalten und eindeutig erkennbar. Spätestens an dieser Stelle wurden auch die allerletzten Zweifel beseitigt. Die Künstler, die der Nachwelt so realistische und unverkennbare Abbildungen von den Menschen, Tieren und Landschaften ihrer Zeit hinterlassen haben und auf deren beeindruckenden Reliefs nicht ein einziges, winziges Detail sinnlos oder überflüssig ist, haben ganz gewiss nicht ausgerechnet dieses Templerkreuz ohne eine bestimmte Absicht in diese Szene einbezogen.

---



*Abb. 4: Templerkreuze auf einem Steinrelief in Vijayanagara*

---

Aus dieser logischen Schlussfolgerung entstanden auch sofort zahllose neue Fragen. Nach dem bisherigen Kenntnisstand der Historiker hat es keinerlei Verbindungen zwischen dem Orden der Tempelherren und Indien gegeben. Doch wenn man bedenkt, dass nach den Erkenntnissen einiger Historiker die Geschichte Vijayanagaras sogar bis in das 1. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zurückreicht, so erscheint ein Kontakt zwischen den Rittermönchen und den Angehörigen der mittelalterlichen Hindu-Kultur zumindest theoretisch denkbar. Was sollen uns also diese Zeugnisse einer fernen Zeit sagen? Wurden sie hinterlassen, um uns die Zusammenhänge der Geschichte zu erklären und uns den Weg zu weiteren aufregenden Geheimnissen zu weisen?

Um eine mögliche Antwort darauf zu finden, erinnern wir uns am besten noch einmal in einem kurzen Überblick daran, wer und was die Templer eigentlich waren! Dieser Mönchsritterorden wurde offiziell im Jahr 1127 in Frankreich geschaffen, aber sowohl um seine Entstehung als auch um seine spätere Tätigkeit ranken sich zahllose Legenden. Verbürgt ist, dass sich bereits in den Jahren 1118/19 im Heiligen Land unter Führung der normannischen Adligen Hugo de Payns und Gottfried de Saint-Omer neun Ritter zu einer Art Polizeitruppe zusammenschlossen, welche „nach Kräften für die Sicherheit von Straßen und Wegen sorgen“ wollten - insbesondere „für den Schutz der Pilger“. Bisher konnte noch kein Historiker zufriedenstellend erklären, wie Hugo de Payns und seine acht Gefährten diese schwierige Aufgabe bewältigen wollten, aber auch in den darauffolgenden Jahren schien die Sicherung der Straßen und Wege im Heiligen Land wohl das perfekte Alibi für die tatsächlichen Aktivitäten dieser Ritter zu bleiben.

In Wahrheit aber unternahmen sie ausgedehnte Reisen, wobei sie diplomatische Kontakte knüpften, archäologische Ausgrabungen durchführten und u.a. riesige unterirdische Gewölbe systematisch erkundeten. Auffällig war besonders, dass sie sich an keiner militärischen Auseinandersetzung beteiligten, sondern viel lieber alte Ruinen erforschten. Alle neun Gründungsmitglieder des Templerordens waren mit dem Grafen Hugo von Champagne verwandt oder aber dessen Landsmänner. Dies ist vor allem deshalb äußerst bemerkenswert, weil der Grafen Hof der Champagne in Troyes zu den aufgeklärtesten Herrschaftszentren des Mittelalters gehörte und sich dort bereits seit dem Jahr 1070 eine angesehene Schule für talmudische und esoterische Studien – Zeichen einer für diese Zeit beispiellosen religiösen Toleranz und des Interesses an den Wissenschaften – befand.

Noch vor der offiziellen Anerkennung der Templer auf der Synode von Troyes im Jahr 1127 erhielten sie auf Betreiben ihres Gönners Bernhard de Fontaine - einen später heilig gesprochenen Zisterzienser Mönch, der die Abtei von Clairveaux gegründet hatte und zu den bedeutendsten Wortführern und geistigen Architekten des Christentums in jener Epoche gehörte - reiche Schenkungen in Form von Geld, Gütern und vor allem Ländereien. Im Jahr 1128 erließ Bernhard von Clairveaux schließlich ein Traktat, welches er „Das Lob der Neuen Miliz“ betitelte und mit dem er die militant religiösen Ziele der Templer zum Ideal und zum Inbegriff aller christlichen Werte erhob.

Ein Jahr zuvor waren alle Gründungsmitglieder des Templerordens nach Frankreich zurückgekehrt, und bereits in der ersten Regel des neu gegründeten Ordens schrieb Bernhard von Clairveaux: „...mit Gottes Hilfe ... ist das große Werk vollendet worden ...“. Welchen Sinn sollte diese Aussage haben, wenn sie sich auf die Aktivitäten der Templer zwischen 1118 und 1127 bezog? Was war in diesem Zeitraum Bedeutendes geschehen? Hatten sie etwa im Heiligen Land statt „die Pilger zu schützen“ etwas unendlich Wertvolles gesucht und gefunden, von dem Hugo de Payns während seiner Teilnahme am ersten Kreuzzug erfahren hatte?

Darüber kursieren die seltsamsten Spekulationen. Man spricht von der Bundeslade, dem Heiligen Gral oder dem Grab Christi, aber die Ereignisse, welche unmittelbar nach der Gründung des Ordens begannen, werfen ein völlig anderes Licht auf diese Frage. Mit dem Auftauchen der Templer in West- und Mitteleuropa begann fast übergangslos jenes Zeitalter, das wir heute als „Gotik“ bezeichnen und das vor allem in der sakralen Architektur seine eindrucksvollen Spuren hinterlassen hat. Zu jener Zeit entstanden etwa die Kathedralen von Chartres, Reims und Sens, um nur einige davon zu nennen. Scheinbar aus dem Nichts wurden die mit der Errichtung solcher Bauten verbundenen mathematischen, bautechnischen und logistischen Leistungen vollbracht. Woher stammte das Wissen und woher kamen die Mittel zum Bau dieser Kathedralen?

Bis zur heutigen Zeit ranken sich zahllose Rätsel und Geheimnisse um den Orden, der inzwischen zumindest als Finanzier und wahrscheinlich auch als die Quelle der Ideen und Pläne dieser imposanten architektonischen Leistungen anerkannt wird.

Die Überlieferungen berichten von riesigen Mengen an Gold- und Silberbarren, heiligen Gefäßen und nicht näher bezeichneten Wertgegenständen, die sich im Besitz der Templer befunden haben sollen. Oft ist auch die Rede von einem „geistigen Schatz“ und von uraltem Wissen, das aus dem alten Ägypten stammen dürfte und sich auf die Geheimnisse der Baumeister der Pharaonen bezieht.

Es ist also kein Wunder, dass Bernhard von Clairveaux die „neue Ritterschaft“ so über alle Maßen lobte. Gelangten doch er und seine Zisterzienser durch den Fund der Templer ebenfalls in den Besitz dieses umfangreichen, uralten Wissens, welches sich bei kluger Nutzung als Trumpfkarte im Kampf um geistliche Autorität und weltliche Macht erweisen würde.

In den Jahren nach der Ordensgründung wurden am Hof zu Troyes jedenfalls zahlreiche sehr alte hebräische Texte übersetzt, wozu manchmal sogar Rabbiner aus dem Hochburgund hinzugezogen werden mussten. Dies mag als Beleg für die hier vorgetragene These gelten.

Aus den Statuten des Templerordens geht hervor, dass sie beabsichtigten, ein vollkommen reformiertes Abendland zu schaffen - ein Europa unter administrativer Verwaltung des Ordens, das feudale Strukturen und deren Hemmnisse für Wirtschaft und Handel nicht mehr kannte – also eine Vorwegnahme der heutigen Europäischen Union. Doch die Ideen der Templer zielten weit über das Alltagsleben und die Geschäfte hinaus. Es sollte sich gleichzeitig um ein spirituelles Europa nach dem Vorbild des Ordens handeln, stark und einheitlich nach außen, um sich seiner Feinde zu erwehren und nach innen stets so gestaltet, dass der Einzelne niemals so viel Macht auf sich vereinigen konnte, dass er sie hätte missbrauchen können. Vielleicht sollte am Ende dieses Weges sogar nach der Wiedergewinnung des Heiligen Landes eine Art Eurasischer Union und die Aussöhnung der drei großen alten Weltreligionen – Judentum, Christentum und Islam – stehen.

In den darauffolgenden Jahren nahm der neu gegründete Templerorden einen ungeheuren Aufschwung, der wohl selbst die Erwartungen seiner Gründer übertraf. Die Mönchsritter schufen in Europa zahllose befestigte Häuser - Komtureien genannt - welche schon bald für die Entwicklung und die weitere Expansion des Ordens unentbehrlich werden sollten. Wenn jemand den Wunsch verspürte, Templer zu werden, wandte er sich an die nächste Komturei und überschrieb dem Orden seinen Besitz, wodurch sich aufgrund der zahlreichen Schenkungen das Vermögen der Templer erheblich vermehrte.



*Abb. 5: Fresko mit einem Templerkreuz in Vijayanagara*

---

In Europa bauten die Templer ihre so rasch gewonnene Vormachtstellung auf sämtlichen Gebieten immer weiter aus, und nach und nach wurden sie so zu einer einflussreichen Macht von internationalem Rang. Im Jahr 1139 bestimmte Papst Innocenz II. sogar, dass der Orden keiner weltlichen oder geistigen Macht außer dem Papst selbst Gehorsam schuldet. Damit wurde den Templern vollkommene Unabhängigkeit von allen Königen, Fürsten und Äbten gewährt, so dass sie keinerlei Einmischung seitens politischer oder geistlicher Würdenträger mehr zu befürchten hatten. Das enthob den Orden jeglicher territorialer Eingrenzung, machte ihn zum Herren über ein autonomes, internationales Reich und ließ ihn zum Diplomaten auf höchster Ebene und zum Mittler zwischen Adel und Monarchen und zwischen den christlichen und sarazenischen Herrschern in Palästina werden. Später entwickelten sich die Templer durch das Verleihen großer Geldsummen außerdem zu Bankiers aller europäischen Königshäuser und zu den einflussreichsten Geldwechslern ihrer Epoche. Selbst die Einführung des Schecks, wie wir ihn heute kennen, geht auf die Templer zurück.

In England wurde der Meister des Tempels stets zu den Sitzungen des Parlaments eingeladen und galt darüber hinaus als Oberhaupt aller kirchlichen Orden im Land. Aber auch in der islamischen Welt waren die Templer überall geachtet und angesehen, und in manchen Gebieten zahlte man ihnen sogar Tribut.

Bald schon galt der Templerorden als Umschlagplatz für neue Ideen und Gedanken, übte ein regelrechtes Monopol über die beste und modernste Technik seiner Zeit aus und förderte die Entwicklung des Vermessungswesens und der Kartographie, ebenso wie den Straßenbau und die Schifffahrt. Der Orden besaß eigene Häfen und Werften, und seine Flotte zählte zu den besten ihrer Zeit. Die Tempelerschiffe gehörten zu den ersten, die mit Magnetkompassen ausgerüstet waren. Manche Historiker sind sogar zu der Auffassung gelangt, dass die Templer in der Wendezeit zwischen dem 13. und 14. Jahrhundert bereits Schießpulver für Kriegszwecke einsetzten und ihre Galeeren mit den ersten primitiven Geschützen bestückten. Außerdem gibt es durchaus ernst zu nehmende Hinweise darauf, dass die Westflotte des Ordens von ihrem Heimathafen La Rochelle aus bereits in der Lage gewesen sein muss, den Atlantik zu überqueren und Handelsbeziehungen mit den Völkern Mittel- und Südamerikas zu unterhalten.

Aber auch auf dem Gebiet der Pflege Verwundeter und der Heilung von Krankheiten waren die Templer mit eigenen Ärzten, Chirurgen und Heilerinnen federführend in Europa, und all diese erstaunlichen Leistungen und Erfolge machten es dem Orden möglich, fast zwei Jahrhunderte lang die Geschichte des Abendlandes entscheidend mit zu prägen.

Natürlich schufen sich die Templer so auch eine ständig wachsende Anzahl mächtiger Neider und Feinde, und am 13. Oktober 1307 befahl König Philipp IV. von Frankreich unter ebenso fadenscheinigen wie unsinnigen Behauptungen – so beschuldigte er den Orden u.a. der Ketzerei, der Homosexualität und des Teufelsdienstes -, alle Templer gefangen zu nehmen. Es heißt, dass kurz vor der darauf folgenden Verhaftungswelle eine Gruppe von Rittern um den Schatzmeister des Ordens systematisch ihre Flucht vorbereitete und schließlich das gewaltige Barvermögen, vor allem aber die umfangreichen Ordensarchive, nach La Rochelle an der Atlantikküste, einer Gründung der Templer und dem bedeutendsten Hafen an der Westküste Frankreichs, transportierte. Hier sollen die Wertgegenstände und die Dokumente über ihr geheimnisumwittertes Wissen an Bord von

18 Galeassen gebracht worden sein, die zur sagenumwobenen Westflotte des Ordens gehörten. Diese Schiffe verließen mit unbekanntem Kurs den Hafen von La Rochelle und sind seither verschollen. Mit ihnen verschwanden etwa 1.300 Templer – Ritter und Servanten – im Dunkel der Geschichte.

---



*Abb. 6: Tempel in Vijayanagara*

---

Den Häschern des Königs muss diese kleine Flotte jedenfalls entkommen sein, denn es fehlen jegliche Berichte darüber, dass die Schiffe aufgebracht worden wären. Folgt man dem französischen Historiker Matthieu, so könnten die 18 Galeassen den Atlantik in Richtung Mexiko überquert haben. Demzufolge hätten die Templer in Mittelamerika eine neue Heimat gefunden und dort vielleicht sogar ihren Traum von einem eigenen Ordensstaat verwirklichen können. In der Tat existieren zahlreiche toltekische und Maya-Legenden, die von „*weißen Soldaten aus dem Haus des Tempels*“ berichten, die „*aus dem Land der aufgehenden Sonne kamen*“ und sich an der Ostküste Mexikos niederließen.

Aber wirklich nur dort? Verbindet man diese historisch belegten Fakten mit unserer Entdeckung in Vijayanagara, ergibt sich daraus eine faszinierende Hypothese.

Wenn die Templer kurz vor ihrem endgültigen Untergang in Europa acht-zehn Schiffe zur Verfügung hatten, um ihr herausragendes geheimes Wissen in Form von Aufzeichnungen oder Daten egal welcher Art fern von der Heimat in Sicherheit zu bringen, wäre es dann sinnvoll gewesen, alle achtzehn Schiffe in die gleiche Richtung zu lenken? Eigentlich ist es doch viel logischer anzunehmen, dass diese Elite ihrer Flotte in zwei oder sogar in drei Gruppen aufgeteilt wurde, die mit jeweils einer Ausfertigung der kostbaren Fracht völlig verschiedene Himmelsrichtungen ansteuerten. Schließlich wussten die Templer genau, dass ihre Feinde ihnen dicht auf den Fersen waren und, dass sie ganz sicher auch auf dem Meer weiter verfolgt werden würden. Sie konnten also nicht ausschließen, dass ein Teil der Flotte aufgebracht und vernichtet werden würde, wie es im Mittelmeer dicht unter der italienischen Küste auch durchaus geschehen ist. Hätten es Menschen ihrer Intelligenz in dieser Situation tatsächlich riskiert, alle Schiffe gemeinsam zum gleichen Ziel aufbrechen zu lassen? Ganz gewiss nicht!

Wir wissen zwar mit ziemlicher Sicherheit, dass einige der verschollenen Galeassen die mittelamerikanische Küste erreicht haben müssen, doch wie erklären wir dann die eindeutigen Hinweise auf die Anwesenheit der Templer in Südindien? Ist etwa ein anderer Teil der Flotte nach Osten gefahren, hat schließlich den Subkontinent angesteuert und in Vijayanagara einen Unterschlupf, ein neues Zuhause und sicher auch gelehrige und wissbegierige Schüler gefunden? Sind wir heute endlich reif dafür, die uns dort von den Templern hinterlassenen Hinweise zu verstehen? Haben wir dann auch den Mut, die Geschichte umzuschreiben und zu korrigieren?

Sie können sich darauf verlassen, dass wir auch in Zukunft auf unseren Reisen nach neuen Verbindungen, Erklärungen und Beweisen suchen und Ihnen die Ergebnisse unserer Arbeit nicht nur in weiteren Artikeln, sondern sehr bald auch in einem spannenden Buch vorstellen werden.

Bleiben wir also neugierig und halten wir die Augen offen! Auch am Ende dieses scheinbar so nüchternen Jahrtausends birgt unsere Welt noch unendlich viele Geheimnisse, die es zu enträtseln lohnt, und manchmal erzählen uns uralte Steine die aufregendsten Geschichten, wenn wir ihnen nur aufmerksam zuhören – so wie in Vijayanagara.

## **Literatur**

Fritz, John M. und Michell, George: „City of Victory – The Medieval Hindu Capital of Southern India“, Aperture Foundation, Inc., New York 1991

Ritter, Annett & Thomas: „Rennes-le-Chateau – Das Geheimnis der Pyrenäen“, CTT-Verlag, Suhl 1999

## **Fotos**

Christiane Müller & Thomas Ritter

© 1999 / Alle Rechte vorbehalten

---

---

# Vier Blutgruppen - vier Strategien für ein gesundes Leben: so einfach?

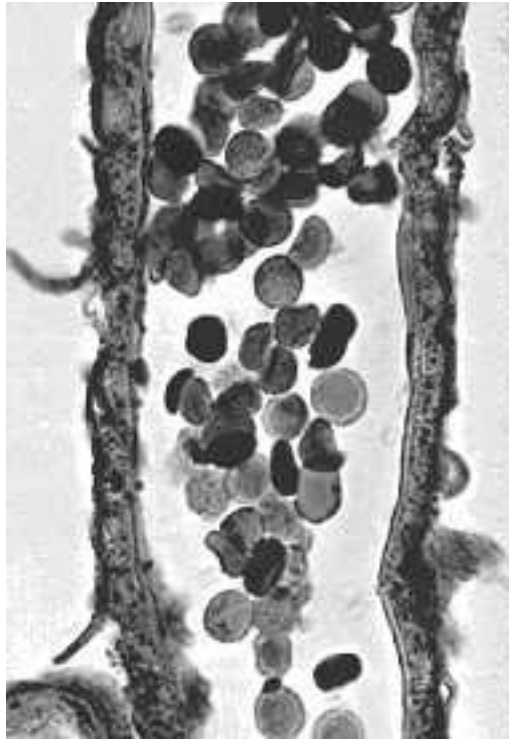
(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 1/2000)

Allein die Vorstellung, den Gesundheitszustand eines Menschen an den vier Blutgruppen (0-A-B--AB) festzumachen, lässt mich erschauern.

Die Entstehung der Blutgruppen wird hier als „Die wirkliche Revolution in der Evolution“ bezeichnet. Mittlerweile hat aber nachweislich die Evolution so, wie bisher gelehrt, nicht stattgefunden.

Die Zusammenhänge der jeweiligen Blutgruppe zum Immunsystem, zum Stoffwechsel und zur Krankheitsanfälligkeit nur hier herzustellen, ist mir etwas zu einfach. Denn gerade in der letzten Zeit beschäftigen sich sogar immer mehr Ärzte intensiv damit, welchen Einfluss die Psyche auf das System im menschlichen Körper hat. Hierfür wurde der neue Fachausdruck geprägt: *Psycho-Neuroimmunologie*. Es wird immer deutlicher, dass Psyche, Gehirn, Hormon- und Immunsystem durch ein komplexes Netzwerk eng miteinander verbunden sind. Dieses Supersystem geht über die Grenzen des Körpers hinaus. Hierfür steht die Erforschung der Krankheiten als Ausdruck von Körper-Seele-Symptomen - oder wie es Dr. Edward Bach (Bachblüten-Therapie) formulierte: *„Krankheiten sind Hilfeschreie der Seele“*.

Die Ernährungsempfehlungen für die verschiedenen Blutgruppen beziehen sich nur auf die grobstoffliche Ebene. Bei der Blutgruppe 0 (Null) beispielsweise - der ich selber angehöre - wird ausdrücklich der Fleischverzehr (!) **vorgeschrieben**. Dies sei sogar - für Personen mit dieser Blutgruppe - Unterstützung bei der Gewichtsreduzierung.



*Mikroskopaufnahme weißer und roter Blutkörperchen (GLG-Archiv)*

Die Menschen mit der Blutgruppe A sind demgemäß die reinen Vegetarier. Diejenigen mit der Blutgruppe B dürfen Milchprodukte verzehren, diejenigen mit der Blutgruppe AB sind Mischtypen und können sich sowohl nach den Empfehlungen für A und B ernähren. Wo bleibt hier die Individualität?

Weitere Forschungen sollen ergeben haben, dass zwischen den einzelnen Blutgruppen und der Entstehung von Krankheiten ein enger Zusammenhang bestehe. Der Blutgruppe A wird eine höhere Anfälligkeit für Krebserkrankung nachgesagt. Eine solche Aussage halte ich persönlich für äußerst gefährlich und außerdem für angstausslösend!

Selbst die zellulären Ursachen von Krankheiten müssen absolut individuell geprüft werden. Denn - wie bereits erwähnt - es haben auch Gedanken, Gefühle und die soziale Umwelt eines Menschen Einfluss auf das Abwehrsystem. Der Mensch als ganzheitliches Wesen darf nicht auf der Strecke bleiben, ein Krankheitserreger kann nur schaden, wenn er ein geschädigtes Terrain findet.

Viele Veröffentlichungen von Fallgeschichten sollen die Heilung nach einer Einstellung auf die Blutgruppen-Ernährung belegen. Hierbei ist aber nicht zu übersehen, dass bei diesen Fällen zu Beginn eine „Reinigung“ vorgenommen wurde. Zusätzlich wurden Vitaminpräparate gegeben, kombiniert mit den entsprechenden Ernährungsempfehlungen.

Meine Therapieerfahrungen zeigen ganz klar: Wenn psychische (geistige) und physische (körperliche) Reinigung und Entgiftung unseres Supersystems vorgenommen wurden, ist es wieder dazu imstande, einwandfrei zu arbeiten. Selbstverständlich muss dann vermieden werden, sich wieder mit den bekannt schädigenden Stoffen und Gedanken neu zu verunreinigen.

Das bedeutet: jeder, der sich ganzheitlich orientiert und sich körperlich nicht ganz fit fühlt,



sollte sich auf die Suche seines individuellen Systemfehlers machen. Jeder Mensch ist ein Individuum. Wir haben kein Gattungsverhalten, wie die Tiere.

Deshalb: Jedes Individuum muss seine individuellen Möglichkeiten zur Klärung seiner Persönlichkeit finden. Machen Sie sich auf den Weg. Viel Erfolg und alles Gute!

**Barbara Teves (HP), Am Stutenanger 3A, D-85764 Oberschleißheim  
Tel./Fax (089)315 0260**

---

Eugen Gabowitsch

# Betonbauten der Römer, Kelten und Ägypter

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESES Nr. 1/2000)

*Was ist Beton? Unterscheidet ihn etwas vom erhärteten Mörtel? Was wurde in der „Antike“ aus Beton gebaut? Wann wurde Beton erfunden? Wurde er zwischenzeitlich für mehrere Jahrhunderte ja sogar Jahrtausende vergessen? Wieso sollten die alten Ägypter tonnenschwere Steinblöcke aus der Entfernung zu den Pyramiden heranschleppen, wenn sie diese Blöcke an Ort und Stelle gießen konnten? Was war leichter zu heben: die Steinquader oder die Körbe und Säcke mit Bindemittel, Sand, Kies und geschlagenen Steinen, sowie Ledersäcke mit Wasser? Wurde die Cheopspyramide doch aus Beton gebaut? Kannten die Kelten Beton und Zement?*

*Die meisten dieser Fragen sind keinesfalls neu. Aber sie passen ganz hervorragend in die programmatische Thematik des EFODON e.V. und es lohnt sich, die EFODON-Mitglieder auf diese interessanten Fragen aufmerksam zu machen. Vielleicht können wir alle zusammen mehr Klarheit in die frühgeschichtliche Verwendung von Beton bringen.*

Wir wollen in diesem Artikel unterschiedliche Standpunkte zur „frühen“ Verwendung des Baumaterials Beton unter die Lupe nehmen und - insbesondere in einem geplanten weiteren Artikel - über einige Erkenntnisse zur Benutzung von Beton beim Bau der Cheopspyramide erzählen.

*„Bereits vor 2000 Jahren war Beton bekannt. Die Römer errichteten mit dem Baustoff großartige Kuppelbauten. Danach geriet Beton in Vergessenheit und wurde erst Anfang des 19. Jahrhunderts wieder entdeckt. Das Rezept ist im wesentlichen gleich geblieben: Zement ist eine Mischung aus gebranntem Kalk, Sand und Ton, die im Ofen stark erhitzt wurde. Mit Sand und Wasser gemischt, verbindet er die Sandkörner zu einem steinartigen Material - dem Beton.“ [1]*

*„Die Römer hatten für den Bau ihrer Gebäude **Beton** verwendet, der sich aus Sand, Kies oder zerstoßenen Steinen zusammensetzte und mit Hilfe von Zement zusammengehalten wurde - einer Mischung von Chemikalien, die unter Zusatz von Wasser hart wurden. Die erste Verbesserung gegenüber den Römern gelang 1824 dem englischen Steinmetz Joseph Aspdin (1799-1855). Er erfand eine Methode, Lehm und Kalkstein zu zerstoßen und zu brennen. Der auf diese Weise produzierte Zement war billiger und besser als die anderen, die zu der Zeit noch verwendet wurden. Aspdin nannte ihn **Portlandzement**, um seine Ähnlichkeit mit dem in Portland, Dorset, gehauenen Portlandstein zu unterstreichen.“ [2], S. 259.*

Diese zwei kurzen, das konventionelle Wissen widerspiegelnden, Zitate provozieren sofort einige Fragen:

1. Haben die Römer Beton entdeckt? Waren die „Römer“ wirklich die einzigen, die während der Antike und überhaupt des Altertums Beton verwendeten?
2. Haben die Römer Beton nur für die Kuppelbauten verwendet?
3. Könnte es wirklich sein, dass eine so nützliche Erfindung wie Beton für fast zweitausend Jahre vergessen wurde?
4. Wurde Beton wirklich vor dem 19. Jahrhundert hunderte von Jahren nicht verwendet?

Alle diese Fragestellungen müssen wir mit einem kurzen „NEIN“ beantworten. Aber zuerst werden wir versuchen, besser zu verstehen, was eigentlich Beton bedeutet und was Beton von den anderen Baumitteln unterscheidet.

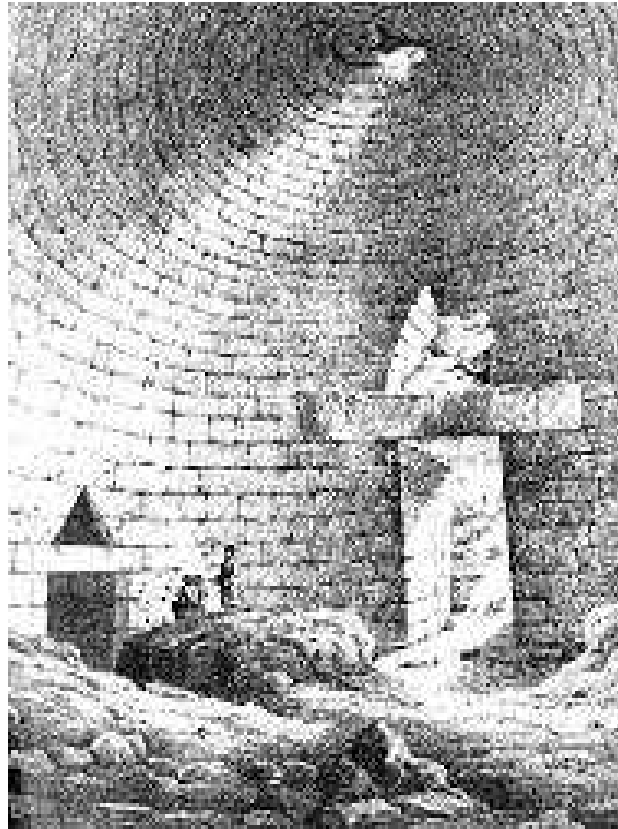
### ***Beton oder Mörtel? Mörtel oder Beton?***

Lt. der Großen Sowjetischen Enzyklopädie, Band 3, Spalte 828, sowie [3], Band 2, S. 234: *„Beton (nach lateinischem bitumen) ist ein künstliches Baumaterial, das aus einer rationell zusammengestellten Mischung von Bindemittel entsteht, die normalerweise mit Wasser sowie mit Füllmaterialien wie Sand, Kies und kleinen Steinen sowie mit – in einigen Fällen – speziellen Zusatzstoffen vermischt wird und nach einer gewissen Zeit sich so erhärtet, dass sich ein künstlich erzeugter Stein bildet. Als Bindemittel kann Zement (dann entsteht das Zementbeton) oder Bitumen (im Falle des Asphaltbeton) verwendet werden, neuerdings auch Polymere (Kunststoffbeton).“*

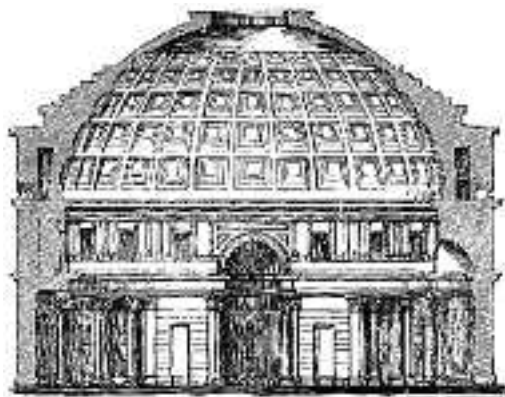
Eine andere Definition:

*„**Beton** [be'tō:; frz.; zu lat. bitumen „Erdharz“], Gemenge aus grobkörnigen Zuschlagstoffen, hydraul. Bindemitteln (meist Zement, aber auch Kalk, Gips und Asphalt) und Wasser, das nach seiner Vermischung verformbar ist, nach einer gewissen Zeit abbindet und durch chem. Reaktionen erhärtet.“ [4], Band 3, S. 176.*

---



*Auch ohne Beton hat man bienenkorbförmige Kuppeln gebaut: das fünfzehn Meter hohe Innere des Schatzhauses des Atreus in Mykene (nach anderen Annahmen: des Atreus-Grabes), datiert in das -14. Jh.*



*Das Pantheon in Rom im Querschnitt. Offizielle Datierung: 118-128 n.C.*

---

Also gut, das ist Beton. Und was ist Mörtel? Lesen wir nach:

*„Steinartiger Baustoff, der meist aus einem Gemisch von Bindemittel, Sand und einer auf das Bindemittel abgestimmten Flüssigkeit (häufig Wasser) ggf. mit speziellen Zusätzen, hergestellt wird.“ [3], Band 12, S. 212.*

---



Gemälde von Giovanni Paolo Pannini: Das Pantheon in der Mitte des 18. Jh. Vermutlich wurde es in Wirklichkeit erst im 17. oder 18. Jh. erbaut.

---

„Mörtel [...] Gemisch zum Verbinden von Mauersteinen (Speis), oder zum Verputzen von Wänden und Decken. M. besteht aus einem oder mehreren Bindemitteln (gebrannter Kalk, Gips, Zement) sowie Sand, und wird mit Wasser ‚angemacht‘. Bindemittel und Sand erhärten zu einer steinartigen Masse.“ ([4], Band 15, S. 48).

Also sind die zwei Begriffe oft kaum zu unterscheiden und konnten auch in historischen Beschreibungen verwechselt werden. Oft unterscheidet sie nur die Betrachtungsweise: wenn wir die mit Mörtel verbundenen Steine als Teil des Gebauten betrachten, dann sprechen wir von Beton. Wenn wir diese Steine aus irgendeinem Grund von Bindemitteln unterscheiden, dann sprechen wir vom Mörtel. Wenn wir nur Sand als Füllung benutzen, dann ist das Mörtel, aber wenn auch Kies und größere Steine als Füllung verwendet werden, dann ist das gleiche Material als Beton zu bezeichnen. Eine spezielle Erfindung von Beton wird somit überflüssig.

Ich bitte alle meine Leser aufmerksam zu werden und alle Erwähnungen von Zement, Beton, Mörtel und Bindemitteln wie Kalk, Gips, Bitumen etc. im Altertum, in der Antike und im Mittelalter, die sie in der Literatur finden, dem EFODON e.V. und mir persönlich zu melden.

### ***Haben die Römer Beton entdeckt?***

Im Kapitel „Wandlungen der Bautechnik“ von [5] können wir nachlesen:

„In keinem anderen Bereich der antiken Technik kam es zu einem so

schnellen und umfassenden Wandel wie im römischen Bauwesen. Während nur weniger Jahrzehnte wurden völlig neue Techniken entwickelt, die der Architektur zuvor ungeahnte Möglichkeiten eröffneten. Für diese Innovationen war nicht so sehr die Verwendung neuer Werkzeuge oder Geräte entscheidend als vielmehr die Nutzung neuer Baumaterialien.“ (S. 261).

---



„Römisches“ Gewölbe aus Beton: Die Haupthalle der Traian-Märkte, wird um 110 n.C. datiert.

---

Scheint, dass es doch um die Entdeckung vom Beton durch die Römer geht. Aber lesen wir ruhig weiter:

„Voraussetzung für die in der römischen Bautechnik erzielten Fortschritte war die Übernahme des im **Hellenismus** zuerst in Süditalien entwickelten Mörtelmauerwerkes (meine Hervorhebung – E.G.). Mörtel, der aus Sand und Kalk hergestellt wird, besitzt die Eigenschaft, vermischt mit kleinen Steinen, zu erhärten und ein festes Konglomerat-Gestein (also Beton – E.G.) zu bilden. Wände aus Mörtelmauerwerk bestehen aus zwei Außenschalen und der Mörtelfüllung. Dabei änderte sich mit der Zeit das Material für die Außenschalen: Zuerst handelte es sich um unregelmäßige Bruchsteine (*Opus incertum*), dann um kleine, an einer Seite quadratische Tuffsteine (*Opus reticulatum*). Die Mauern aus solchen Tuffsteinen neigten allerdings dazu, Risse zu bekommen, weil die Fugen nicht versetzt waren. Daher hat man im frühen Principat die Mauern durch Lagen von gebrannten Ziegeln verstärkt (*Opus mixtum*). Nach dem Brand Roms unter Nero ging man schließlich dazu über, die Außenschalen vollständig aus Ziegeln zu errichten (*Opus testaceum*).“ (S. 261).

Also haben auch die Griechen Beton gekannt! Dass sie zuerst, nach Meinung der Historiker der Technik, nur die Verschalungen aus Stein kannten (die

letzteren werden so detailliert beschrieben, weil hier unterschiedliche, mit dem bloßen Auge zu sehende Unterschiede zu beobachten sind), sagt etwas über die Historiker und wenig über die Materie selbst. Jeder, der nach Griechenland oder Süditalien fährt, kann selber beurteilen, ob er in den Bauten aus der Zeit des Hellenismus nur Natursteine oder auch künstliche Steine mit klar zu sehenden Einschlüssen aus Kies beobachtet hatte.

---

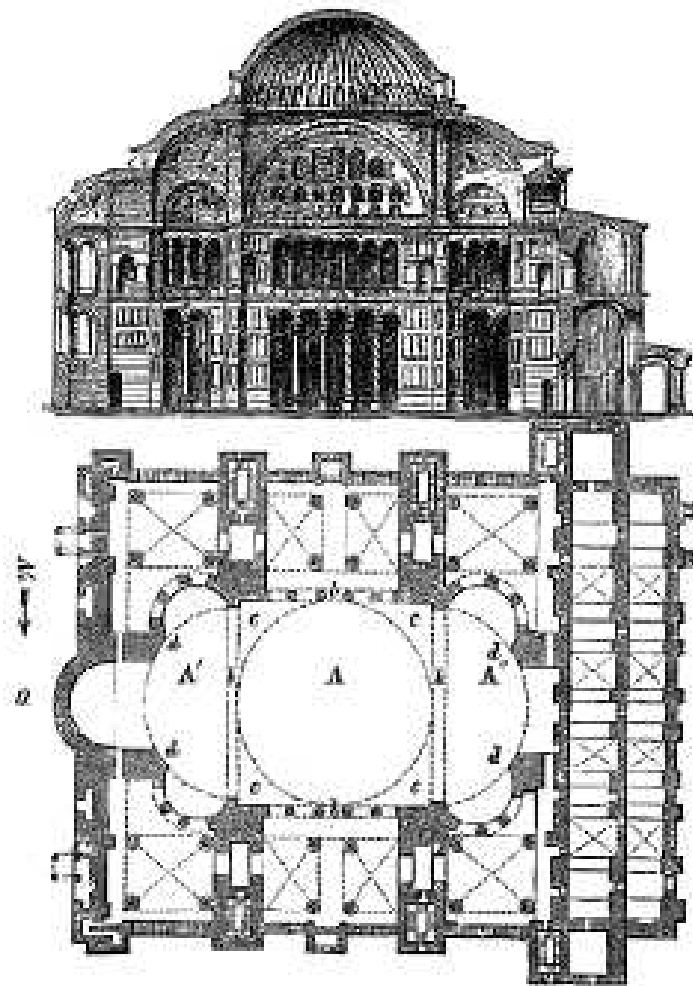


Fig. 3 u. 4. Aja Sophia (Grundriß und Durchschnitt).

*Aja Sophija in Istanbul (Grundriss und Durchschnitt). Vermutlich erst von Suleiman dem Prächtigen (47 Jahre an der Macht. Der Salomon der Bibel?) in der 1. Hälfte des - 16. Jh. erbaut.*



*Aja Sophija heute. Sie wurde durch die Suleiman-Moschee (erbaut 1550-57) von dem genialen türkischen Architekten Mimar Sinan architektonisch klar übertroffen.*

---

Und was die Griechen konnten, konnten oft auch die Ägypter, insbesondere, wenn man die Verkürzungen der ägyptischen Geschichte berücksichtigt. Aber zu den Ägyptern kommen wir noch zurück. Hier bemerken wir nur, dass (lt. der Großen Sowjetischen Enzyklopädie), Gips und Kalk im alten Ägypten wie auch im antiken Griechenland bei Errichtung von Monumentalbauten, die teilweise noch existieren, verwendet wurden. Die alten Russen sollen dem Kalkmörtel schwach gebrannte Backsteine (vermutlich klein zerstückelt) beigemischt haben. (Band 28, Spalte 1433).

Haben die Römer Beton nur für die Kuppelbauten verwendet? Lesen wir weiter im schon zitierten Kapitel aus [5]:

*„Auf diese Weise wurde der Quaderstein als Material für die Mauern abgelöst und die qualifizierte Arbeit der Steinmetzen durch die Massenproduktion der Retikulatsteine ersetzt, die sich vielseitig verwenden ließen. Diese Technik eignete sich hervorragend für den Bau von Bogenkonstruktionen, wie sie für Brücken oder Aquädukte typisch waren.*

*In der Zeit der späten Republik entdeckten Architekten in Campanien, dass durch die Verwendung von Erden vulkanischen Ursprungs aus dem Gebiet von Puteoli und anderen Städten am Golf von Neapel ein Mörtel gewonnen werden konnte, der aufgrund seiner extrem hohen Festigkeit keine dauerhafte Verschalung aus Stein oder Ziegeln benötigte. Die früheste Erwähnung dieser Puteolanerde findet sich bei Vitruv (2, 6, 1): »Es gibt aber auch eine Erdart, die von Natur wunderbare Ergebnisse hervorbringt. Sie steht im Gebiet von Bajae und der Städte, die rund um den Vesuv liegen. Mit Kalk und Bruchstein gemischt gibt sie nicht nur den übrigen Bauwerken Festigkeit, sondern auch Dämme werden, wenn sie damit im Meere gebaut*



werden, im Wasser fest.«" (S. 261-264).

Also haben „die Römer“ den Beton mindestens für folgende Zwecke verwendet:

- Für Mauerwerke und Triumphbögen,
- für Kuppelbau,
- für Brücken oder Aquädukte,
- für Dämme und Mole.

Wir nehmen an, dass damit die Liste der Anwendungen noch längst nicht erschöpft ist. Z. B. sehen die Rotationsmühlen aus Pompeji so aus, als wären sie in einem Gussverfahren aus Beton hergestellt [5], S. 220-221. Es wäre auch viel einfacher, diese Baumethode für Rotationsmühlen zu verwenden, als die beweglichen oberen Teile aus einem großen Stein in genauer Abstimmung mit der Form des unteren Teils zu produzieren (beim Betongießen wird diese Übereinstimmung automatisch erreicht).

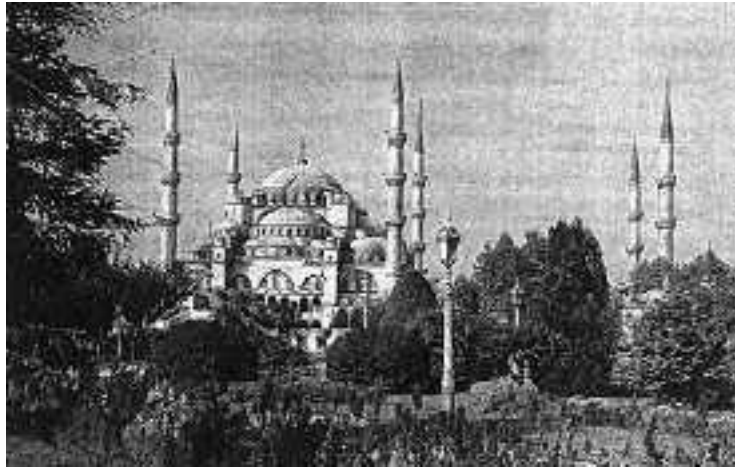
Und weil die Autoren [5] das Wort „Beton“ nicht verwenden und ständig – sogar im Falle der gegossenen Kuppel (s. unten) – von Mörtel sprechen, kann man die Verwendung von Beton an verschiedenen Stellen (Ofen, Gewölben etc.) annehmen.

Könnte es wirklich sein, dass so eine nützliche Erfindung wie Beton für fast zweitausend Jahre vergessen wurde?

*„Mörtel aus Puteolanerde wurde in eine Holzverschalung gegossen, die man nach dem Erhärten entfernte und anschließend wieder verwenden konnte. Dies war aber nicht nur bei Mauern, sondern auch bei Raumdecken - bei Gewölben und Kuppeln - möglich. Damit hatten die Architekten zum ersten Mal die bautechnischen Mittel in der Hand, um weite Innenräume ohne Stützen zu konzipieren. Die Gestaltung des Raumes wurde zu einer zentralen Aufgabe der Architektur. Seit dem 1. Jahrhundert n.C. waren große, mit Hilfe der Gussmörtel-Technik (Opus caementicium) geschaffene Hallen sowohl für Nutzbauten als auch für Palastanlagen und Tempel überhaupt keine Seltenheit mehr.“ [5], 264-265.*

Und so eine faszinierende Erfindung, die eine echte Revolution in der Bautechnik bedeutete, wurde einfach vergessen? Für tausende von Jahren? Und warum? Darüber schreibt keiner der Historiker. Mindestens habe ich bisher keine Erklärung für diese Vergessenheit irgendwo entdecken können. Vielleicht baute nach den „Römern“ keiner mehr Hallengewölbe und Kuppeln?

---



Sultan-Achmet-Moschee: erbaut 1609-1616 durch einen Schüler des großen Sinan. Kuppeldurchmesser 23 Meter.

---

So sieht das eigentlich nicht aus:

*„Die Römer bauten die ersten Kuppeln. Im Jahr 27 v.C. begannen sie mit dem Bau des Pantheons und krönten es mit einer Kuppel - der größten, die vor Beginn der Neuzeit errichtet wurde. Allerdings wirkt sie klobig und ruht auf einem Rundbau. Zudem hat sie nur eine Öffnung im Scheitelpunkt, so dass die ästhetische Wirkung begrenzt bleibt. Um 480 gelang es Baumeistern des Oströmischen Reichs, eine Kuppel auf einen viereckigen Unterbau zu setzen und mit vielen Fenstern zu versehen, ohne dass sie dadurch an Stabilität verlor.*

*Auf die dabei gewonnenen Erkenntnisse griff man zurück, als der oströmische Kaiser Justinian (der von 527 bis 565 regierte) die Hagia Sophia wiederaufbauen ließ, die im Nikaaufstand 532 zerstört worden war. Die Ruine wurde weggeräumt, ein größeres Areal abgesteckt, dann begannen die Bauarbeiten. Zehntausend Arbeiter brauchten für den Wiederaufbau sechs Jahre. Die neue Kuppel - Durchmesser 33 m, Höhe 55,6 m - war so raffiniert und geschickt mit Fenstern durchbrochen, dass der gesamte Innenraum der Kirche von Sonnenlicht durchflutet wurde. Von unten hatte der Betrachter den Eindruck, als sei die Kuppel frei schwebend am Himmel aufgehängt.“ [2], S. 64.*

Also hat sich der Kuppelbau weiterentwickelt und vervollständigt. Brauchten die nachfolgenden Generationen von Bauherren keinen Beton mehr für die Kuppeln und Hallengewölben? Ich kann diese Annahme nicht glauben!

---



*Die stolzen Kuppeln der türkischen Hauptstadt.*

---

Eine ganz andere Sache ist, ob die hier in den Zitaten genannten historischen Daten stimmen. Sie stimmen bestimmt nicht und alles, was oben beschrieben wurde, passierte in Wirklichkeit in unserem Jahrtausend. Aber das ist schon ein ganz anderes Thema.

---



*Mühlen in einer Bäckerei in Pompeji. Klar zu sehen ist die kernige Struktur des Materials (wahrscheinlich Beton mit einer Füllung aus Kies). Datiert in das 1. Jh. n.C., in Wirklichkeit wahrscheinlich erst 15. Jh.*

---

## **Wurde Beton wirklich vor dem 19. Jahrhundert jahrhundertlang nicht verwendet?**

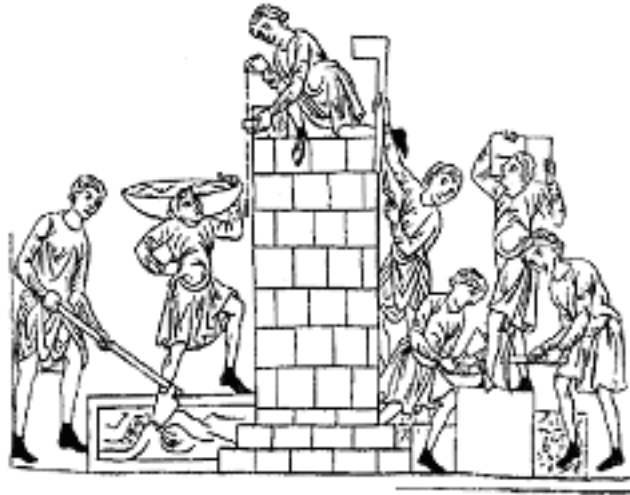
Was die Behauptung bedeuten kann, dass man Beton im Mittelalter vergessen hat, sollte mir jemand erklären. Hoffentlich denken die Autoren solcher Behauptungen nicht, dass die mittelalterlichen Kathedralen, Burgen und Stadtmauern ohne Mörtel erbaut wurden. Denn in diesem Fall hätte ich die Lektüre des Buches [6] empfohlen, wo ständig nicht nur von Maurern die Rede ist, sondern auch von Gipsern und Mörtelmachern, vom Anrühren des Mörtels, und sogar von Zement:

*„Spezialisierte Arbeitskräfte wie Steinmetzen und Maurer beschäftigten eine bestimmte Zahl von Hilfsarbeitern, die sie bei ihrer Aufgabe unterstützen sollten und die »Gehilfen« (serviteurs oder aides) genannt wurden. Auch sie begegnen uns in den oben bereits erwähnten Büchern: »Für 5 Steinmetzen 2 Livres, 10 Sous. Für 4 Gehilfen 19 Sous. Für 3 Maurer, jeder 5 Tage, 1 Livre, 9 Sous und 2 Deniers. Für 5 Gehilfen, jeder 5 Tage, 1 Livre, 4 Sous und 7 Deniers.« Bestimmte Gehilfen spezialisierten sich auf die Herstellung von Mörtel und Gips: »An 2 Gehilfen für den Mörtel, jeder 4 Tage, 8 Sous. An 4 Hilfsarbeiter für Sandsieben und **Zementherstellung**, jeder 3 Tage, 7 Sous, 4 Deniers.« In anderen Büchern werden sie als **Mörtel-, Zement- oder Gipsmacher** geführt.“ (S. 50, linke Spalte; meine Hervorhebungen - E.G.). Die in diesem Zitat erwähnten Bücher sind die Buchführungsbücher der Kathedrale aus dem späten 13. Jh.*

Auch die im Buch präsentierten Bilder aus dem 14. Jh. (S. 36 und 37), aus der zweiten Hälfte des 13. Jh. (S. 44, 45 und 79), zeigen ganz eindeutig das Herstellen und Transportieren des Mörtels während der Bauarbeiten an verschiedenen Kathedralen. Ich hätte all das keinesfalls als Beweise für das Vergessen des Betons betrachtet. Vielleicht könnte man in einem oder anderen Fall von der Existenz anderer Bautechniken sprechen, die die Verwendung von Beton überflüssig machten.

Als eine besondere Kostbarkeit aus der Mitte des 12. Jh. wird im Buch eine aus den kleinen Einzelstücken zusammengesetzte Mosaikplatte auf Seite 20 abgebildet. Was ist das aber anderes, als eine Betonplatte mit verschönerter Oberfläche?!

---



*Mittelalterliche Bauarbeiter mischen Mörtel und bringen ihn nach oben. Etwa um 1170.*



*Kathedralenbauer im Mittelalter: Mörtel wird in großen Mengen gemischt und im Eimer nach oben gezogen. Rechts im Korb sieht man geschlagene Steine, möglicherweise die künftige Betonfüllung.*

---

Das obige Zitat über die Klobigkeit und die begrenzte ästhetische Wirkung der Kuppel des Pantheon steht im krassen Widerspruch zu folgendem Text:

*„Welche Vollendung die Architekten in der Beherrschung der neuen Technik zu erreichen vermocht haben, dokumentiert das Pantheon in Rom. Dieser Tempel, der wahrscheinlich unter Trajan (reg. 98-117) begonnen und unter Hadrian in den zwanziger Jahren fertiggestellt worden ist, besitzt eine monumentale Kuppel mit einem Durchmesser von 43,30 Metern. Keiner der großen Kuppelbauten der Renaissance oder des Barock hat die Ausmaße der Kuppel des Pantheon übertroffen. Die ästhetische Wirkung dieses Innenraumes beruht wesentlich darauf, dass die Distanz zwischen dem*

*Boden und dem höchsten Punkt der Kuppel genau ihrem Durchmesser entspricht; würde man die Kreislinie der Kuppel vollenden, so berührte sie den Boden. Unter bautechnischem Aspekt ist bemerkenswert, dass der Architekt sich aus Gründen der Statik bemüht hat, das Gewicht der Kuppel so gering wie möglich zu halten, und zwar mittels der Kassetten und durch die Verwendung eines leichten Gussmörtels, für den man Bimsstein als Zuschlag genommen hatte.“ [5], 265-266.*

Das Zitat zwang mich, an die Annahmen von N. A. Morozow, A. T. Fomenko, Gernot L. Geise, Uwe Topper und vielen anderen Chronologiekritikern zu erinnern, die an der frühen Existenz Roms gezweifelt haben oder auch heute noch zweifeln. Vielleicht bedeutet das letzte Zitat nur, dass die Jahre des Pantheon-Kuppelbaus (heute als 118-128 n.C. angegeben) um etwa eineinhalbtausend Jahre geändert werden müssen?! Und dann werden wir kaum von der für längere Zeit vergessenen Betonbautechnik sprechen können. Insbesondere, wenn wir berücksichtigen [4], „*Leonardo da Vinci beschrieb Ende des 15. Jh. ein Verfahren zur Herstellung von Betonblöcken für eine Hafenmauer*“, Band 3, S. 176-177. Mir scheint, dass die Erfindung des Betons im Spätmittelalter stattfand, in welchem heute einige radikale Geschichtsrevisionisten die beiden antiken Hochkulturen, die griechische und die römische, ansiedeln (auch die ägyptische scheint in diese Zeit zu fallen) und seitdem die Beton-Benutzung nie mehr unterbrochen wurde.

Auch die oben behauptete Neuentwicklung des Betons im frühen 19. Jahrhundert widerspricht einigen Angaben. Nach der Großen Sowjetischen Enzyklopädie, Band 3, Spalte 828: „...*die Verwendung von Beton in Westeuropa schon im 18. Jh. und nicht im 19. stattgefunden habe*“. Dass es dabei keinesfalls um das Ende des 18. Jahrhunderts, sondern eher um den Anfang geht, beweist die Tatsache, dass in der Nähe von St.-Peterburg Anfang des 18. Jahrhunderts sogar eine Zementfabrik existierte. Für Betonierarbeiten während der Errichtung des Ladoga-Kanals wurde dieser Zement laut Archiveintragungen in den Jahren 1728/29 verwendet.

## ***Beton in der Cheopspyramide?***

So wurde ein Kapitel im Buch [7] genannt. Ähnlich klingende Kapitel haben auch mehrere russische Bücher von A. T. Fomenko und G. B. Nosovski (F&N), z.B.

- „Das biblische Rußland“, 1998

und die neuesten

- „Einleitung in die neue Chronologie (In welchem Jahrhundert leben wir?)“, 1999.
- „Die Rekonstruktion der allgemeinen Geschichte“, 1999.

Diese These vertritt seit 1979, seit dem Zweiten Internationalen Kongress der Ägyptologen in Grenoble, der Chemiker Prof. Dr. Joseph Davidovits. Gleichzeitig begann er zu behaupten, dass auch einige altägyptischen Vasen nicht aus natürlichem Stein, sondern aus Steinguss hergestellt worden seien.

Joseph Davidovits (Jahrgang 1935) startete seine Karriere in Frankreich, wo er als Chemie-Ingenieur ausgebildet wurde. Danach studierte er in Mainz und Düsseldorf. Er promovierte in Deutschland als Chemiker, arbeitete und heiratete hier. Seit 1979 und bis heute ist er Professor und Direktor des Instituts für Geopolymere (seine Bezeichnung für neue von ihm entwickelte Baustoffe, die er aufgrund seiner Forschung an den Pyramidenbaustoffen erfunden und patentiert hat) in Saint-Quentin, Frankreich.

Professor J. Davidovits gründete und leitete als Direktor das amerikanische Institut für Angewandte Archäologische Forschung (1983-89, Barry University in Miami, Florida/USA). 1989 summierte er seine Ergebnisse zum Thema „Beton in den ägyptischen Pyramiden“ in einem Buch [8], das vier Auflagen hatte und nun leider vergriffen ist.

Zur Zeit hat er ein neues Buch geschrieben, das die Ergebnisse der Forschung der 90er mit enthält, und sucht Verleger und Übersetzer, um das Buch in mehreren Ländern zu veröffentlichen.

### ***Die Hypothese von Professor Davidovits***

Prof. J. Davidovits vertritt die Meinung, dass die ägyptischen Pyramiden aus einer Art Beton hergestellt worden seien. Dabei beruft sich Davidovits auf eigene chemische Analysen, auf seine Forschung und ihre Anwendung zur Herstellung von geopolymeren Gegenständen, aber auch *„auf einige uralte Texte, wonach Pharao Djoser von einem göttlichen Wesen die Anweisung erhalten habe, Gesteinsbrocken aus der näheren Umgebung zu zerstoßen und zu Baumaterial zu mischen.“* [7], S. 99. Er und seine Mitarbeiter haben herausgefunden, dass eine ähnliche Technik auch in den alten südamerikanischen Kulturen Anwendung fand.



*Wurden die ägyptischen Pyramiden zum größten Teil aus Beton erbaut?*

---

Nur zum Zerstoßen von Steinen. F&N sind noch der Meinung, dass die Steine

mechanisch zermahlen wurden. Sie bringen ein Foto einer Steinmühle, die in der ägyptischen Wüste gefunden wurde. Weil die zu zermahlenden Steine nicht besonders hart waren, meinen F&N (ohne dabei in die Details zu gehen oder zu den Berechnungen herunterzusteigen), dass diese Arbeit machbar war. J. Davidovits geht einen Schritt weiter: er zeigte empirisch, dass eine mechanische Zersetzung der Steine überhaupt nicht nötig war. Er demonstrierte den erstaunten Ägyptologen, wie sich die Steine im Laufe einer Nacht in einer Flüssigkeit zersetzten, die aus Wasser mit gewissen organischen Beimischungen bestand. Die so entstandene zähflüssige „Mörtelmischung“ konnte danach zur Baustelle gebracht werden, dort mit Sand oder weiteren Steinen gemischt und in die Pyramidenblöcke verbaut werden.

Der Wissenschaftler vertritt seine Hypothese seit Anfang der achtziger Jahre. Er hat mehrere Vorträge an ägyptologischen Kongressen gehalten und rund zehn Artikel zum Thema veröffentlicht. (Den Inhalt dieser Artikel und das Neue, was F&N zu diesem Thema zu sagen haben, möchte ich in einem anderen Beitrag den Lesern erzählen). Und er präsentierte seine Ergebnisse in vielen Zeitungen und Zeitschriften, in zahlreichen Rundfunk- und Fernsehsendungen.

An dieser Stelle zitieren wir weitere Einzelheiten [7], S. 99-100:

*„Davidovits ist nach Analysen, die er an Gesteinsproben von drei Pyramiden und aus zwei Steinbrüchen (Tura und Mokhatan) durchgeführt hat, zu dem Ergebnis gekommen, dass beim Bau anscheinend Beton zum Einsatz gekommen sei. In den Steinquadern der Cheopspyramide hat Davidovits Spurenelemente gefunden, beispielsweise Zeolithe. Diese Substanzen kommen in normalem Kalkstein nicht vor. Quantitative Untersuchungen ergaben einen Anteil von 13 % an Substanzen, die Davidovits als ‚polymere Bindemittel‘ zusammenfasst.“*

Auch die physikalischen Größen (Dichte, Porosität, Feuchtigkeitsgehalt) würden sich signifikant von herkömmlichem Kalkstein unterscheiden, was eigentlich nicht verwunderlich ist, weil es dort keinen gibt. Mikroskopische Untersuchungen des Steinbruchmaterials zeigten rein kristalline Kalzit-Gitterstrukturen bei konstanter Dichte, und Kalkmuschelfragmente. Das Baumaterial zeige hingegen Dichteschwankungen und weise sogar eingeschlossene Luftbläschen auf.

Das Bindemittel bestehe nach den Analysen aus Natriumkarbonat, verschiedenen Phosphaten (aus Knochen und Guano hergestellt), aus Quarz und Aluminiumsilikat, das in Ägypten nur im Nilschlamm vorkommt.

Davidovits' Erklärung: man habe Muschelkalksteinbrocken mit einem geopolymeren Bindemittel versetzt und diese Masse anschließend aushärten lassen.

Als Beleg für seine Hypothese verweist Davidovits auf die sogenannte „Haut“ der Pyramiden. Das ist eine einen Millimeter dicke Oberflächenschicht, die vollständig aus Bindemittel zu bestehen scheint. Sie könnte durch eine Entmischung während des Härteprozesses entstanden sein. Gegossene Betonblöcke würden das nahtlose Aneinanderpassen der Steinblöcke erklären. Dazu muss gesagt werden, dass die äußeren einzelnen Steinblöcke,



wenigstens die sichtbaren, durchaus nicht so nahtlos aneinander passen wie die der inneren Gänge und Räume. Und weiterhin stellt sich die Frage, warum man dann zwischen die Steinquader eine wenn auch nur millimeterdicke Mörtelschicht verbaut hat?

Zu den letzten zwei Bemerkungen sei folgendes gesagt:

Die äußeren Blöcke der Pyramide sind den Kräften der Natur und der zerstörerischen Wirkung der menschlichen Rasse ausgesetzt. Im Unterschied zu den Blöcken im Inneren der Pyramide erwärmen sich die Blöcke stark an Sommertagen und kühlen sich in der Nacht ab. Starke Winde tragen die abgebrochenen Körnchen weg. Die entstehenden Risse benutzen die Touristen, um kleine Stücke von Pyramidensteinen als Souvenirs zu ergattern. Übrigens gibt es Hinweise darauf, dass in der Höhe von fünfzig Metern und mehr der Zustand der Steinblöcke viel besser ist.

Die millimeterdicke Mörtelschicht (in Wirklichkeit eine Kalkschicht) zwischen den Betonblöcken diente der Trennung der letzteren voneinander. Wäre die ganze Pyramide als ein Monolith gegossen, hätte man den thermisch bedingten Spannungen im Pyramidenkörper nicht mehr Herr werden können. So konnten die Blöcke sich gegenseitig etwas bewegen und Risse im Inneren vermeiden. Die Kalkschicht wurde dabei zusammengepresst, aber die Blöcke blieben intakt.

### ***Auch die Pyramiden der Kelten waren aus Beton***

Unter diesem Titel erzählte der französische Autor Charroux [9] über die Verwendung von Beton durch die Kelten. An dieser Stelle möchte ich meinen Dank dem EFODON-Mitglied Volker Dübbers aussprechen, der mich auf dieses Buch aufmerksam gemacht hat.



*Ein Tumulus der Kelten: wurden hier primitive Betonsorten verwendet?*

---

Charroux präsentiert die Meinung eines erfahrenen Mineralogen und

berufstätigen Chemikers, der jahrelang steinerne Monumente der Kelten (Tumuli) in Gallien untersuchte und Bodenanalysen durchführte, wobei er Proben in unmittelbarer Nähe der Ruinen entnahm. Die Ergebnisse der Bodenanalysen führten ihm zum eindeutigen Schluss: die Bauten wurden unter Verwendung von Beton (oder Mörtel) errichtet. Übrigens sind die Böden um diese Denkmäler sehr kompakt, weil sie aus kristalliner Kieselerde oder aus einem sozusagen sekundären Beton aus Kieselerde und Kalk bestehen.

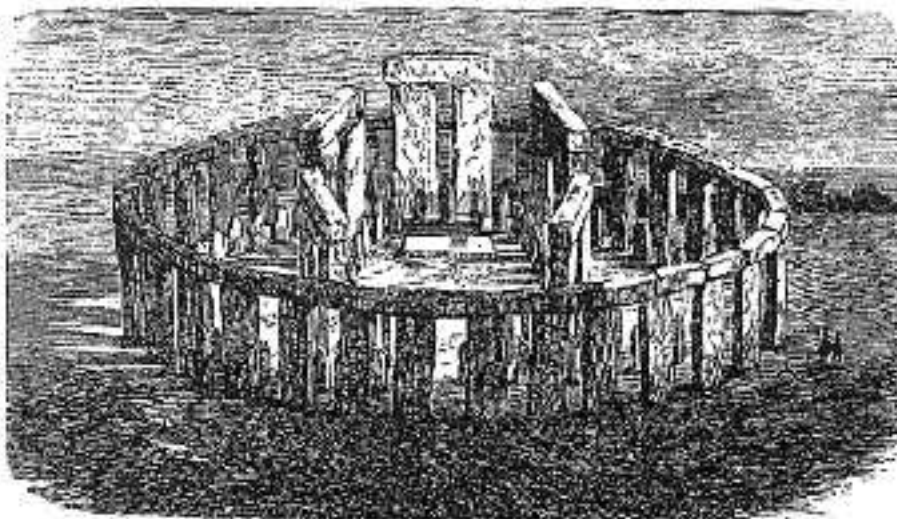
Noch mehr, auch die Böden um die Dolmen und Menhire sollen die gleichen Bodenanalysen-Ergebnisse liefern: die Reste von Beton und Mörtel sind langsam in den Boden eingedrungen. Die Erklärung für dieses Phänomen der im zubetonierten Boden fest verankerten Menhire: auch diese wurden ursprünglich nur als Stützen für eine steinerne Verschalung errichtet. Menhire sollen als Stelen oder Kolonnen aus primitivem Beton in den früheren Zeiten funktioniert haben. Später löste sich Beton durch Natureinwirkungen auf, und die Reste der Mörtelmischung versanken in Boden um die Menhire.

Die bis heute erhaltenen Steine und Steinplatten der Dolmen bildeten die inneren Kammern der heutigen Denkmäler, von außen waren sie zubetoniert oder mit einer durch Mörtel zusammengehaltenen, steinernen Masse bedeckt. Mit der Zeit löste sich auch diese steinerne Verschalung von den massiven Steinen der Dolmen ab. Die so im weiteren Verlauf der Zeit entstandenen Steinhäufen wurden meistens durch Menschen anderweitig verwendet, die Reste des Betons oder Mörtels versanken im Boden und verbetonierten ihn.

Charroux behauptet, dass es zu erwiesenen Tatsachen gehöre, dass die Kelten Mörtel und Zement kannten. Er verweist auf das Buch [10] (leider ohne genauere bibliographische Angaben), worin nachgewiesen sein soll, dass die Backöfen des Paläolithikums mindestens in einigen Gegenden aus Beton gebaut wurden.

---

Tafel II. Keltische Bauten.



*Rekonstruktion eines steinernen Kreises in Salisbury, England. War das früher nur eine steinerne Karkasse eines runden Tempels aus Beton?*

---

Wieso überlebten die Betonbauten der Kelten nicht bis heute, wie es die ägyptischen Pyramiden getan haben? Dafür gibt mehrere Erklärungen:

- Nicht ausgereifte Technologie der Herstellung von Beton (vermutlich kein ausreichendes Zermahlen des künftigen Zements und nicht vollständiges Trocknen, keine Verwendung von organischen Zusatzsubstanzen).
- Die schlechten Wetterbedingungen mit kaltem Winter und viel Regen: durch die Risse in das Innere eingedrungene Wassermassen froren im Winter und sprengten die Bauten.
- Die unglückliche Kombination aus Naturstein und Beton, die unterschiedliche Dehnungskoeffizienten bei Erwärmung besitzen, was zum schnellen Abspalten der Verschalung von der steinernen Karkasse und zur Bildung der Risse geführt haben soll.

Und im übrigen sind an einigen wenigen Stellen die Reste von altem Beton erhalten geblieben: zwischen zwei Marmorblöcken oder im Schutze eines Steinpanzers, wie Charroux auf S. 69 zu berichten weiß.

## **Literatur**

1. Lexikon der Zukunft, Beton, Die Welt, 21. Mai 1999, S. 32.
  2. Isaac Asimov, „500 000 Jahre Erfindungen und Entdeckungen“, Augsburg 1996.
  3. Brockhaus Lexikon, dtv, München 1982.
  4. Meyers Großes Taschenlexikon in 24 Bänden, B.I.-Taschenbuchverlag, Mannheim etc. 1995.
  5. Dieter Hägermann, Helmuth Schneider, „Landbau und Handwerk, 750 v. Chr. Bis 1000 n.Chr.“, Propyläen Technikgeschichte, Erster Band, Berlin 1997.
  6. Jean Gimpel, „Die Kathedralenbauer“, Deukalion, Holm 1996.
  7. Gernot L. Geise, „Die Pyramiden - eine Brücke vom Mars“, Hohenpeißenberg 1998.
  8. Joseph Davidovich, Margie Morris, „The Pyramids: an enigma solved“, Hippocrene Books, New York 1989; Dorset Press 1990.
  9. Charroux, „Unbekannt. Geheimnisvoll. Phantastisch. Auf den Spuren des Unerklärlichen“, Econ 1970, Droemer Knaur 1980.
  10. Abbe Breuil, Professor Lantier, Les Homes de la Pierre Ancienne.
-

Gernot L. Geise

## Der APOLLO-Betrug

*In SYNESIS Nr. 4 und 5/1999 berichtete ich bereits über die Fälschungen der APOLLO-Mondflüge. Heute tauche ich etwas tiefer in die Thematik ein und beleuchte weitere Widersprüche und Falschaussagen. Warum wurde beispielsweise die Radioaktivität im All nie erwähnt? Warum gab es keine Zeitverzögerung im Sprechfunkverkehr?*

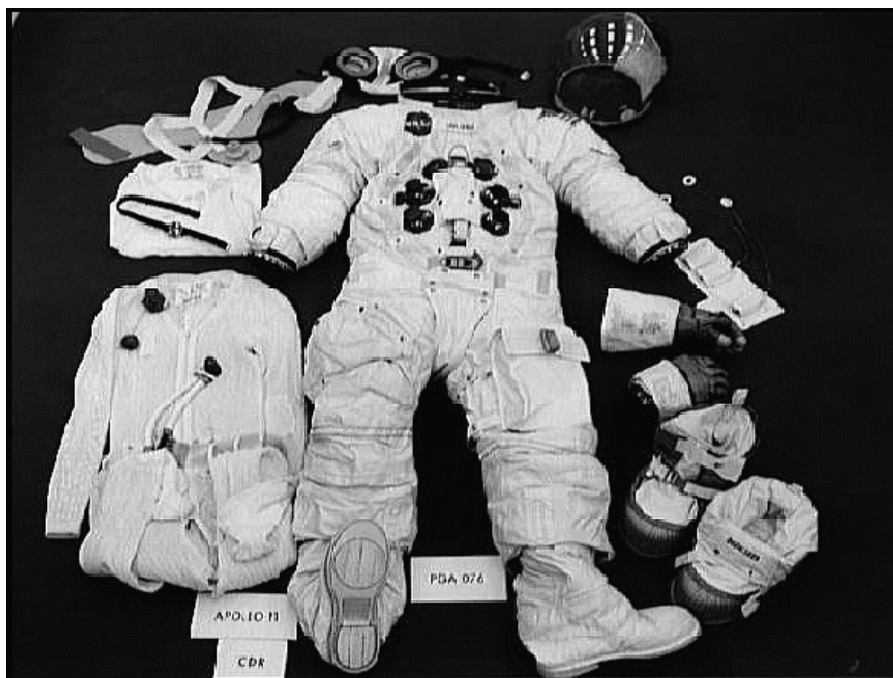
### Die vergessene Radioaktivität

Der meiner Meinung nach stichhaltigste Grund, der gegen einen Besuch von Astronauten auf dem Mond spricht, ist die radioaktive Strahlung im All und auf dem Mond, der Mensch und Material ausgesetzt sind. Ich wundere mich im Nachhinein, wieso das Strahlungsproblem niemals mehr erwähnt wurde (auch ich erwähnte es nicht in meinem Buch). Dabei erinnere ich mich dunkel, daß es noch in den fünfziger und sechziger Jahren von allen möglichen Wissenschaftlern warnende Stimmen gab, die der Meinung waren, daß eine Raumfahrt oberhalb der strahlungsarmen Zone unmittelbar über der Erdatmosphäre (in der unsere Space-Shuttles und die Raumstation MIR kreisen) nicht möglich sei, solange keine wirksamen Schutzmaßnahmen entwickelt worden seien. Selbst Wernher von Braun hat in seinen Büchern, in denen er u.a. zukünftige Flüge zu Mond und Mars projektierte, massive Abschirmungen für die Raumfahrzeuge geplant.

### Der Van-Allen-Gürtel

Um die Erde erstreckt sich der zweiteilige Van-Allen-Gürtel, benannt nach Dr. James Van Allen, der die Forschungsausrüstung des ersten amerikanischen Satelliten, EXPLORER I, entwickelt hat. Dieser Satellit entdeckte mit seinen Meßgeräten erstmalig, daß dieser Strahlengürtel existiert. EXPLORER I war der erste Satellit, der dort detaillierte Messungen vornehmen sollte. Die Übertragung der Meßergebnisse brach jedoch nach 48 Stunden zusammen, noch bevor der Satellit alle seine Aufgaben erledigen konnte, weil die Geräte in der hohen Radioaktivität ausfielen. EXPLORER III, gestartet am 28. Juni 1958, wurde dann direkt in den Van-Allen-Gürtel geschossen.

Der mehrfach gestaffelte Van-Al-



APOLLO-Raumanzug: Schutz gegen radioaktive Strahlung?

len-Gürtel stellt einerseits einen Schutzschirm für uns dar, weil er unsere Erde vor kosmischen Strahlenschauern (z.B. Sonnenwind, kosmische Strahlung) aus dem All schützt. Andererseits stellt er eine enorme Strahlenbelastung dar, wenn er durchquert werden muß. Sie ist derart hoch, daß beim (ungeschützten) Menschen zumindest irreparable Schäden zurückbleiben müssen. Wie weit genau sich der Van-Allen-Gürtel ins All erstreckt, darüber gibt es bisher nur voneinander abweichende Aussagen. Über seine hohe Strahlungsintensität ist hingegen schon mehr bekannt, weil ihn im Laufe der Zeit mehrere Satelliten und Sonden mit Meßgeräten durchquert haben. Merkwürdigerweise wird der Van-Allen-Gürtel in seiner Gefährlichkeit für den raumfahrenden Menschen jedoch fast nie erwähnt, obwohl er der eigentliche Grund dafür ist, daß die geplante internationale Raumstation in einer so erdnahen, niedrigen Umlaufbahn montiert werden soll, daß ihr zukünftiger Orbit ständig mit Steuertriebwer-

ken korrigiert werden muß, damit sie nicht abstürzt.

Mit dem Van-Allen-Gürtel ist es jedoch nicht getan, auch wenn er die größte Bremse für einen bemannten Raumflug darstellt. Außerhalb dieses Gürtels herrscht die normale kosmische Strahlung, die man allerdings einigermaßen unaufwendig abschirmen kann.

### Die radioaktiv strahlende Mondoberfläche

Und dann der Mond. Die Aussage stammt zwar nicht von den APOLLO-Missionen, aber von den Messungen anderer Mondsonden: Die Mondoberfläche strahlt relativ stark radioaktiv. Hier spielt auch hinein, daß der Mond keine vergleichbar dichte Atmosphäre wie die Erde besitzt, die die Strahlungsschauer des Sonnenwindes mildern könnte. Strahlungen unserer Sonne prallen mit voller Wucht auf seine fast ungeschützte Oberfläche.

Und nun die APOLLO-Astronauten. Sie flogen in Raumfahrzeugen

# APOLLO



Einzelteile der APOLLO-Ausrüstung, u.a. links der Helm, in der Mitte ein Schuh, rechts ein Handschuh. Ein ausreichender Schutz gegen Radioaktivität?

zum Mond, die mit ihrer leichten Aluminiumverkleidung nur mäßig gegen Strahlungen schützen konnten, und das in einer Periode der größten Sonnenaktivität (1970-1972), als die von der Sonne ausgestrahlte Energiemenge ein vielfaches ihrer normalen Strahlung betrug. Bennett und Percy bezeichnen den Flug mit dem ungeschützten, langsam um seine Längsachse rotierenden APOLLO-Raumschiff als "Barbecue-Modus", weil die darin fliegenden Astronauten wie Hähnchen gleichmäßig gegrillt worden sein müßten, wobei es gleich sei, ob sie gegrillt, gesotten, gekocht, gebacken oder verstrahlt wurden. Überlebt haben dürfte bereits diese Tortur des Fluges jedenfalls *kein einziger* Astronaut.

## Die Raumanzüge

Doch sie landeten (mit Ausnahme von APOLLO 13) angeblich erfolgreich mit ihren Landefähren auf dem Mond und bewegten sich teilweise stundenlang in ihren Raumanzügen auf der Mondoberfläche. Die Landefähren bestanden, wie die anderen APOLLO-Komponenten, größtenteils aus leichten Aluminiumlegierungen, wobei die Abstiegs- und Aufstiegsstufen zusätzlich durch metallbedampfte Kunststoffschichten gegen Wärmestrahlung und Meteoritengefahr verkleidet waren.

Spätestens auf der Mondoberfläche müssen die Astronauten zwangsläufig eine nicht unbeträchtlich hohe Strahlungsdosis aufgenommen haben, da die Raumanzüge keinerlei Abschirmung

gegen Radioaktivität besaßen. Hat man jedoch auch nur bei einem einzigen dieser Astronauten Strahlungsschäden oder Spätfolgen aufgrund der hohen aufgenommenen Strahlungsdosis feststellen können?

Bei den Mondspaziergängen könnte man noch argumentieren, das sei ein Zeichen dafür gewesen, daß die Raumanzüge dennoch gut abgeschirmt waren, obwohl es offensichtlich ist, daß das nicht stimmen kann.

Die Helme der Raumanzüge enthielten, zum Schutz der Augen vor der extrem starken Sonnenstrahlung, verspiegelte Schutzschilde (auf einigen Fotos spiegelt sich die Umgebung in den Helmen), die hoch- oder herunterklappbar waren. Doch die Astronauten von APOLLO 17 hatten es wohl nicht nötig, diese Sonnenschutzschilde zu benutzen, wie Filmaufnahmen beweisen, denn ihre Gesichter sind gut erkennbar. War die "starke" Sonnenstrahlung etwa gar keine, sondern nur eine Studioscheinwerferbeleuchtung?

Die Raumanzüge für „intravehikuläre Aktivität“ (IVA), die an Bord benutzt wurden, unterschieden sich von denjenigen für „extravehikuläre Aktivität“ (EVA) vor allem darin, daß sie nicht durch das Zirkulieren von Wasser gekühlt werden, sondern durch passive Kühlung durch den hindurchströmenden Sauerstoff. Der IVA-Anzug besaß als Außenschicht eine Feuerschutzschicht, die aus einem mit Teflon überzogenen Garn und aus Glasfasern bestand, die auch in der reinen Sauerstoffatmosphäre der APOLLO-Raumschiffe nicht brennen konnte.

Die EVA-Anzüge besaßen eine ebensolche Feuerschutzschicht, die jedoch mit einer Schutzschicht gegen Mikrometeoriten und gegen Temperatureinwirkungen kombiniert war. Insgesamt bestanden die Raumanzüge aus 21 verschiedenen Schichten. Dabei handelte es sich um verschiedene Kunststoffe, wie Nylon, Teflon, Neopren, Mylar, Dacron usw.

Keiner dieser Kunststoffe schützt jedoch vor Radioaktivität!

## Die Radioaktivität im All

Wie belastend sich die hohe Radioaktivität der Strahlungsgürtel auf

Mensch und Material auswirkt, kann man auch daran erkennen, daß nicht nur alle Space-Shuttle-Missionen der USA und die russische Raumstation MIR im erdnahen Raum, knapp über der Atmosphäre, fliegen. Auch die im Aufbau begriffene internationale Raumstation wird auf einer derart niedrigen Erdumlaufbahn stationiert, daß sie kontinuierlich durch Korrekturtriebwerke auf ihrer Höhe gehalten werden muß, um nicht abzustürzen und zu verglühen. Dabei wäre es ein Leichtes, sie auf einer einige hundert Kilometer höheren, stabilen Umlaufbahn zu positionieren, doch dann befände sie sich im Bereich des Van-Allen-Gürtels und der damit verbundenen hohen Radioaktivitätszone.

Arthur C. Clarke schrieb schon 1966 bezüglich bemannter Raumfahrt, daß Astronauten unter den denkbar schlechtesten Bedingungen fliegen würden. Er sagte voraus, daß sie „innerhalb weniger Stunden“ sterben müßten, wenn eine Phase erhöhter Sonnenaktivität mit den Radioaktivitäts-Problemen zusammentreffen würde. Doch wie wir wissen, fanden alle APOLLO-Flüge zu einem Zeitpunkt ganz erheblich verstärkter Sonnenaktivität statt. Und welcher Astronaut starb daran? Keiner. Die APOLLO-Astronauten zeigten noch nicht einmal leichte Anzeichen einer Verstrahlung. Wie und mit welcher Abschirmung gelang es ihnen, unbeschadet diese hochenergetischen Zonen zu durchqueren? Der Kabinenteil der APOLLO-Raumschiffkombinationen bestand aus dünnen Aluminium-Metallwaben, die kaum dazu geeignet sind, irgendwelche Strahlungen abzuschirmen. Auch für die restlichen Baugruppentteile wurden vor allem Aluminiumlegierungen verwendet, dagegen bestanden die Tanks für die Haupttreibstoffe aus Titanlegierungen, die kugelförmigen Sauerstofftanks aus „Inconel X“, einer Legierung aus Nickel und Stahl.

Wie hoch die von den einzelnen Astronauten aufgenommene radioaktive Dosis war, mag folgende Aufstellung zeigen, die im NCRP-Report 98 wiedergegeben wurde und auf NASA-Daten basiert:

Mission	Flugzeit (Tage)	Art	Mission-Dosis (mGy)	Tägliche Dosis (mGy)
APOLLO 7	10,83	Erdumkreisung	1.60	0.15
APOLLO 8	6.12	Mondumkreisung	1.60	0.26
APOLLO 9	10,04	Erdumkreisung	2.00	0.20
APOLLO 10	8,00	Mondumkreisung	4.80	0.60
APOLLO 11	8,08	Mondflug/Landung	1.80	0.22
APOLLO 12	10,19	Mondflug/Landung	5.80	0.57
APOLLO 13	5,95	Mondumkreisung	2.40	0.40
APOLLO 14	9,00	Mondflug/Landung	11.40	1.27
APOLLO 15	12,29	Mondflug/Landung	3.00	0.24
APOLLO 16	10,08	Mondflug/Landung	5.10	0.46
APOLLO 17	12,58	Mondflug/Landung	5.50	0.44
SKYLAB 2	28,00	Erdumkreisung	15.96	0.54
SKYLAB 3	59,00	Erdumkreisung	38.35	0.65
SKYLAB 4	90,00	Erdumkreisung	77.40	0.86
APOLLO-SOJUS	9,00	Erdumkreisung	1.06	0.12

1 mGy = 100 millirad = 0,1 rad. Die tägliche Dosis errechnet sich aus der Gesamtdosis geteilt durch die Anzahl der Crew-Mitglieder. APOLLO 8 und 10 bis 17 flogen jeweils durch den radioaktiven Van-Allen-Gürtel, die anderen Missionen bewegten sich unterhalb des Gürtels, mit Ausnahme der SKYLAB-Missionen, die teilweise innerhalb des unteren Van-Allen-Gürtels durchflogen.

Es stellt sich die Frage, wie es möglich ist, daß die aufgenommene radioaktive Strahlungsdosis bei den einzelnen Mondflügen weitaus niedriger war als bei den SKYLAB-Umkehrungen auf der erdnahen Umlaufbahn, obwohl die SKYLAB-Missionen teilweise innerhalb des unteren radioaktiven Van-Allen-Gürtels flogen. Diese Daten können nur dann stimmen, wenn die APOLLO-Astronauten diesen Strahlungsgürtel überhaupt nicht durchflogen haben! Man vergleiche die aufgenommene Strahlungsdosis der APOLLO- „Mond“-Missionen auch mit denen der APOLLO-SOJUS-Mission, dem Kopplungsmanöver, das ebenfalls nur in einer erdnahen Umlaufbahn, unterhalb des Van-Allen-Gürtels, stattfand.

## Weitere radioaktive Gürtel um die Erde

In den sechziger Jahren zündeten die USA mehrere Atombomben außerhalb der irdischen Atmosphäre, um die Auswirkungen auf Menschen und Material zu testen. Insbesondere wurde getestet, wie weit der „elektromagnetische Puls“ (EMP) in der Lage war, elektronische Geräte zu stören. Die Ergebnisse waren verheerend und übertrafen die schlimmsten Erwartungen.

Im Rahmen der Operation „Argus“

zündeten die USA am 8. August 1958 ihre erste nukleare Bombe in einer Höhe von rund 300 Meilen, knapp unterhalb des Van-Allen-Gürtels. Die zweite Bombe wurde am 27. August 1958 und die dritte am 6. September 1958 zur Explosion gebracht. Die Bomben hatten eine Sprengkraft von eins bis zwei Kilotonnen und explodierten über dem Südatlantik. Die Ergebnisse wurden von dem kurz vorher in Position gebrachten Satelliten EXPLORER IV aufgezeichnet und zur Erde gesendet.

Dabei wurden zeitweise die irdische Ionosphäre aufgerissen, Magnetstürme ausgelöst und die Radiokommunikation unterbrochen. Die Explosionen erzeugten einen neuen radioaktiven Gürtel, der mehrfach stärker strahlte als der Van-Allen-Gürtel. Obwohl es hieß, daß dieser Gürtel sehr kurzlebig sei, konnte er noch drei Monate nach seiner Bildung gemessen werden.

Am 8. August 1962 zündeten die USA im Rahmen des Projektes „Starfish“ eine weitere Atombombe im All, dieses Mal eine Megatonnen-Bombe. Sie explodierte in einer Höhe von rund vierhundert Kilometern über Johnston Island im Pazifischen Ozean. Sir Bernard Lovell vom Lovell-Observatorium bezeichnete den Effekt als „kataklismisch“. Die obere

# APOLLO

Ionosphäre rund um die Erde wurde durch die Explosion aufgebrochen. Der EMP erzeugte noch im rund 800 Meilen entfernten Hawaii massive elektrische Störungen, wobei unter anderem in mehreren Straßenzügen die Beleuchtungen (!) durchbrannten. Die Solarzellen von Satelliten im Bereich der Explosion wurden zerstört. Der schlimmste Effekt war jedoch, daß sich durch die Explosion im irdischen Magnetfeld ein neuer radioaktiver Gürtel gebildet hat, der jetzt in etwa 4000 Kilometern Höhe die Erde umspannt. Diese Zone hat eine radioaktive Intensität von mehr als der hundertfachen von jedem der natürlichen radioaktiven Gürtel.

Nach NASA-Forschern befindet sich dieser neue Gürtel etwa 644 Kilometer von der Erde entfernt und reicht 6400 Kilometer weit ins All hinaus. Die Halbwertszeit der Radioaktivität lag bei zwanzig Jahren, d.h. nach zwanzig Jahren (1982) strahlte der Gürtel noch mit der halben Intensität, nach weiteren zwanzig Jahren (2002) immer noch mit einem Viertel, nach weiteren zwanzig Jahren (2022) noch mit einem Achtel seiner Radioaktivität, und so fort.

Dr. James Van Allen, der Entdecker des nach ihm benannten radioaktiven Strahlungsgürtels um die Erde, erkannte die Problematik, welche negativen Auswirkungen die starke Radioaktivität auf bemannte Raumflüge hatte. Er warnte bereits im Jahre 1959 die NASA davor, daß die Aluminiumverkleidung ihrer Raumfahrzeuge keinen Schutz davor bot. Das war, noch bevor der zusätzliche Strahlungsgürtel durch die Atombombenexplosion des Projektes „Starfish“ hinzu kam.

Einen weiteren Strahlungsgürtel fanden russische, amerikanische und deutsche Wissenschaftler gemeinsam durch die Auswertung diverser russischer KOSMOS-Satelliten. Er befindet sich in etwa zwei bis drei Erdradien Abstand, etwa 15000 km entfernt. Allerdings ist seine Intensität um viele Größenordnungen

# APOLLO

gen schwächer als die des Van-Allen-Gürtels.

Es ist schon erstaunlich, daß trotz dieser schwerwiegenden Fakten während des gesamten APOLLO-Programms niemals von der Problematik der Durchquerung dieser radioaktiven Felder die Rede war.

## Strahlungsunempfindliche Filme?

Und ein weiterer stichhaltiger Punkt kommt ins Spiel: das benutzte Material. Wie wir von der NASA wissen, haben die APOLLO-Astronauten eine große Menge Film- und Fotomaterial „vom Mond“ mitgebracht. Abgesehen von den „Live-Übertragungen“ handelt es sich um exzellente Fotos. Wer hat sich eigentlich bisher Gedanken darüber gemacht, daß allein das Vorhandensein dieser Bilder einen Widerspruch in sich darstellt? Jeder kennt das Problem, wenn man bei Urlaubsflügen an der Zollkontrolle sein Gepäck durchleuchtet bekommt, daß Filme in speziell abgeschirmten Beuteln verwahrt werden müssen, weil sie sonst ärgerlicherweise wegen der Röntgenstrahlungen unbrauchbar werden. Filme besitzen eine organische Schicht auf der Filmträgerfolie, die auf radioaktive Strahlung „allergisch“ reagiert, mit einfachen Schleiern bis zur völligen Unbrauchbarkeit des Filmes.

Und nun die APOLLO-Bilder: Es ist merkwürdigerweise kein Foto bekannt, das Schleier oder Schlieren aufgrund von Strahlungsschäden aufweist (Natürlich kann man auch hier argumentieren, daß die Filmkassetten in speziellen, abgeschirmten Behältnissen aufbewahrt waren, oder daß die NASA die schlechten Bilder aussortiert habe). Spätestens zu dem Zeitpunkt, als der Film in die Kamera eingelegt wurde, war er ungeschützt. Und durch das Objektiv konnte die radioaktive Strahlung ungehindert auf den Film auftreffen.

Hier haben Bennett und Percy Nachforschungen angestellt, indem sie direkt mit Vertretern der Firma

Hasselblad zusammentrafen und das damals von der NASA verwendete Hasselblad-Kameramodell untersuchten. Das Ergebnis: dieses Kameramodell bietet für den eingelegten Film weder Schutz vor Radioaktivität noch vor Hitze und Kälte. Die mitgeführten Hasselblad-Kameras hätten bei Mondtemperaturen zwischen plus 120 Grad und minus 180 Grad die größten Schwierigkeiten gehabt, zu funktionieren. Die NASA hatte die Mondkameras gegenüber der normalen schwarzen Ausführung tatsächlich mit einem Schutz versehen: sie hatte die Kameras silbern lackiert...

Nachträgliche Tests mit den bei den APOLLO-Missionen verwendeten Kodak-Filmen [Ektachrome EF ASA (ISO) 160 Professional-Film], indem diese normal belichtet und dann vor der Entwicklung unterschiedlich hoher Radioaktivität ausgesetzt wurden, zeigten, daß schon ab einer Strahlenbelastung von 5 rem eine signifikante Abnahme von Kontrast und Informationsdichte entsteht.

Erkundigungen bei der Firma Kodak ergaben ein weiteres Mosaiksteinchen: Filme dürfen ganz allgemein wegen ihrer organischen Beschichtung nur in einem begrenzten Temperaturbereich verwendet werden. Bei zu großer Kälte wird der Film spröde, bei zu großer Hitze wird der Film schlicht unbrauchbar (wie viele Urlauber zu ihrem Ärger feststellen konnten, die ihren Fotoapparat am Strand in der Sonne liegen ließen, und weshalb man neue Filme, die man längere Zeit lagern will, möglichst in einem Kühlschrank aufbewahren soll).

Nachträgliche Tests mit dem bei den APOLLO-Missionen verwendeten Kodak-Ektachrome-Filmen ergaben, daß bei den von der NASA angegebenen Temperaturen auf der Mondoberfläche (+82,2°C bis -117,8°C) jeder dort verwendete Film nach der Entwicklung, allein durch die hohen Temperaturunterschiede, signifikante Bildschäden zeigen mußte.

Und jetzt noch einmal: Es ist kein einziges APOLLO-Foto bekannt, das Schleier, Schlieren, fehlenden Kontrast oder auch nur Farbverfälschungen aufgrund von Strahlungsschäden, Hitze- oder Kälteschäden, aufweist. Wie ist das möglich?

## Sowjets wollten Atombombe auf dem Mond zünden

Wie im Juli 1999 gemeldet wurde, kamen knapp dreißig Jahre nach der „ersten Mondlandung“ am 20. Juli 1969 bisher unbekannte Einzelheiten des Wettlaufs zwischen den USA und der Sowjetunion ans Licht. Der 87jährige Raketentechniker *Boris Chertok* berichtete, daß die Sowjets im Jahre 1958 mit dem Gedanken gespielt hätten, eine Atombombe auf dem Mond zu zünden: „Dann hätte niemand daran gezweifelt, daß wir in der Lage wären, auf dem Mond zu landen“.

Doch die Idee wurde verworfen, weil die Explosion auf der Erde kaum zu sehen gewesen wäre. Der Lichtblitz wäre so kurz gewesen, daß man ihn nicht hätte filmen können, da die kaum vorhandene Atmosphäre des Mondes einen deutlichen Lichtschein durch Lichtstreuung verhindert hätte.

Inzwischen geben die russischen Ingenieure zu, daß die Anstrengung, einen bemannten Mondflug zu realisieren, ein ungleiches Rennen war, denn die Vereinigten Staaten waren wirtschaftlich sehr viel stärker als die Sowjets. Trotzdem erlangten die Russen einige Erfolge, denn sie waren die ersten, die 1966 eine Sonde auf den Mond schossen und ein unbemanntes Raumschiff auf der Mondoberfläche landeten. Die ebenfalls unbemannte Raumsonde Luna 10 umrundete als erstes menschengemachtes Objekt den Mond und sendete die „Internationale“ zum Kongreß der Kommunistischen Partei nach Moskau.

1968 umrundeten erstmals irdische Lebewesen in einer Raumkapsel den Mond: Die Sowjets schickten einige Schildkröten in den Mondorbit und brachten sie zurück zur Erde. Doch die sowjetische Technik reichte nicht aus, um einen Kosmonauten auf den Mond landen zu lassen und ihn sicher wieder zurück zur Erde zu bringen. Es gibt verschiedene Meinungen darüber, warum das Programm nicht zum Erfolg führte: Zu wenig Geld, schlechte Organisation, die Doppelbelastung der Raketentechniker, die auch Nuklearwaffen bauen mußten.

Als Neil Armstrong angeblich seine ersten Schritte „auf dem Mond“ machte, saßen die sowjetischen Ingenieure heimlich am Fernseher und bewunderten die Leistung der Amerikaner. Gleichzeitig waren sie bitter enttäuscht, daß nicht ein Russe der erste Mensch auf dem Mond war. Die amerikanische Täuschung war (für die damalige Zeit) perfekt: Auch die sowjetischen Wissenschaftler fielen darauf herein.

Ich frage mich nun, ob die Sowjets damals nicht doch eine oder mehrere Atombomben auf dem Mond gezündet hatten? Woher wußten sie wohl, daß der Lichtblitz einer Atomexplosion zu kurz für eine Beobachtung von der Erde aus war?

Unbestritten ist, daß die Mondoberfläche eine viel stärkere Radioaktivität als die Erdoberfläche aufweist. Das wurde von verschiedenen Mondsonden festgestellt. Unklar ist bisher, ob die gesamte Mondoberfläche davon betroffen ist, oder ob es nur regionale Flächen sind, die stark strahlen. Obwohl auch im freien All eine relativ hohe Strahlung besteht, könnte die erhöhte Mond-Radioaktivität durchaus auch durch Atombombenexplosionen hervorgerufen worden sein.

## Das Mondgestein

Das Gestein, das die APOLLO-Astronauten (angeblich) vom Mond mit zurück zur Erde brachten, verschwand fast alles ohne Untersuchungen in den Museen in aller Welt. Das tatsächlich für Untersuchungen von der NASA freigegebene Gestein stammt teilweise von unbemannten, auf dem Mond weich gelandeten und zur Erde zurückgekehrten Sonden (auch von russischen!), teilweise wurde es in verschiedenen Labors anhand von „echtem“ Mondgestein künstlich hergestellt und dann als „echtes“ weitergegeben. Hierbei ist etwa die Universität von London in England zu nennen, die schon Mitte der sechziger Jahre simuliertes Mondgestein hergestellt hat. Auch die NASA hat ihr eigenes Mondgestein selbst hergestellt, und zwar im *NASA Ceramics Laboratory* (Information von *Bill Kaysing*).

*Dr. Paul Gast* vom *Planetary and Earth Sciences Division* am *Johnson Space Center* stellte fest, daß die Chemie des Felsbrockens Nr. 12013 von APOLLO 12 sich von allem anderen Mondgestein unterscheidet: er enthielt etwa die zehnfache Menge an Uran, Potassium und Thorium, weiterhin zeigte er eine weitaus höhere Menge an Radioaktivität.

## James Bond und der Mond

In dem James-Bond-Film „*Diamantenfieber*“ (gedreht um 1971) gibt es eine Szene, in der James Bond in eine weitläufige Laboranlage eindringt. Es ist die Anlage von *W. Techtronics* in Nevada, die dem US-Government gehört. Im Laufe des Films geriet Bond in der fünften unterirdischen Etage an einen Wissenschaftler, der ihm sagte, daß er sich vor hoher Radioaktivität hüten soll.

Irgendwann geriet Bond, während er von Sicherheitskräften verfolgt wurde, zufällig in eine Halle, in der eine Mondlandschaft nachgebildet war. Dort stand eine Landefähre, die US-Flagge und ein „Rover“. Zwei „Astronauten“ in Raumanzügen vollführten langsam irgendwelche Arbeiten, während Bond durch die Mondlandschaft rannte. Diese Szene hat mit der eigentlichen Handlung des Filmes überhaupt nichts zu tun. Sie steht noch nicht einmal im Original-Buch. Was wollte der Regisseur damit aussagen?

„Zu Trainingszwecken“ gab es in den USA mehrere Hallen, in denen „Mondlandschaften“ nachgebildet waren. Bei der *McDonnell Aircraft Corporation* befand sich ein Trainingssimulator, der schon für die GEMINI-Agena-Andockmanöver verwendet wurde. Diese Einrichtung wurde später in das *Manned Spacecraft Center* nach Houston verlegt, das in einer Halle eine simulierte Mondlandschaft besaß. Die *Ellington Air Force Base* besaß neben einem Landefähren-Innenraum-Simulator ein dunkles Studio, genannt „*Moon Room*“. Darin befand sich ebenfalls eine Rekonstruktion der Mondoberfläche, wo Astronauten in Raumanzügen trainieren konnten. Und nicht zu vergessen die Halle auf *Cap Cana-*

# APOLLO

*veral*, in der sich Touristen in Schutzanzügen fotografieren lassen konnten mit der Bildunterschrift „I was on the Moon“ (Ich war auf dem Mond).

## Wie alt ist der Mond?

Das Alter von Gestein kann man datieren, indem man die Argon-Isotopen auszählt. Demgemäß ist das älteste Mondgestein laut NASA nicht älter als 4,5 Milliarden Jahre. Nach der astronomischen Zeitschrift *Sky & Telescope* hat die *Fourth Lunar Science Conference* im März 1973 jedoch festgestellt, daß das älteste untersuchte Mondgestein 5,3 Milliarden Jahre alt sei.

Einiges (angeblich) von APOLLO 12 mit zur Erde gebrachte Gestein wird hingegen auf ein Alter zwischen sieben und 20 Milliarden Jahre datiert. Das wäre etwa viermal so alt wie das bisher angenommene Alter unseres Sonnensystems!

## Die fehlende Zeitverzögerung im Funkverkehr

Der Mond ist rund 400.000 Kilometer von der Erde entfernt. Das heißt: ein Lichtstrahl benötigt etwa eineinhalb Sekunden, um diese Entfernung zurückzulegen. Im Funkverkehr verwendete Wellen sind elektromagnetische Wellen wie das Licht und bewegen sich demgemäß genauso schnell, aber *keinesfalls* schneller. Das heißt: Ein Funkspruch von der Erde zum Mond benötigt etwa eineinhalb Sekunden, um dort anzukommen (und natürlich auch in umgekehrter Richtung). In der Praxis dürfte diese Verzögerung - beispielsweise bedingt durch die technische Umleitung des Funkverkehrs über verschiedene Relaisstationen - bis zu drei Sekunden oder länger betragen. Man denke daran, welche hör- und sichtbare Zeitverzögerung bei TV-Nachrichten zwischen Fragendem (Nachrichtenmoderator) und Antwortendem (Reporter vor Ort) entstehen, wenn eine Live-Verbindung zu einem Korrespondenten in (etwa) Amerika geschaltet wird.



# APOLLO

Doch die APOLLO-Astronauten, die „auf dem Mond“ ein Vielfaches der Entfernung Deutschland - Amerika von der Erde entfernt waren, unterhielten sich mit dem Kontrollzentrum in Houston/Texas per Funk, als ob sie im Studio nebenan gesessen hätten. Egal, welchen Funkverkehr von welcher APOLLO-Mission man sich anhört: Es gab keine hörbaren zeitlichen Verzögerungen zwischen Fragen und Antworten. Und das ist völlig unmöglich! Warum ist das Fehlen der Funkverkehr-Verzögerung zwischen Houston und „dem Mond“ bisher noch niemandem aufgefallen?

## Woher kommt die Cola-Flasche bei APOLLO 11?

Während der flackernden, unscharfen Direktübertragung der Exkursion von Armstrong und Aldrin auf die Mondoberfläche rollte plötzlich quer durch die rechte untere Bildhälfte eine Coca-Cola-Flasche. Sie war höchstens zwei bis drei Sekunden sichtbar, aber im Gegensatz zu dem bekannten, verschwommen unscharfen Schwarzweißbild scharf abgebildet.

Dieses Vorkommnis wurde u.a. in den Zeitungen West-Australiens veröffentlicht, doch merkwürdigerweise niemals weiterverfolgt. Anscheinend wurde dieses Vorkommnis nur von wenigen bemerkt, und von einem Großteil dieser als optische Täuschung abgetan. Auf heute verbreiteten „Aufzeichnungen“ dieser Mondhüpferei ist die Colaflasche natürlich herausgeschnitten. Man darf nicht vergessen, daß in den sechziger Jahren die Technik der Videoaufzeichnung erst in den allerersten primitiven Kinderschuhren vorhanden war, im Gegensatz zu heute, wo sich fast in jedem Haushalt ein Videorecorder befindet. Es hatte niemand die Möglichkeit, die Übertragung privat mitzuschneiden.

## Der gefälschte Flug von APOLLO 13

Wie bekannt, erfolgte beim Flug von APOLLO 13 „zum Mond“ auf

etwa halber Strecke eine „Explosion“, bei der die Zuleitung eines der beiden „Sauerstofftanks“ beschädigt wurde. Somit wurde die „Landing auf dem Mond“ abgeblasen, und die Raumkapsel „umrundete nur“ den Mond, um dann wieder zurück zur Erde zu fliegen. Bei den Korrekturmanövern in „Mondhöhe“ „explodierte“ dann noch ein Heliumtank - vielleicht sollte der Nervenkitzel um die Astronauten für die Öffentlichkeit noch ein wenig weiter angeheizt werden. Das Spektakel wurde 1994 (noch einmal?) verfilmt und war ein großer Kinoerfolg.

Der Flug von APOLLO 13 war anscheinend ebenso gefälscht wie die anderen APOLLO-Flüge und als filmisches Meisterwerk für die Weltöffentlichkeit produziert worden.

Was spricht dafür, daß es sich auch hier um eine NASA-Fälschung handelt? Eine ganze Reihe von Indizien. Man muß nicht unbedingt die Parallelen suchen zwischen dem Mitte der sechziger Jahre gedrehten „Vorbild-Film“ „2001 - Odyssee im Welt-raum“, aber sie sind durchaus vorhanden:

- Das Kommandomodul hieß „Odyssee“, wie der Filmtitel.
- Als der Sauerstofftank explodierte, lief im Hintergrund der Kapsel die Musik „Also sprach Zarathustra“ (Filmmusik von „2001“).
- Die APOLLO-Astronauten meldeten „Houston, wir haben ein Problem“, genauso wie der Film-Raumerschiffcomputer HAL es meldete.

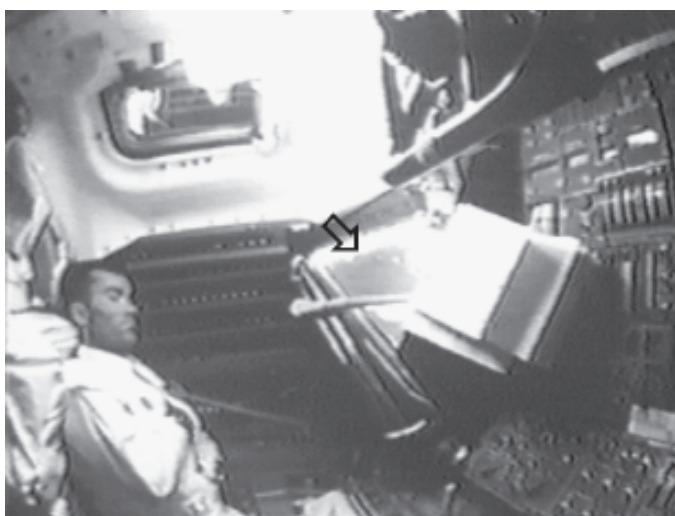
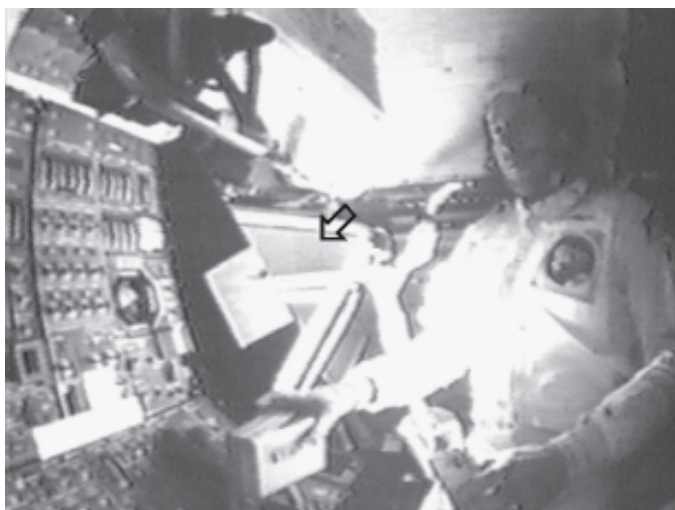
APOLLO 13 war, im Gegensatz zu APOLLO 11 und 12, mit zwei anstatt mit nur einem Sauerstofftank ausgerüstet. Die Erklärung dafür lautete, daß mehr Sauerstoff benötigt werde, um zwei Ausstiege auf die Mondoberfläche zu ermöglichen. Doch schon bei APOLLO 12 wurden zwei Ausstiege vorgenommen, ohne daß der Sauerstoff knapp wurde. Wenn nun also bei APOLLO 13 einer dieser beiden Tanks durch eine Explosion beschädigt wurde, wäre die Ausstattung immer noch wie bei den vorherigen Flügen gewesen. Es hätte zu keiner Zeit eine Sauerstoffknapp-

heit bestanden, und es bestand demgemäß kein Grund, die geplante Mondlandung abzusagen, zumal - wie die Manöver bewiesen - das Raumschiff voll steuerbar war und keine Beeinträchtigung vorlag. Noch mehr: wenn wirklich ein *Sauerstofftank* durch eine Explosion beschädigt worden wäre, dann wäre der gesamte Tank explodiert und hätte das ganze Raumfahrzeug zerstört, wobei die Astronauten getötet worden wären. Also war durch die „Explosion“ gar kein Sauerstofftank betroffen. Die angebliche Explosion war nur Show.

Wieso war eigentlich für APOLLO 13 und 14 der gleiche „Mondlandeplatz“ im Fra-Mauro-Gebiet vorgesehen gewesen? War das etwa eine Ahnung der Projektleitung, oder wußte man von Anfang an, daß APOLLO 13 nicht „landen“ sollte? Im Nachhinein hieß es zwar, APOLLO 14 sei nur aus dem Grund dort gelandet, weil APOLLO 13 durch den bedauerlichen „Unfall“ ausgefallen sei, doch die APOLLO-Landegebiete wurden schon zu Beginn der APOLLO-Flüge festgelegt!

Hinzu kam: Zum Zeitpunkt des Fluges von APOLLO 13 lag das Fra-Mauro-Gebiet völlig im Dunkel, es herrschte Halbmond (zunehmender Mond). Wenn die Astronauten wirklich dort gelandet wären, hätten sie nichts sehen können, denn sie hatten keine Scheinwerfer dabei. Bei allen anderen APOLLO-Flügen gab es in den Landegebieten jeweils gute Lichtbedingungen. Auch das ist ein Zeichen dafür, daß mit APOLLO 13 gar keine Landung auf dem Mond stattfinden sollte.

Man fragt sich, wieso überhaupt eine APOLLO-Mission mit der Nummer 13 gestartet wurde, in einem Land, das so abergläubisch ist, daß beispielsweise in Hotels die 13. Etage ausgelassen wird, es kein Zimmer mit der Nummer 13 gibt oder daß Hausnummern 13 vermieden werden. Bei APOLLO 13 hingegen summiert sich die 13 geradezu. APOLLO 13 startete am 11. April 1970 um 1:13 Uhr, das ist 13:13 Uhr. Sie „erreichten den Mond“ am Mon(d)tag, dem 13. April.



*Verschiedene Einzelbilder aus den TV-„Live“-Übertragungen von APOLLO 13 zum Zeitpunkt der „Havarie“-Meldung. Die dreieckigen Sichtluken (Pfeile) zeigen im Film eine hellblaue Färbung. Hätte sich die Raumkapsel zu diesem Zeitpunkt wirklich auf halbem Weg zum Mond befunden, so müßten die Sichtluken einen schwarzen Hintergrund zeigen. Ein blauer Hintergrund bedeutet, daß sich das Raumfahrzeug stattdessen in einer erdnahen Umlaufbahn befand!*

*Die „Katastrophe in der Weite des Alls“ war eine Inszenierung, die nur einige Kilometer über der Erdoberfläche für die Weltöffentlichkeit gespielt wurde! APOLLO 13 war - die Filme belegen es - mit größter Wahrscheinlichkeit niemals in der Nähe des Mondes!*

Dieses Spektakel einer gespielten Havarie im Weltraum wurde vor unserer Nase in der Erdumlaufbahn inszeniert! Bei den TV-Übertragungen aus dem Inneren der Kommandokapsel während der „Havarie“ zeigten die Fensterluken einen blauen Hintergrund. Tatsächlich müßten sie völlig schwarz sein, denn der „Unfall“ fand angeblich auf halbem Weg zum Mond

statt. Ein blauer Himmel kann jedoch nur in der Erdumlaufbahn zu sehen sein, als ein Teil der blauen Erdatmosphäre. Davon kann sich jeder überzeugen, der den NASA-Film „APOLLO 13 - „Houston, we’ve got a problem““ gesehen hat, oder ähnliche Filme, in denen Live-Aufnahmen aus der Kapsel gezeigt werden.

Was trieb die NASA dazu, ein sol-

ches Spektakel zu veranstalten? Mit großer Wahrscheinlichkeit deswegen, weil sich Amerika seinerzeit im Vietnamkrieg befand, aufgrund dessen das NASA-Budget zusammengestrichen wurde und die Medien sich vorwiegend um die Kriegsschauplätze kümmerten. Die Öffentlichkeit interessierte sich mehr dafür, wo ihre Soldaten verbluteten, als um unspektakuläre,

# APOLLO

kostspielige Weltraummissionen. Der spektakuläre „Unglücksflug“ von APOLLO 13 mit seiner „Beinahe-Katastrophe“ erfüllte jedoch seinen Zweck zur vollsten Zufriedenheit: die NASA und die APOLLO-Missionen wurden wieder erfolgreich in das Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt, die Gelder flossen wieder...

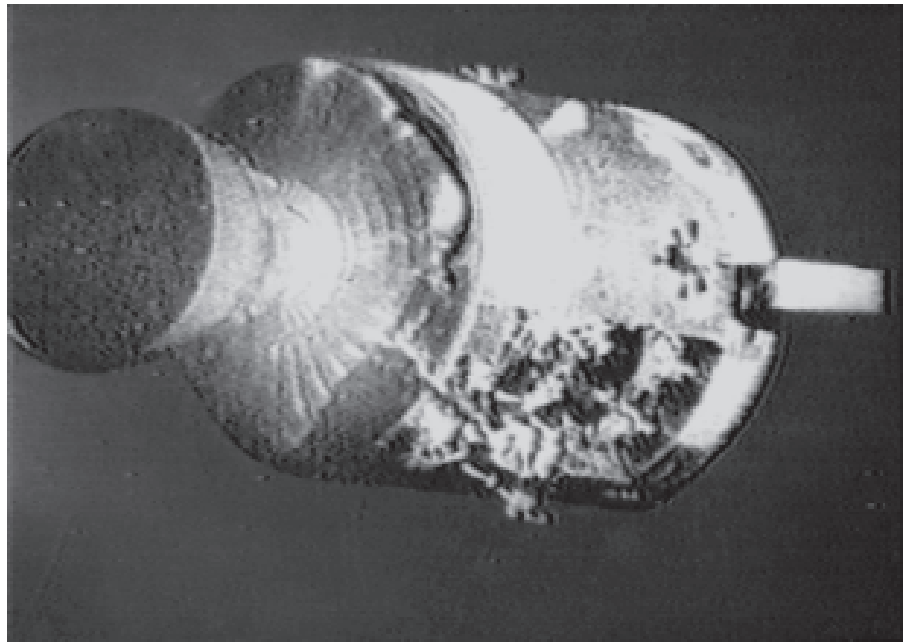
## Die UFO-Gerüchte

Die ersten Gerüchte um UFOs, die angeblich die APOLLO-Missionen begleitet und beobachtet hätten, tauchten spätestens mit dem Flug von APOLLO 11 auf, von dem ein diesbezüglicher Funkverkehr zwischen Armstrong und dem Kontrollzentrum in Houston zitiert wird, in dem Armstrong der Bodenkontrolle mitteilt, er sähe große Raumschiffe, die seine Landung erwarten würden. Als nächstes wurde spekuliert, daß bei der (unwahrscheinlich schlechten) TV-Direktübertragung von APOLLO 11 am rechten Bildrand für eine Sekunde ein unidentifiziertes Objekt kurz zu sehen sei.

Auch die anderen APOLLO-Flüge blieben nicht verschont. Schon die Astronauten von APOLLO 8 wollen bei ihrer „Mondumkreisung“ UFOs fotografiert haben. Es existieren auch Fotos, auf denen mehr oder weniger verwischt und verschwommen Lichtreflexe mit und ohne Schatten abgebildet sind, die als UFOs gedeutet wurden.

Beim „Landeanflug“ von APOLLO 14 tauchte in der TV-Übertragung im Bildfeld (die TV-Kamera zeigte durch das Fenster der Landefähre) ein unidentifiziertes Objekt auf, das von links nach rechts über die Mondoberfläche flog und als „Schatten der Landefähre“ erklärt wurde. Tatsächlich kam der Schatten der Fähre beim Aufsetzen jedoch aus einer ganz anderen Richtung. Wenn das durch das Blickfeld fliegende Objekt der Fährenschatten gewesen wäre, dann hätte der Schatten gegen die Sonne gezeigt, und das ist wohl nicht möglich.

Mary Bennett und David S. Percy



Das Kommandomodul von APOLLO 13 mit der „Explosionsstelle“.

sind der Meinung, daß die Geheimniskammer um angebliche UFOs, die von der NASA vergebenen Codewörter für UFOs und ihre hochoffizielle Dementierung, nur deshalb von der

NASA veranstaltet wurde, um von der viel größeren APOLLO-Fälschungsaktion abzulenken. Und es hat funktioniert! Die Öffentlichkeit ist voll darauf hereingefallen, denn wie kann man um die Echtheit eventueller UFO-Sichtungen auf dem Mond streiten, wenn die APOLLO-Flüge gar nicht stattgefunden haben?

## Literatur

Gernot L. Geise: „Der Mond ist ganz anders!“, Hohenpeißenberg 1995

Mary Bennett und David S. Percy: „Dark Moon“, London 1999

Bill Kaysing: „We

never went to the Moon“, Soquel, CA 1994

Fotos: Gernot L. Geise, aus NASA-Filmen



APOLLO 11: Ein UFO oder nur ein Reflex auf der Scheibe?



APOLLO 8: UFOs oder Lichtreflexe auf der Scheibe aus dem Kapselinneren?

Tibor Zelikovics

# Die kommende Zeitenwende und das Goldene Zeitalter

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 1/2000)

*„Und es werden geschehen große Erdbeben, Hungersnöte und Seuchen, ... Das alles aber ist der Anfang der Wehen ... es wird alsdann eine große Trübsal sein, wie sie nicht gewesen ist von Anfang der Welt bisher ...*

*Bald aber nach der Trübsal jener Zeit ... wird erscheinen das Zeichen des Menschensohnes am Himmel ...”*

(Matthäus Evangelium Kap. 24, Markus Kap. 13, Lukas Kap. 21)

## **Wie wird die Zukunft aussehen?**

*Wenn man den Prophezeiungen glauben schenken kann, gibt es gute Nachrichten und schlechte Nachrichten - die schlechten kommen allerdings zuerst.*

Wie den obigen Zitaten aus den Evangelien klar zu entnehmen ist, und wie andere prophetische Quellen ebenfalls voraussagen, steht der Menschheit eine trübselige Zeit bevor, gefolgt allerdings vom sogenannten „Goldenen (oder Messianischen) Zeitalter“ - einem Zeitalter des Friedens, der Harmonie und des spirituellen Erwachens.

Sind aber Prophezeiungen überhaupt ernst zu nehmen? Und wenn ja, dann welche? Einige Prophezeiungen sind so skurril und verschleiert geschrieben, dass jede Gewissheit mangelt, was die richtige Auslegung anbelangt.

Ein weiteres Problem betrifft das psychologische Phänomen der ‚sich selbst erfüllenden Prophezeiungen‘, wonach ein Ereignis eintreffen kann, weil dessen Voraussage die betreffenden Parteien beeinflusst.

Kann man aber sagen, dass das bargeldlose Weltwirtschaftssystem, das bereits vor zweitausend Jahren im Neuen Testament (Offenbarung Kap. 13) beschrieben wurde und in unserer Zeit in Vorbereitung ist, auf Grund der Prophezeiungen ausgebaut wird?

Und was ist mit den Seuchen, die vorausgesagt wurden? Gerade als wir dachten, medizinisch so weit fortgeschritten zu sein, dass wir die Massenkrankheiten besiegt hätten, treten Seuchen wie „AIDS“, Ebola, und die mutierten Bakterien, Bazillen und Insektenarten auf, die gegen die bis jetzt wirksamen Antibiotika und Pestizide immun geworden sind.

Wie ist das Eintreffen der vorausgesagten geologischen und klimatischen Veränderungen zu erklären und die daraus resultierenden Hungersnöte, Erdbeben und Überschwemmungen, die Jahr für Jahr dramatisch zunehmen? Das sind keine Phänomene, die durch psychologische Beeinflussung eintreten können.

Ein weiteres Problem, das sich im Zusammenhang mit den Prophezeiungen stellt, ist die Frage nach dem freien Willen des Menschen. Wenn die Zukunft sich voraussagen lässt, inwieweit sind wir dann frei?

Eine mögliche Antwort auf alle diese Fragen bietet die Hypothese, dass es geschichtliche Zyklen gibt, die sich ständig wiederholen. Diese weisen klar ersichtliche, voraussehbare Tendenzen auf, lassen aber einen gewissen Freiraum zu. Die Autoren der

Prophezeiungen sind möglicherweise mit Quellen in Verbindung, die über Wissen um die Gesetzmäßigkeiten von solchen Zyklen und deren Wirkungen verfügen – Zyklen, die sich über Äonen hinweg immer wiederholen. Jemand, der die Gesetzmäßigkeiten solcher geschichtlichen und natürlichen Zyklen kennt und dazu über die historische Entwicklung und über den Zerfall früherer Zivilisationen informiert ist, könnte übernatürlich erscheinende Prognosen über die Zukunft unserer Zivilisation erstellen.

Von einer Art von ‚Prophezeiung‘ machen wir ähnlicherweise, in kleinerem Rahmen, tagtäglich Gebrauch. Es lässt sich zum Beispiel auf Grund statistischer Daten die Anzahl der Autounfälle für einen gewisse Zeitraum mit ziemlicher Genauigkeit voraussagen. Es lässt sich aber nicht voraussagen, welche Individuen in diese Unfälle verwickelt werden. Die Prognosen können sich außerdem, auf Grund intelligenter Vorsichtsmaßnahmen, als falsch erweisen oder es können zumindest einige Individuen verschont bleiben, die auf Warnungen bezüglich der drohenden Situation entsprechend reagiert haben.

Die Legende von Atlantis berichtet über eine technisch hoch entwickelte Zivilisation, die, ähnlich wie die unsere, die Geheimnisse der Atomkraft und der Gentechnologie gekannt und genutzt haben sollte, die sich aber wegen des Mangels an entsprechender spiritueller Entwicklung selbst vernichtet hat.

Vielleicht sind wir an einen ähnlichen Wendepunkt eines geschichtlichen Zyklus angelangt. Wir haben die technischen Möglichkeiten, um unsere Umwelt zu zerstören und um uns selbst zu vernichten, es sei denn, wir entwickeln rechtzeitig die notwendige spirituelle Reife, die uns dazu befähigt, mit unseren Technologien vernünftig umzugehen.

Dass uns warnende Hinweise auf kommende Hungersnöte, Überschwemmungen, Tier- und Pflanzensterben in den prophetischen Quellen begegnen, ist nicht überraschend. Dass man solches in renommierten wissenschaftlichen Publikationen findet, ist aber etwas Neues. Es folgen nun weitere Zitate aus dem oben erwähnten Artikel:

*„Der Treibhauseffekt verändert bereits die Meeresströme. Satellitenbilder zeigen die ersten Folgen der Klimaänderung. Die langfristige Wirkung auf die Atmosphäre ist noch nicht abzusehen, doch die Küstenländer leiden schon unter stärkeren Wirbelstürmen und schrumpfenden Fischeschwärmen ...*

*Das Küstenmeer fiebert. Die Temperatur an der Oberfläche steigt um bis zu sechs Grad auf 26 Grad Celsius. Die Algen stellen ihre Produktion ein, die Fische, die sich von ihnen ernähren, verhungern ebenso wie die Meeresvögel. Auch die Fischer, die das Phänomen „El Niño“ getauft haben, kehren mit leeren Netzen heim ...*

*Der Warmwassereinbruch macht sich weltweit bemerkbar, denn das Meer ist auch das Schwungrad für Vorgänge in der Atmosphäre. Windrichtungen ändern, Temperaturzonen verschieben sich. Nach dem ‚Jahrhundert-El-Niño‘ 1982/83 litten Australien, Indien, die Sahelzone und Südafrika unter extremer Dürre. Über Argentinien und Paraguay ergossen sich dagegen sintflutartige Wolkenbrüche ...*

*Früher traten El-Niño-Ereignisse etwa alle drei bis sieben Jahre auf und zogen sich über zwölf Monate hin. Diese Regel ist derzeit außer Kraft: Seit nunmehr bereits fünf Jahren sorgt ein Dauer-Niño für ratlose Gesichter in der Wissenschaftlertgemeinschaft ...*

*Kürzlich warteten amerikanische Wetterkundler mit einer überraschenden These auf. Sie behaupteten, die verheerenden Regenfälle und die darauffolgenden katastrophalen Überflutungen am Mississippi im Sommer 1993 seien ebenfalls eine Langzeitfolge des El Niño von 1982 ... Über die Atmosphäre seien diese Störungen in das Zentrum Nordamerikas übertragen worden.“*

Wenn die verheerenden Wirkungen eines seltenen „El Niño“ Phänomens nach zehn

Jahren noch spürbar sein können, was haben wir dann zu erwarten, wenn das Phänomen jetzt jährlich auftritt?

*„Über die Fernwirkung des El Niño sind sich die Wissenschaftler einig. Ozeanforscher und Agrarökonomien aus den USA und Südafrika ermittelten übereinstimmend, dass zum Beispiel die Maisernte im afrikanischen Simbabwe stärker vom pazifischen El Niño als von der Menge des Regens abhängt, der über das Land selbst niedergeht ... Nahrungsmittelengpässe [sind] Folge der El Niño-Dürren ... Mais ist in zehn südafrikanischen Ländern die wichtigste Getreideart ...*

*Bangladesch: Dem Hunger durch Dürre folgt der Untergang im steigenden Meer ... Meeresforscher haben lange gerätselt, was den offenen, äquatorialen Ozean zur biologischen Wüste macht ... Vor Kalifornien jedenfalls ist die Biomasse bestimmter Planktonarten seit 1961 um achtzig Prozent geschrumpft. Das Oberflächenwasser hat sich um 1,5 Grad erwärmt. Im Lauf der letzten vier Jahrzehnte wurde immer wärmeres, nährstoffärmeres Wasser aufgetrieben - mit verheerenden Folgen für den Fischbestand im Meer und die Menschen der fischfangenden Nationen ...*

*Gleichzeitig haben die Stürme vor Kalifornien, Nordwestafrika und Peru im Lauf der letzten vierzig Jahre an Zahl und Stärke zugenommen. In anderen Regionen der Welt drohen zunehmend Wetterextreme. Indien und Bangladesch könnten zukünftig stärker unter Dürren zu leiden haben - wenn der steigende Meeresspiegel die Länder nicht zuvor überflutet hat.“*

### **Die politische und wirtschaftliche Situation**

Während die Umweltsituation langsam aber sicher kritischer wird, ist eine politische Entwicklung im Gange, die die Vereinheitlichung der Weltwirtschaftssysteme zum Ziel hat. Die europäische Währungsunion sowie der zunehmende Gebrauch von elektronischen Zahlungsmodalitäten stellen wichtige Schritte in diese Richtung dar. Es ist natürlich nicht zu leugnen, dass eine weltweite Koordination und die enge Kooperation zwischen Nationen, besonders in den Krisenzeiten, die auf uns zukommen, unentbehrlich sind. Die Frage ist nur: Welche Instanz soll für diese Koordination zuständig sein und wer wird sie leiten? Die prophetischen Quellen scheinen skeptisch zu sein, was die Fähigkeiten des heutigen Menschen zum Umgang mit der Macht anbelangt, die so eine weltweite Instanz erfordern würde.

### **Christ oder Antichrist ?**

*„...dass niemand kaufen oder verkaufen kann, er habe denn das Malzeichen, nämlich den Namen des Tieres oder die Zahl seines Namens ... und seine Zahl ist sechshundertsechundsechzig.“*

Dieses ‚Tier‘, das in dieser, inzwischen sehr bekannten, Passage aus dem dreizehnten Kapitel der Johannes-Offenbarung vorkommt, soll der sogenannte ‚Antichrist‘ sein. Das System, das er einführt, wie man in der Offenbarung weiter lesen kann, soll sich über die ganze Erde erstrecken. Die Vorstellung, dass ein auf Zahlen basierendes Wirtschaftssystem schon vor zweitausend Jahren beschrieben wurde, ist an sich ungeheuer. Noch merkwürdiger ist die Zahl 666. Tatsache ist, dass die Computer-Strichcodes, die mittlerweile so gut wie alles Kaufbare kennzeichnen, stets dreimal die Zahl sechs aufweisen - einmal ganz links, einmal genau in der Mitte und einmal ganz rechts. Es scheint das Erkennungszeichen zu sein, worauf das ganze System basiert.

Das Reich des Antichristen, über welches die Prophezeiung selbstverständlich nichts Gutes zu berichten weiß, soll nur dreieinhalb Jahre währen, unmittelbar vor der Wiederkehr Christi.

Weitere wichtige Prophezeiungen behandeln die politischen Entwicklungen im Nahen Osten, da insbesondere Israel und Jerusalem scheinbar wichtige Rollen bei den weltpolitischen Geschehnissen der kommenden Zeit spielen werden.

### ***Die spirituelle Entwicklung der Menschheit***

Die Meinungen gehen auseinander, ob mit ‚Christ‘ und ‚Antichrist‘ tatsächliche Personen gemeint sind oder ob sie eventuell nur seelische Zustände oder Zeitalter darstellen. Der ‚Antichrist‘ stellt die niedrigere Natur dar und die Versuche der Menschheit, eine Herrschaft auf rein physischer Ebene und auf der Grundlage niedriger menschlicher Neigungen zu errichten. Der ‚Christus‘ stellt die höhere Natur des Menschen dar und will, durch die Erkenntnis spiritueller Gesetzmäßigkeiten, sein Reich auf der universellen Harmonie aufbauen. Es ist natürlich ebenso vorstellbar, dass diese extremen Aspekte sich als lebendige Menschen manifestieren könnten.

Eines ist jedenfalls klar: es wird in der nächsten Zeit für uns alle mehr und mehr sichtbar werden, dass etwas nicht stimmt. Die von Menschen verursachten Wehen, sei es Umweltzerstörung, Verbrechen gegen die Menschheit oder Krieg, werden lauter und lauter nach Lösungen schreien. Ein Teil der Menschheit wird glauben, dass die Lösungen allein in verbesserten technischen Vorrichtungen, mehr Kontrolle, strengeren Gesetzen liegen, ein anderer Teil wird die Wurzel des Übels eher im mangelnden Verständnis und fehlendem Respekt für die universellen spirituellen Gesetzmäßigkeiten finden. Es wird nicht so leicht sein, zu einer gesunden Synthese der beiden Ansichten zu gelangen.

Die Lage wird sich zuspitzen und niemand wird sich länger den Luxus leisten können, sich mit der Problematik nicht auseinander zu setzen. Die kritischen Zustände und die zum Teil gewalttätigen Auseinandersetzungen werden zu eine Art Katharsis oder Läuterung führen, und, wenn alles gut geht, zum Evolutionssprung, der ein Goldenes Zeitalter ermöglichen wird.

### ***Was ist mit dem Jahr 2000 ?***

Eine Milleniumwende ist von einer enormen psychologischen Prägung begleitet. Man erwartet einfach eine Veränderung. Das Phänomen der ‚sich-selbst-erfüllenden Prophezeiung‘ spielt hier sehr wohl eine wesentliche Rolle.

Abgesehen davon geben diverse prophetische Quellen das Ende unseres Jahrtausends als Zeitpunkt für den Anfang des Goldenen Zeitalters an. Die Propheten sind sich allerdings nicht darüber einig, was das genaue Jahr betrifft. Nostradamus und Jeane Dixon sprechen von 1999. Edgar Cayce dagegen gibt 1998 als Stichjahr an.

Bei Nostradamus ist außerdem keineswegs klar, ob er 1999 wortwörtlich oder symbolisch meint. Er sagt in seinen Briefen, dass die Prophezeiungen erfüllt sein würden und das Goldene Zeitalter beginnen würde, bevor die Welt ins siebente Millennium eintritt, von dem Zeitpunkt an gerechnet, der auf die biblische Schöpfung hinweist.

Die Bibel enthält Stammbäume, wonach von der Erschaffung der Welt bis zur Geburt von Jesus von Nazareth ca. 4000 Jahre vergangen seien. 2000 Jahre später wäre dann der Beginn des siebenten Millenniums. Natürlich ist es für uns heutzutage schwer zu glauben, dass die Welt erst vor 6000 Jahren geschaffen worden sein soll. Es ist jetzt nicht am Platz, mit Schöpfung kontra Evolutionsstreitfrage zu ringen. Aber wir können jenen folgen, die annehmen, dass die Schöpfungsgeschichte, wie sie im Buch Genesis erzählt

wird, eine tiefere spirituelle und sogar prophetische Bedeutung hat. Es ist vielleicht kein Zufall, dass unsere Zivilisationsepoche nicht älter ist als ca. 6000 Jahre. Die Zeiten vorher werden ‚vorgeschichtlich‘ (prähistorisch) genannt.

Nach einer alten Lehre, mit der Nostradamus ohne Zweifel vertraut war, entsprechen die biblischen sechs Tage der Schöpfung und der siebente Tag der Rast der 6000 Jahre alten turbulenten Menschheitsgeschichte, die von einem siebenten Millennium der Erlösung und des Friedens abgelöst wird.

Die Verwendung dieser Form von Zahlensymbolik ist nicht uncharakteristisch für den biblischen Brauch und es ist sehr gut möglich, dass sich Nostradamus darauf bezog, als er sagte, dass das Goldene Zeitalter mit dem siebenten Millennium nach der Schöpfung beginnen würde. Er ist aber in seinen Jahresberechnungen keineswegs präzise und nennt diesbezüglich zwei verschiedene Zahlen in demselben Brief. Es gibt außerdem andere Berechnungen und Kalender, einige davon sogar heute noch in Verwendung, die sich ebenfalls auf die biblischen Schöpfungsberechnungen berufen, aber Zahlen angeben, die sich von Nostradamus' Berechnungen wesentlich unterscheiden. Nach dem jüdischen Kalender z.B. befinden wir uns im Jahre 5760, was bedeuten würde, dass das siebente Millennium erst in 240 Jahren beginnt, während es, nach Nostradamus Berechnungen, schon vor 150 Jahre hätte anfangen müssen.

Es soll auch erwähnt werden, dass das Jahr 2000 nur in unserem westlichen Kalendersystem von Bedeutung ist. Der islamische Kalender zählt das Jahr 1420, der jüdische, wie gesagt, 5760 und beim chinesischen Kalender schaut es nochmals anders aus.

Ein weiteres Problem ist die Tatsache, dass Jesus, nach den uns zur Verfügung stehenden Informationen, im Jahre Vier vor Christus geboren wurde oder, einigen Gelehrten zufolge, sogar im Jahre Sechs oder Sieben v. C. (Unser gegenwärtiges Kalendersystem basiert auf einer Laune von Kaiser Augustus, der beschloss, den Kalender vorzuverlegen, um so das Jahr Null in seine Regierungszeit fallen zu lassen. Jesus ist 4, bzw. 6 oder 7 Jahre vor dieser Kalenderreform geboren). Wenn wir also 2000 Jahre nach Christi Geburt zählen, würde das siebente Millennium 1996 oder bereits 1994 oder 1993 begonnen haben.

Es scheint, dass die einzige Möglichkeit, wie wir aus der ‚7000 Jahre-Theorie‘ einen Nutzen ziehen können, darin besteht, anzunehmen, dass diese Zeitangaben sich nicht exakt auf unser Kalendersystem beziehen (es kann sich auch um astrologische Zeitalter handeln); dass also seit der biblischen Schöpfung bis zur Zeit Christi ca. 4000 Jahre vergangen sind und dass das messianische Zeitalter ungefähr 2000 Jahre nach Christi Geburt beginnen wird.

Die biblische Prophetie umgeht diese Problematik, indem sie keine Kalenderjahre erwähnt, und statt dessen sehr viele Einzelheiten nennt, anhand derer bedeutende geschichtliche Perioden erkannt werden können. Diesem Beispiel folgend bräuchten auch wir keine Jahrtausendwende, um wahrzunehmen, dass die gravierenden Veränderungen, die die Prophezeiungen beschrieben, bereits im Gange sind.

Als Abschluss scheint ein Zitat von Michel Nostradamus angebracht, worin er einige seiner Ansichten zum Thema Prophezeiungen schildert:

*„Es ist offensichtlich, dass alle Prophezeiungen durch den Hauch Gottes und durch engelgleichen Geist (Bote) dem prophezeienden Menschen ins Herz gelegt werden. Dabei stützt er sich auf eine prophetische Gewissheit, die unter der Kontrolle der Astronomie steht, eng verbunden mit der biblischen Vorhersage. Die Zukunft aber beruht allerdings selbst einzig und allein auf dem freien Willen.“*



## **Die Pyramiden-Prophezeiungen**

Prophetische Traditionen sind aus allen vorstellbaren Zeiten und Quellen überliefert worden; vom Osten, wie auch vom Westen. Es gibt persische, indische, chinesische, japanische, süd- und nordamerikanisch-indianische Quellen.

So gut wie alle Religionen haben prophetische Traditionen. Die religiösen Prophezeiungen sind in der Regel ‚messianisch‘. Es handelt sich dabei um einen Weltlehrer, der nach dem unaufhaltbaren Zerfall der irdischen Gesellschaftsordnung die Menschheit zu ihrer verlorenen Harmonie mit dem Kosmos zurückführen, die ‚Religio‘ (Wiedervereinigung) des Menschen mit der universellen Gesetzmäßigkeit herstellen wird.

Dass prophetische Traditionen religiösen Quellen entstammen, ist nicht überraschend. Es gibt aber eine andere, unvermutete, jedoch sehr wichtige und interessante, uralte Quelle, deren prophetische Bedeutung erst vor relativ kurzer Zeit entdeckt wurde.

Es handelt sich dabei nicht um etwas Geschriebenes oder um eine Sage, sondern um einen Bau, der bereits in alten Zeiten (wie auch heute) als eines der größten Weltwunder betrachtet wurde. Von manchen als eine ‚Offenbarung in Stein‘ bezeichnet, ist es eine ehrfurchtgebietende Struktur, voll von Geheimnissen und Wundern, die Historiker und Archäologen alle Zeit verblüffte: die große Cheopspyramide in Ägypten.



*Die Große Pyramide*

---

Als größte von den Pyramiden scheint sie, laut Archäologen, die älteste und möglicherweise das Modell für spätere Pyramiden zu sein. Es gibt einige Theorien, denen zufolge sie gar nicht von den Ägyptern gebaut wurde, sondern bereits zum Höhepunkt des ägyptischen Reiches ein altes Relikt war. Tatsache ist, dass niemand so richtig weiß, wie alt sie wirklich ist, aber Versuche, die gemacht wurden, um die große Pyramide zu datieren, deckten einige bemerkenswerte Ziffern auf, die zwar die ursprüngliche Frage nicht beantworten konnten, aber einige bedeutende prophetische Informationen hervorbrachten.

## **Die Pyramide: ein kosmischer Kalender**

Anfang des 19. Jahrhunderts bemerkte Sir John Herschel, der Sohn des Entdeckers des Planeten Uranus, Sir William Herschel, dass der herabführende Durchgang der Großen Pyramide in einem Winkel konstruiert war, der zu gewissen Zeiten zu Alpha-Draconis, dem Drachenstern, zeigte, und zwar einmal ca. alle 1500 Jahre. Es wurde berechnet, dass eine solche Übereinstimmung im Jahre -2170 stattgefunden hatte.

Dieses Datum gewann durch eine andere Entdeckung, die ebenfalls im 19. Jahrhundert gemacht wurde, noch mehr an Bedeutung. Prof. Piazzi Smyth, dem königlichen Astronom von Schottland, der auch ein berühmter Ägyptologe war, fiel auf, dass im Jahre -2170, als der herabführende Durchgang zu Alpha-Draconis zeigte, die Spitze der Pyramide genau unter Alcyone oder Eta-Tauri, dem Hauptstern der Plejadengruppe, stand, die dem Tierkreisabschnitt des Stieres zugeordnet ist. Diese doppelte Konstellation kommt nur einmal alle 25.827 Jahre vor.

Prof. Smyth erwog deshalb, dass -2170 das Jahr gewesen sein müsste, in welchem der Durchgang und daher die Pyramide gebaut wurde. Andere Archäologen jedoch wiesen auf die Tatsache hin, dass dieses Zusammentreffen der Sterne nicht nur -2170 passierte, sondern sich alle 25.827 Jahre wiederholt. Warum sollte gerade -2170 als das Baujahr der Pyramide betrachtet werden?

Abgesehen davon, bezeichnet man den Zeitabschnitt von 25.827 Jahren in der Astronomie als ein ‚siderisches‘ oder Sternjahr. Die Erde kehrt auf ihrer Umlaufbahn durch das Universum einmal in 25.827 Jahren an genau die gleiche Position zurück. Könnte es nicht sein, dass diese Übereinstimmung der Sterne Alcyone und Alpha-Draconis gar nichts mit dem Alter der Pyramide zu tun hat, sondern eventuell auf einen zeitlichen Anhaltspunkt hinweist oder einen Schlüssel zu einem anderen Geheimnis liefert?

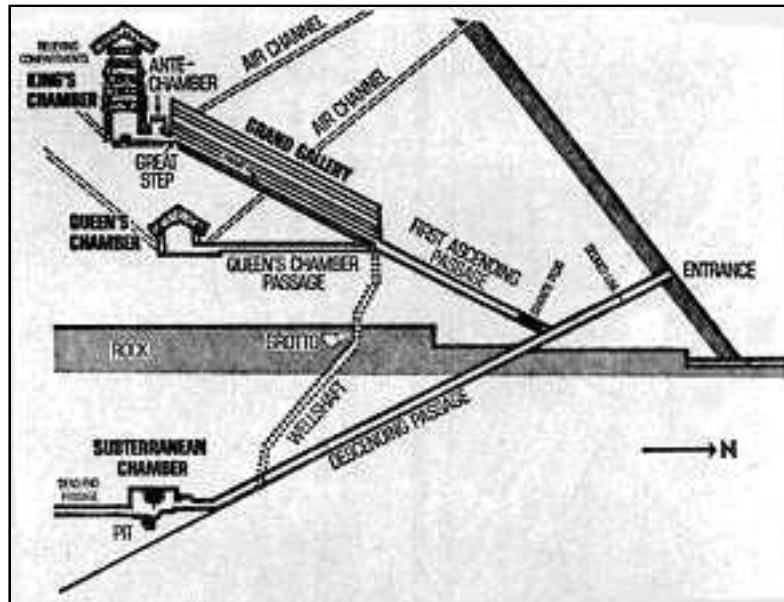
Wie sich herausstellt, beweist sich gerade dies als wahr, da diese spezielle Übereinstimmung der Sterne tatsächlich der Schlüssel zur prophetischen Botschaft der Großen Pyramide ist.

Die Zahl 25.827 wiederholt sich in der Geometrie der Großen Pyramide noch mindestens zweimal. Die Summe der Basisdiagonalen ergibt 25.827 Pyramidenzoll. Der Durchmesser, auf der Höhe der Königskammer gemessen, enthüllt dieselbe Zahl.

Das Pyramidenzoll ist eine Maßeinheit, die sich in der Geometrie der Pyramide ständig wiederholt; sie war ein Grundmaß, das die Erbauer verwendet haben. 25 Pyramidenzoll ergeben eine Pyramidenelle. Ein Pyramidenzoll ist etwas kleiner als einritisches Zoll (inch); aber der Unterschied ist so geringfügig, dass wir die beiden Maße als nahezu identisch betrachten können.

Als die Ägyptologen erkannten, dass es einen Zusammenhang zwischen 25.827 Jahren und 25.827 Zoll gab, begannen sie darüber zu spekulieren, dass diese Gleichung – 1 Jahr = 1 Zoll – irgendeine besondere Bedeutung haben könnte. Diese Theorie wurde glaubhafter, als Piazzi Smyth eine weitere Entdeckung machte. Er stellte fest, dass der Abstand zwischen dem Kreuzungspunkt der drei Hauptgänge der Pyramide bis zum Eingang 2.170 Zoll betrug. Das würde darauf hindeuten, dass das Datum -2170 tatsächlich bedeutsam sein könnte – wenn schon nicht als Entstehungsdatum der Pyramide, so doch als zeitlicher Bezugspunkt.

---



*Das Innere der Großen Pyramide*

Diese Theorie wurde weiters unterstützt von anderen Zeichnungen, die Prof. Smyth in den Durchgängen fand. Die Abstände zwischen diesen Zeichnungen schienen merkwürdigerweise auf Zeitperioden hinzuweisen, die mit wichtigen Daten der Weltgeschichte übereinstimmten. Es gibt zwar Meinungsverschiedenheiten unter den Archäologen und Pyramidologen, welche exakte Daten diese Zeichnungen andeuten, doch in einem Punkt scheint Übereinstimmung zu herrschen: Die Durchgänge enden auf so eine Weise, dass sie auf einen Punkt hinzuweisen scheinen, der sich auf das Ende unseres Jahrhunderts bezieht.

Eine mögliche Interpretation dieser Tatsache ist die pessimistische Annahme, dass dies auf das ‚Ende der Welt‘ hindeute. Dies ist aber weder die einzig mögliche noch die wahrscheinlichste Auslegung. Würden die Zeiten, die in der Pyramidenstruktur angedeutet werden, mit dem Beginn der Welt zusammenfallen, dann wäre es logisch, daraus zu folgern, dass mit dem Ende der Linien, das Ende der Welt gemeint ist. Dies ist jedoch nicht der Fall.

Die Übereinstimmung von Alpha-Draconis und Alcyone im Jahr -2170 zeigt eher den Anfangspunkt für die Zeitmessungen an, wodurch die anderen Zeichen ihre jeweilige Bedeutung gewinnen und eine Art Botschaft vermitteln. Aber was ist der Inhalt dieser Botschaft?

### ***Das ‚Göttliche Auge‘ und der fehlende Spitzstein***

Zu den wichtigsten Daten, auf die in der Pyramidengeometrie hingewiesen wird, zählen jene, die sich auf die Geburt, die Mission und die Kreuzigung des Jesus von Nazareth beziehen. Aber worauf deutet das Ende der Messungen? Kann es sein, dass dies auf ein Ereignis hinweist, welches in irgendeiner Art der Höhepunkt der Botschaft ist, den die Erbauer der Pyramide zu vermitteln versuchten?

Einige der bekanntesten Pyramidologen haben die Meinung vertreten, dass die Große Pyramide eine geometrische Repräsentation prophetischer Wahrheiten sei und dass ihre Bedeutung von messianischer Natur sei. Eine auffallende Tatsache, die diese Ansicht zu untermauern scheint, ist die Auswahl der Sterne, nach denen die Pyramide bei der

sternjährlichen Übereinstimmung ausgerichtet ist. Der herabführende Durchgang ist zum ‚Drachensterne‘ Alpha-Draconis ausgerichtet, die Spitze der Pyramide zu Alcyone.

---



### *Die Pyramidenspitze auf der amerikanischen Dollarnote*

---

Der Drache stellte in der Symbolik der alten nahöstlichen Region die negative, zerstörende Kraft dar – verkörpert in der Figur des Satans. Alcyone, zu dem die Spitze der Pyramide weist, wird als der Zentralpunkt unserer Sonnumlaufbahn erwogen - ein offenbar göttliches Symbol.

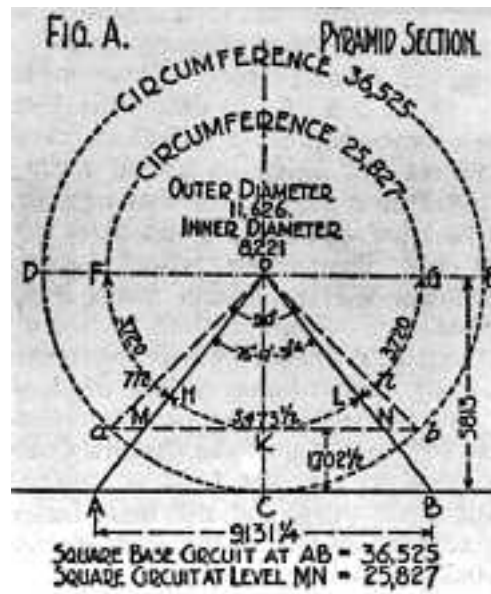
Die Plejaden, deren Hauptstern Alcyone ist, stellten in alter astronomischer Tradition den weiblichen, liebenden Aspekt der Natur dar. Die Plejaden stimmen symbolisch mit dem Planeten Venus, dem Regenten des Stieres überein. Stier ist derjenige Abschnitt des Tierkreises, in welchem sich die Plejaden befinden. Im prophetischen Symbolismus der judeo-christlichen Tradition wird der Messias als der ‚Helle und Morgenstern‘ dargestellt, der in Wirklichkeit gar kein Stern ist, sondern der Planet Venus.

Die messianische Theorie wird durch eine weitere bemerkenswerte Tatsache untermauert, nämlich die, dass der Gipfelstein der Pyramide fehlt. Darüber hinaus gibt es keinen fundierten Hinweis darauf, dass es ihn je gegeben hätte. Die Spitze der Pyramide ist flach, der Abschlussstein fehlt einfach.

Studenten des Pyramidensymbolismus argumentieren, dass diese Unvollständigkeit beabsichtigt sei und dass der fehlende Spitzstein das kommende Goldene Zeitalter oder die Ankunft eines Meisters oder Weltlehrers, der des Menschen verlorene Harmonie mit dem Göttlichen wiederherstellen wird, darstellen könnte.

Man begegnet diesem Symbolismus des fehlenden Gipfelsteins in vielen alten esoterischen Traditionen. Eine Darstellung dieses Symbols findet man heute noch im Großen Siegel der Vereinigten Staaten von Amerika. Es ist auf jedem Dollarschein zu sehen: eine unvollständige Pyramide mit einem göttlichen Spitzstein, ein Zeichen, das mit der Freimaurerei in Verbindung steht. Die Freimaurer wiederum, wie auch andere Logen und esoterische Bruderschaften, führen Teile ihrer Traditionen bis auf das alte Ägypten zurück.

---



### **Edgar Cayce über „Die Große Pyramide“**

Eines der bemerkenswertesten Channel-Medien des 20. Jahrhunderts, dessen Beitrag zum metaphysischen Wissen weltweit mehr und mehr Beachtung erlangt, ist Edgar Cayce (1877-1945). Nach seinen ‚Readings‘, die die Große Pyramide betreffen, war der Spitzstein ursprünglich da gewesen. Nichtsdestoweniger bestätigt er die messianischen Aspekte der prophetischen Botschaft der Pyramide. Ich zitiere einige Auszüge aus den Cayce Readings:



*Der Seher Edgar Cayce (1877-1945)*

*„Die Große Pyramide ist eine steinerne Chronik der Geschichte und Entwicklung des Menschen, von der Zeit ihrer Erbauer bis zum Ende des gegenwärtigen Erdenzyklus im Jahre 1998. Ihre Aufzeichnungen sind sowohl in der Sprache der Mathematik, Geometrie und Astronomie geschrieben als auch in der Art der verwendeten Steine mit ihrer*

*Symbolik. Am Ende des Zyklus wird es eine weitere Veränderung in der Position der Erde geben, wenn der Große Eingeweihte zurückkehrt, um die Prophezeiungen zu vollenden. Alle Veränderungen, die stattfanden und stattfinden werden, sind in den Gängen zwischen Basis und Spitze dargestellt. Sie sind bezeichnet durch die Lage der Steine, ihre Farbe und die Richtung, die die Krümmungen nehmen?*

*In der Großen Pyramide wird die gegenwärtige Geschichte durch die niedrige Decke am Eingang jenes Ganges symbolisiert, die zur Königskammer führt. Dieser niedrige Gang oder diese Vertiefung zeigt eine absteigende Tendenz, was durch die Variationen der verwendeten Steine gezeigt wird?*

*Der leere Sarkophag in der Königskammer ist selbst ein Symbol für die Erleuchtung des Menschen hinsichtlich der Bedeutung des Todes - als ein Hinübergehen von einer Daseinsebene zu einer anderen. Die Länge, Breite, Höhe und die unterschiedlichen Richtungen der zahlreichen Schichten von Steinen in den Gängen und Kammern der Pyramide stellen präzise die hervorragenden Ereignisse in der spirituellen Entwicklung des Menschen auf der irdischen Ebene dar. Geburt und Tod des Jesus von Nazareth sind auf Jahr, Tag und Stunde genau in der Biegung der Passage dargestellt, die in die Königinnenkammer führt?*

*An einem Punkt der niedrigen Passage wird 1936 als ein Jahr der Wirren und des Tumults, der Kriege, Stürme und Revolten dargestellt, mündend in Massenunruhen. Nach 1956 folgt eine Zeit der Festigung, tritt die Welt in eine neue Periode ein - wie es in der Königskammer gezeigt ist, irgendwann zwischen 1938 und 1958. Diese Ära ist der Beginn von in vielerlei Hinsicht ungewöhnlichen Entwicklungen; sie endet im Jahr 1998. Es wird eine Zeit der Vorbereitung auf das Kommen des Meisters sein? Es wird eine Zeit des spirituellen Wiedererwachens und der Erleuchtung sein, eine Zeit neuen Verstehens, neuen Lebens und neuen Glaubens. Es wird deutliche Fortschritte auf wissenschaftlichem Gebiet geben und neues Wissen über den Ausgleich der Schwerkraft, mit deren Hilfe die Pyramide selbst errichtet worden ist?*

*Das gegenwärtige Zeitalter der Menschheit nähert sich rasch dem Höhepunkt seiner Entwicklung. Am Höhepunkt der Welle wird es einen Bruch geben zwischen den materiell Denkenden und den spirituell Denkenden. Viele werden abfallen, aber die Standfesten werden geführt werden, die Aufzeichnungen zu finden und sie überall zum Wohle der Menschen zu deuten?*

*Heute steht der Mensch wiederum an der Schwelle zu einer neuen Zeit, dem Wassermannzeitalter, in dem die Menschheit ein neues Bewusstsein oder einen neuen Erkenntnisgrad erreicht - einer neuen Einheit der Welt."*

### **Auszüge aus dem Buch:**

*Tibor Zelikovics: „Die kommende Zeitenwende und das Goldene Zeitalter“. Prophetische Visionen zur Gegenwart und Zukunft, Metaphysika Edition, ISBN 3-9501148-0-7, im Buchhandel erhältlich.*

*„metaphysika edition“ ist der Gemeinschaftsverlag des Wiener Arbeitskreises für Metaphysik und der Schweizer Metaphysischen Gesellschaft.*

*Daraus auch die Abbildungen.*

---

---

(c) Harry Radegeis

# Das heidnische Weltbild

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 1/2000)

Eine grundsätzliche Vorbemerkung zum eigentlichen Thema sei hier gestattet: Ein Germane wird gewöhnlich einem eher gebildeten und kritischen Gesprächspartner gegenüberstehen als einem offenen und unvoreingenommenen Beobachter. Dieser wird im Laufe seines Lebens schon mit mehreren Ideologien, Philosophien und Religionen Kontakt gehabt haben und als kluger Mensch früher oder später die innere Widersprüchlichkeit dieser Denksysteme bemerkt haben. Hinzu kommt, dass ein normaler Europäer von seinem Grundcharakter her zum Kritisch-Analytischen neigt. Daher sollte ein Germane sein Weltbild möglichst allgemeingültig zu formulieren suchen, gleich ob er einem materialistischen Dialektiker oder einem Zeugen Jehovas gegenübersteht.

Vieles im germanischen Denken ist so bekannt und verwurzelt, dass sich viele darüber gar keine Rechenschaft ablegen. Anderes ist uraltes, durch jahrhundertelange Kirchenverfolgung fast ausgestorbenes Wissen. Das Einzigartige und wirklich für Außenstehende Neue daran ist jedoch, dass sich selbst bei jahrelanger Forschung keine grundsätzlichen inneren Widersprüche oder Denkfehler feststellen lassen, wie sie fast allen anderen Weltbildern anhaften.

Fast, d.h. mit Ausnahme anderer, nichteuropäischer heidnischer Naturreligionen, die sich zwar grundsätzlich, aber nicht in allen Einzelheiten auf uns Europäer übertragen lassen.

„Naturreligion“ klingt primitiv, unreif, abergläubisch, zurückgeblieben. Naturwissenschaft dagegen: aufgeklärt, klug, weise, gebildet. Dabei ist der einzige wesentliche Unterschied derjenige, dass Naturwissenschaft sich mit dem Ausschnitt des für uns Erfassbaren beschäftigt, der z.Z. mit den von der Naturwissenschaft selbst aufgestellten und akzeptierten Mitteln beweisbar ist, die Naturreligion jedoch den gesamten Bereich menschlicher Empfindungen in den Zusammenhang mit kosmischen Abläufen bringt und nach Ursprung und vor allem nach dem Sinn allen Daseins sucht. Sie stellt sich durchaus nicht in Widerspruch zu den Naturwissenschaften, sondern versucht, über sie hinauszugehen.

Kein Heide würde von einem anderen verlangen, dass er einfach etwas glauben soll. Aber er wird immer erwarten dürfen, dass der andere offen genug ist, Fragen zu stellen, die er sonst nicht stellt oder meist nur heimlich für sich selbst, und meist unbeantwortet wieder zur Seite drängen muss. In der traditionellen europäischen Kultur gibt es keine gedanklichen Tabus, keine unberührbaren Dogmen.

Aber es gibt ein paar feste Grund-sätze (Prinzipien), die wir aus jahrtausendelangen Beobachtungen der Natur herausgefiltert haben und in folgende Sätze bringen können:

1) Polarität allen Daseins. Das Einzelne in sich ist unfruchtbar und stirbt in der Natur aus. Die Pole männlich - weiblich, positiv - negativ, hell - dunkel, usw. sind die Urbestandteile der Welt, und die zwischen ihnen erzeugten Funken gebären alles weitere.

2) Darauf folgt eine Tripolarität, denn die Natur kennt außer den beiden vorgenannten Bausteinen noch die neutralen Teile. Diese haben eine ausgleichende, aber keine zeugende, Funktion. Erst wenn das Neutrum sich zu einem neuen Pol entwickelt, entsteht neue Spannung und damit eine Fortzeugung auf höherer Ebene. (These - Antithese - Synthese).

3) Hieraus folgt eine Gleichberechtigung der Pole, die sich natürlich auch im sozialen Verhalten der heidnischen Völker ausdrückt.

4) Der Naturkreislauf. Die Natur erneuert sich aus sich selbst heraus. Jedes Sterben wird von Neugeburt begleitet. In diesem Kreislauf wiederholt sich alles immer wieder, vom grundsätzlichen Inhalt und der Form her. Wir wissen, dass Energie und Materie austauschbar sind. Wir wissen, dass nichts in der Natur „verschwindet“, sondern lediglich chemischen und physikalischen Umwandlungsprozessen unterworfen ist. Jede Substanz enthält ihren Ursprung, ihren geistigen Kern.

5) Dieser geistige Kern, der sich ein „Gehäuse“ nach seinem Willen schafft, sich also den Aus-druck in der Form verleiht, die seinem augenblicklichen Entwicklungsprozess und damit seinem augenblicklichen Bewusstsein entsprechend ist, ist also wandelbar, aber nicht abschaffbar.

6) Diese Substanz pflegt ihre Eigenart durch ihren Samen, ihre eigene Geschichte, die zugleich Programm neuer Taten ist. Jeder Entwicklungsprozess ist eine Augenblickserscheinung und auf seiner Ebene nicht wiederholbar. Es wäre also falsch, irgend etwas in der Natur als „fertig“ oder „endgültig“ zu betrachten. Es gibt nur höher und weniger hoch entwickeltes Bewusstsein. Dazu die Edda: „Niemand ist so gut, dass er an sich nichts zu verbessern hätte, und niemand ist so schlecht, dass er zu nichts nütze wäre“.

7) Daraus folgt zwingend, dass auch das Leben nicht verschwindet, sondern sich lediglich in einer wiederkehrenden Polarität von Leben und Tod wandelt. Da nach der vierten Jahreszeit wieder die erste kommt, jedoch in einem neuen Jahr, d.h. neuen Entwick-lungsabschnitt, beginnt auch beim Menschen oder Tier nach einer Tot-Phase (Ruhephase) eine neue Lebens- (Schaffens-) -phase. Natürlich auch bei allen anderen Wesenheiten, denn nichts in der Natur ist seelenlos. Auch Steine oder Wasser haben eine „Seele“, wie auch vom Menschen Erschaffenes, z.B. ein Schiff, von dem jeder Seemann weiß, dass jedes seine eigene „Seele“ hat.

8) Somit ist der Unterschied zwischen einem Tier, einem Menschen oder einer Gottheit kein prinzipieller, sondern lediglich ein gradueller, d.h. entwicklungsbedingter. Götter sind nicht allmächtig und nicht allweise, nur meist unverständlich, weiter fortgeschritten als der Mensch. Und über ihnen gibt es wieder höhere Gottheiten/Wesenheiten. So wie ein technisches Produkt, wie ein Auto, eine gemeinschaftliche Schöpfung von Mensch und Gottheit ist (der Gott schuf den Menschen aus sich heraus, zuerst eine Idee, dann eine fortwährende Entwicklung, ein „Selbstläufer“), so schuf der hiermit ausgestattete und beseelte Mensch nunmehr „sein“ Produkt, sei es Technik, Philosophie oder Kunst.

9) Hieraus ergibt sich weiter, dass vor jeder sichtbaren Form eine geistige Idee vorangegangen sein muss. Erst der Wunsch als Vater des Gedankens, dann der Plan, dann die Ausführung. Es ist also nicht so wie bei den Materialisten, die sagen, „das Sein



bestimme das Bewusstsein“ (dann wäre keinerlei Änderung denkbar), oder wie bei den reinen Idealisten („Das Bewusstsein bestimmt das Sein“, dies verleugnet eine Wirkung der Umgebung auf das Wesen, die zweifellos stattfindet), sondern wir erkennen als Motor der Evolution eben diese Wechselwirkung aus den beiden Prinzipien.

10) Entwicklung heißt Fortgang, d.h. etwas „Eingewickelter wird entwickelt, ausgewickelt“. Dies meint, dass in der Natur ungeheure Möglichkeiten von ihrer in Ideen angelegten Substanz enthalten sind, die nach und nach „ent-deckt“ werden müssen, um ihnen auf die Spur zu kommen.

Hierin ist offensichtlich ein Plan zu einer größer werdenden Vielfalt angelegt, die sich in zunehmend mehr verschiedenen Wesenheiten ausdrückt.

11) Jedes Wesen hat außer Verschiedenheiten aber auch auffallende Gemeinsamkeiten. So sieht für einen Menschen jedes Pferd auf den ersten Blick gleich aus, zumindest in seiner Körperform. Erst nach genauerem Hinsehen werden Details wie Farbe, Beinlänge, Brustweite, Kopfform, Ausdauer, Schnelligkeit und schließlich Charaktereigenschaften bemerkt.

Die gleichen Gesetze gelten natürlich auch bei anderen Tierarten und bei Menschenarten. Es gibt also eine Gruppeneigenart und eine Einzeleigenart. Dies selbstverständlich nicht abrupt, sondern säuberlich abgestuft, wie alles in der Natur: Gattung - Art (Rasse) - Volk - Stamm - Sippe - Familie - Einzelwesen. Das Zusammenwirken aller Beteiligten in bestimmten, allen gemeinsamen Eigenschaften und Zielen entsprechender Weise über viele Generationen lassen den besonderen Charakter und darin Einzelaufgaben in den verschiedenen o.g. Stufen erkennen.

12) Hierin kommt eine Analogie zum Ausdruck, die zeigt, dass sich die wesentlichen Inhalte prinzipiell entsprechen. Ob eine heutige Hausfrau im Supermarkt einkauft oder eine Jagdgemeinschaft auf Beute ausgeht, hat lediglich einen unterschiedlichen Ausdruck. Das gemeinsame Motiv ist der Wunsch nach Sättigung. Die Feinabstimmung ist dann das Zusammenwirken verschiedener Eigenschaften, die gerade für den jeweiligen Zweck angemessen sind. Um bei diesem Beispiel zu bleiben, es wird allgemein als ebenso unangemessen empfunden, heute mit Hilfe eines Jagdspeers einkaufen zu gehen wie umgekehrt mit einer dicken Briefftasche das Wild zu bestechen, um es in den Kochtopf zu locken.

Diese Analogie lässt sich nach oben und unten beliebig ausweiten. Ein Atom funktioniert - zumindest im Modell - nach den gleichen Gesetzmäßigkeiten wie ein Sonnensystem. Es ist lediglich eine Frage des angemessenen Maßes, was sich im Wort „Gesetzmäßigkeit“ ausdrückt. Das einmal Gesetzte wiederholt sich auf verschiedenen Ebenen.

13) Das gilt natürlich auch für die Zeit. Wie wir an den Jahreszeiten sehen, wiederholen sie sich, obwohl jeder Augenblick an sich neu ist. Auch die Zeitabläufe unterliegen den Entwicklungsgesetzen. Wir alle wissen, dass „die Zeit für etwas reif ist“, dass es „an der Zeit ist, etwas Bestimmtes zu tun“, dass es einen „Zeitgeist“ gibt usw. Trifft die Zeitqualität auf einen bestimmten Charakter, so reagieren diese miteinander in einigermaßen vorausberechenbarer Weise (Ausnahmen bestätigen die Regel) und lösen damit ein Ereignis aus.

14) Seit alters her messen alle Kulturvölker die Zeit. Kalenderanlagen sind aus

verschiedenen Perioden bei den unterschiedlichsten Völkern gefunden worden. Hieraus entstand nach und nach durch Beobachtung der Gestirnestellungen und gleichzeitiger Beobachtung irdischer und menschlicher Vorgänge die älteste Wissenschaft der Welt: Die Astrologie. Von dieser stammen alle modernen Wissenschaften ab.

Die Astrologie misst nicht nur Einzelereignisse und menschliche Charaktere anhand einer riesigen kosmischen Uhr, sondern erkennt auch die Qualität ganzer Zeitalter.

Jedes Mal, wenn sich der Frühlingspunkt um ein Tierkreiszeichen verschiebt, was im Mittel alle 2160 Jahre geschieht, beginnt ein neues Äon, ein Zeitalter, das völlig andere Grundeigenschaften aufweist als das Vorangegangene. Es war den alten Völkern bekannt, wie ihre Sagenwelt, wie die Edda beweist, dass eine für sie dunkle Zeit kommen würde, die alles alte Wiesen auf den Kopf stellen würde und die in ungeheure Grausamkeiten münden würde. Dieses „Fischezeitalter“ der klassischen Astrologie wird in unserer Überlieferung „Njörd/Eir-Zeitalter“ genannt, nach dem Götterpaar, das dem Meere zugeordnet ist und damit dem Kontakt mit fremden Völkern, die auf diese Weise Einfluss und Macht gewinnen würden. Die ersten Christen lebten unter dem Zeichen der Fische, erst später kam das (Kirchen-) Kreuz auf, in welchem die Senkrechte durch ihre Verlängerung die Frau (Waagerechte) in seiner Symbolik geradezu durchbohrt. Nicht, wie im altgermanischen Radkreuz, das die Jahreszeiten symbolisiert, oder wie im Pluskreuz, was Mehrung durch gleichberechtigte Senkrechte (Mann) und Waagerechte (Frau) andeutet. Jeder Geschichtsgebildete weiß um die millionenfache Ketzer- und vor allem Hexenverfolgung durch die Kirche.

In den kirchlichen Lehren wird immer wieder vom „Endgericht“, von der „Endzeit“, von der „Apokalypse“ gesprochen. Sie wussten also von vornherein, dass die Zeitspanne ihrer Macht begrenzt sein würde. Die etwa zweitausend Jahre Christenterror entsprechen der überlieferten Götterdämmerung Ragnarök.

Seit etwa 1950 hat rechnerisch der Übergang in das Wassermann/Heimdall-Zeitalter begonnen, die Wiedergeburt der alten, volkseigenen Religionen. Tatsächlich bemerken wir eine stärker werdende Naturbegeisterung und zunehmendes Interesse für Naturreligionen, eine endgültige Absage an das biblische Raubbau-Prinzip „Macht euch die Erde untertan!“. Und die Kirchen werden spürbar leerer, unbedeutender.

15) Auch diese Ablösungen sind nicht zufällig. Es gibt keine Zufälle, sondern bestenfalls noch nicht erkannte Gesetzmäßigkeiten. Sie sind Teil des Weltenschicksals und damit Teil unseres persönlichen Schicksals. Nun denkt sich in der Vorstellung des europäischen Heidentums nicht irgendeine unerreichbare Gottheit unser „Kismet“ aus. Wir verursachen es selbst.

Wir sollen möglichst viel über die Naturabläufe lernen und werden daher dauernd vor neue Situationen gestellt, um sie zu bewältigen und daraus zu lernen. Wir müssen natürlich auch Kontakt zu dem uns Schädlichen bekommen, weil wir es sonst nicht erkennen können und damit keine Schutzmaßnahmen für uns entwickeln können („Auslese der Besten“).

Wie weit wir vom Schicksal abhängig werden, wie weit wir nach oben oder unten geführt werden, hängt lediglich von unserem Begriffsvermögen ab. Ein tastender Versuch an der heißen Herdplatte kann den gleichen Lerneffekt haben wie das volle Draufsetzen, wenn

man rechtzeitig kapiert, was los ist. Wer dann nicht fühlen, riechen und denken kann, muss eben auch noch erheblichen Schmerz erfahren.

Wir haben ein dynamisch-kausales Denkmodell als Grundlage unseres Schicksals. Keine Wirkung ohne Ursache! Das sollte jeder beherzigen. Wenn Unerklärliches im Guten wie im Schlechten über uns kommt: wir selbst haben die Ursache dazu gesetzt. Ob in diesem oder einem früheren Leben, das ist lediglich eine Frage des Ineinanderpassens von Ereignis und Zeit.

Damit ist auch die alte Astrologenfrage weitgehend beantwortet: Wie weit sind wir selbstverantwortlich, wie weit sind wir vorbestimmt?

Die Antwort: Je mehr wir über die Zusammenhänge von Natur und Mensch, von uns selbst und unserer Umgebung wissen und die erkannten Gesetze beachten, desto weniger abhängig sind wir von unbekanntem Ereignissen. Von der Natur wird uns nicht mehr als nötig zugemutet. Aber auch nicht weniger.

Daher kann jeder Naturmensch stolz und frei zu seinen begabteren Verwandten, den Göttern, aufblicken, die in ihren verschiedenen Aufgabenbereichen für den Menschen wie Vorgesetzte erreichbar sind. Wir sind demütig aus Stolz, diesem erhabenen Natursystem angehören zu dürfen und im Rahmen unserer Möglichkeiten mitentscheiden und mitwirken zu können, und nicht demütig aus Kriechertum und Ohnmacht, wie man es uns zwei Jahrtausende aufgezwungen hat. Diese Zeit neigt sich ihrem Ende zu, langsam, wie meist in der Natur, damit auch für den Letzten genug Lernzeit bleibt. Zweitausend Jahre waren Zeit zu begreifen, dass fremde Religionen nicht unser Heil sein können.

Wer es nun noch nicht versteht, wird Schwierigkeiten bekommen. Die Natur ist hart, aber sie tut nichts grundlos.

So können lange geknechtete Menschen aufatmen und endlich wieder sie selbst sein. Lange genug hat man es ihnen vorenthalten!

---

---

# Alles nur Raum und sonst nichts

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 1/2000)

## *Wer ist das?*

- Er steigt in die tiefsten Tiefen-
- Er steigt in die höchsten Höhen-
- Er ist schneller als das Licht -
- Er umfasst die ganze Welt und ist doch in sich gefangen.
- - *unser Geist*

Unsere Betrachtungsweise geht immer von irgend einem Mittelpunkt aus:

- Ich betrachte die Welt - also bin ich der Mittelpunkt.
- Wir betrachten die Welt - also sind wir der Mittelpunkt.
- Die Erde ist der Mittelpunkt - die Sonne ist es - die Galaxie ist es - unser Kosmos ist es.
- Nur auf der Erde gibt es bewusstes Leben.
- Im Urknall steckt die Singularität.
- Das Elementarteilchen ist der Ursprung allen Seins.
- Selbst Gott ist eine Person und nicht etwas, das überall ist.

Offensichtlich können wir uns nicht von dieser zentrischen Erfahrung lösen, weil unser Empfinden nichts Anderes zulässt. Die Konsequenz dieser Art zu denken schuf die Null und das Nichts, was im Deutschen dazu führt, diesen Nichtigkeiten sogar ein Geschlecht zu verleihen, indem wir ihnen einen Artikel geben.

Das Gegenstück von allem ist die Unendlichkeit. Allein das Denken dieses Begriffes lässt in uns ein Schwindelgefühl aufkommen, welches fast jeder, der sich damit beschäftigt, schon einmal gespürt hat. Das ist der Grund, warum uns die umgekehrte Betrachtung, nämlich vom unendlich Großen auf das endlich Kleine, so enorm schwer fällt. Wir sind aus dem Zentrum geschaffen. Wie das zu verstehen ist, werde ich weiter unten erklären.

Wenn man dieses Abenteuer der Blickrichtungsänderung einmal wagt, kommt man zu erstaunlichen Ergebnissen. Die größten Strukturen, die wir derzeit erkennen, sind schaumartige Ansammlungen von Galaxien. Das Spektakulärste daran sind eigentlich die gewaltigen „Leerräume“, die wie Schaumblasen aussehen. Das Ganze aber füllt einen gewaltigen Raum, den wir als „Kosmos“ bezeichnen. Machen wir nun einen Sprung in die Winzigkeit, wo nichts Festes mehr anzutreffen ist, weil sich die Elementarteilchen in „verschmierte“ räumliche Gebilde auflösen. Was in beiden Fällen übrig bleibt, ist (der?) Raum.

Der Begriff „Materie“ hat uns lange Zeit das falsche Bild suggeriert, weil die Silbe „mat“ für Stein steht. Nicht anders verhält es sich mit dem Begriff „Feld“, der von Maxwell im Zusammenhang mit seinen Forschungen am Magnetismus in die Physik eingeführt wurde. Ein Feld wird seit alters her mit Länge mal Breite definiert und stellt eine Fläche dar.

Was aber ist der Raum? Mit der theatralischen Philosophie ist man versucht zu sagen: „der Raum ist nicht von dieser Welt“, was voraussetzt, dass es verschiedene Welten gibt. Auch das führt auf eine falsche Fährte, weil alles miteinander verwoben ist, was schon ein uraltes Wissen ist. Das Einzige, das man sagen kann, ist, dass der Raum drei Dimensionen mit unendlich vielen Winkeln hat. Wobei auch dies nur eine theoretische Erwägung ist, die bei der Betrachtung nicht vonnöten ist.

Die Kernfrage ist: Schaffen die vielen kleinen räumlichen „Etwas“ den großen Raum, oder schafft der große Raum die kleinen? Das Erstere entspräche unserer bisherigen Vorstellung und der historischen Entwicklung: geo-, helio-, galakto-, kosmozentrisches Denken.

Jedes Mal hat sich unsere Vorstellung des Raumes um das -zigfache gesteigert, und jedes Mal glaubte man, am Ende zu sein. Das ist heute ein wenig anders, weil man beginnt, „Unmögliches“ zu denken. Tatsächlich beginnt sich das Denken vom Stein als etwas Festes zu lösen. Somit ist die nächste Stufe physiologisch nicht mehr erfassbar, höchstens noch beim freien Fall, womit wir zum Schwindelgefühl bzw. Schauer zurückkommen. Selbst die „Objektivität“ unserer Instrumente muss hier versagen, weil sie nur Hebel für unsere Sinne darstellen. Was bleibt, ist die Logik, welche von Vergleichen ausgeht.

Als man noch zu wissen glaubte, dass die Sonne und alle Sterne, sowie Planeten, um die Erde kreisen, hatte man äußerst komplizierte Vorstellungen und Berechnungen für diesen scheinbaren Sachverhalt nötig. Die Erkenntnis der realen Zustände vereinfachten die Berechnungen und auch die Sicht der Dinge auf verblüffende Weise. Die Situation ist heute ähnlich kompliziert, was zu immer unverständlicheren Theorien führt.

Ich will nun den zweiten, weiter oben angedeuteten Gedanken verfolgen, in dem der große Raum die kleinen schafft. Die Urknalltheorie ist dabei wenig hilfreich. Sie besagt, dass am Anfang (ich lasse die Sekundenspielerei einmal weg) alle Materie in einem winzigen Raum vereint war, in dem sie zuvor entstand. Danach dehnte sie sich aus und schuf „den“ Raum, der offenbar ins Nichts hineinwächst, um zu entropieren oder wieder zu kollabieren. Dieser Gedanke setzt voraus, dass es außerhalb des Kosmos nichts gibt und ansonsten die Zeugungsenergie in einem Punkt vereint unglaublich hohe Temperaturen erzeugt. Motor dafür sollte die Gravitation sein mit ihren „Gravitonen“ (hypothetische „Teilchen“, die nicht nachgewiesen sind). Davor aber wird es noch unverständlicher, ist aber derzeitiger Stand der offiziellen Diskussionen und Publikationen.

Kehren wir zu der Frage „Was ist der Raum?“ zurück.

Der Raum, bis in seine kleinsten Verästelungen, ist das beherrschende Element des Kosmos im weitesten Sinne. Es gibt keine Partikel, keine Felder, keine Strahlung, keine Wellen - alles sind in Wirklichkeit sich verändernde und miteinander sich arrangierende Räume. Alles andere sind sprachliche Krücken für unsere Vorstellung, die das Denken eher behindern als fördern. Jede Veränderung eines Raumes - heißt er Kosmos, Mikro-Kosmos, Lebensraum, Volumen oder Elektronenschalen und Atomkern usw. usw. - erzeugt eine Wirkung. Diese Wirkungen beeinträchtigen alles, was ihnen in den Weg kommt. Die Chaos-Theorie lehrt, dass der berühmte Sack Reis, der im weit entfernten China umfällt, doch eine weitreichende Wirkung hat. Dass diese im Weltmaßstab nicht

messbar ist, ist keine Begründung für ihre Nichtexistenz. Wirkungen erzeugen immer neue Platzverteilungen. Ob ein Individuum stirbt oder geboren wird, ein Satellit die Erde umkreist, eine Supernova ausbricht usw., alles verändert den Kosmos in seiner Gesamtheit. Den Begriff der Wirkungen will ich durch den Begriff „Verdrängung“ ergänzen, weil er anschaulicher ist.

### **Welcher Natur ist der Raum?**

Um diese Frage zu beantworten, komme ich auf ein Experiment zurück, welches die Quantenphysik seit dieser Entdeckung beschäftigt.

Wenn ein Lichtstrahl durch einen schmalen Spalt gelangt, so entsteht hinter dem Spalt ein heller Fleck. Wird ein zweiter Spalt geöffnet, entstehen dahinter helle und dunkle Streifen, was als Interferenz gedeutet wird, was es auch sicherlich ist. Mit der Quantenphysik ist das Phänomen nicht zu erklären, sondern führt, im Gegenteil, in die Irre. Wie sollten Mengen denn nichts anderes bedeuten als Quanten, die miteinander interferieren? Denn entweder sind es räumliche Gebilde - bleibt die Frage, welcher Qualität? Oder es sind Energieimpulse, die jedoch ein Übertragungsmedium benötigen, um der Wellentheorie gerecht zu werden. Merkwürdigerweise setzt man aber voraus, dass die Lichtquanten mit sich selbst interferieren. Auf Flüssigkeiten übertragen, hieße das, sie würden aus sich heraus interferieren und brauchten keinen Energieimpuls. In Wahrheit hat der Energieimpuls keine Substanz (ist nicht „von Stein“), sondern wird von dem flüssigen Medium transportiert. Bleiben wir einmal hartnäckig und entgegengesetzt der Lehrmeinung bei diesem Beispiel. Licht wird erzeugt durch einen Energieimpuls, der frei wird durch die sprunghafte, räumliche Ausdehnung der „Elektronenschalen“. Dieser Impuls hat keine Substanz, sondern wird von dem ... ja von wem eigentlich, weitergeleitet?

Die Beantwortung dieser Fragen wird immer komplizierter, wenn man bedenkt, dass Photonen, denn um solche handelt es sich ja, eine Masse besitzen sollen. Danach müsste ein glühendes Stück Eisen Masse verlieren und leichter werden. Das Einzige, das nachweisbar ist, ist die Vergrößerung des Umfanges des Metalls, bedingt durch die stärkere räumliche Ausdehnung der Moleküle bzw. des atomaren Verbandes.

Welche Theorie gilt nun? Die Quantenphysik kann die Interferenz nicht erklären (es sei denn, man folgt der logischen Auffassung, dass die Lichtquanten ein Bewusstsein haben) und der Wellentheorie fehlt das Übertragungsmedium. Die Wellentheorie für Flüssigkeiten hat beides. Sie verfügt über einen Impuls und ein Medium.

Ursprünglich nahm man einen Lichtäther an, der zur Übertragung diene. Der Fehler dieser Äthertheorie war, dass man dem Äther eine gewisse Substanz, eine Körnigkeit zuschrieb, und mittels des Michelsonschen Experiments dieses Denkmodell zu Fall brachte. Zu früh! Denn wenn heute „Geistfelder“ bemüht werden, so ist diese Vorstellung nicht weniger abstrus und stellt eben auch nur eine Möglichkeit des Denkens dar.

Wenn wir aber einmal weiterhin „ein Etwas“ annehmen, das zwischen allen organisierten Strukturen wirkt, fällt die Ähnlichkeit mit den Erscheinungen der Klangbilder auf. Auch dort ist die Ursache der Zusammendrängung (Verdrängung) nicht zu erkennen. Man sieht lediglich die Manifestationen der Teilchenansammlungen.

Auf den Kosmos bezogen hieße es, dass es viele Kosmen gibt, die sich gegenseitig

durch unterschiedliche Rotation begrenzen, sich aber gegenseitig Impulse verleihen. An den Grenzflächen der Kosmen kann es keine Leerräume geben, weshalb die Form genau wie bei unserem Seifenschaum eher einem Polykaeder entspricht als einer Kugel. Demzufolge können die Bahnen kosmischer Objekte keine idealen Kurven sein, sondern werden Verzerrungen aufweisen in Form und Geschwindigkeit. Die Krümmung aller Bahnen von kosmischen Objekten ist ein Beweis für die Geschlossenheit des Kosmos, weil vom Rand her der Verdrängungsdruck stärker ist als von innen.

Ein veranschaulichendes Beispiel dafür stellt eine Geigensaite dar. Wenn sie angezupft wird, schwingt nicht nur der Grundton, sondern es schwingen auch mehrere Obertöne mit. Erstaunlicherweise ist der Energiegehalt jedes einzelnen Tones gleich dem anderen, ohne dass sie sich addieren!

Im Kosmos sind ähnliche Strukturen zu erkennen, in deren Knotenpunkte sich gewaltige Energien konzentrieren. Es muss nicht notwendigerweise zum Urknall als Einzelereignis gekommen sein, sondern denkbar sind viele Stellen im Raum, die zur Materialerzeugung beitragen. Es bieten sich die Quasare, mit „Schwarzen Löchern“ im Zentrum, als Ursprung der Materieentstehung an, gewissermaßen als das „kosmische Fegefeuer“.

An dieser Stelle sollte kurz über den Begriff „Energie“ nachgedacht werden. Er wird mit einer Selbstverständlichkeit benutzt, obwohl nur verschiedene Wirkungen damit benannt werden.

Einstein unterstellt einen ausschließlichen Zusammenhang zwischen Energie und Materie und schuf seine Formel  $E = m \cdot c^2$ . Das erklärt jedoch nicht das Wesen der Energie, sondern nur ihre Wirkung.

Ursache und Wirkung werden hierbei verwechselt, was ganz der materialistischen Weltanschauung entspricht. Denn Energie ist nicht das Ergebnis, wie die Formel suggeriert, sondern die Ursache.

Die Energie ist das Urtümliche, das eigentliche „Welt-All“, im wahrsten Sinne des Wortes „All“. Sie schuf die Materie durch Abnabelung in sich geschlossener Räume (s.w.O.). Nichts anderes sind die sogenannten Elementarteilchen - „gefrorene Energie“, wie Einstein einmal schrieb und doch anders interpretierte. Hatte er das nicht verstanden? Die Stabilität der Teilchen (Räume) erklärt sich aus ihrer Winzigkeit - es passt nichts mehr dazwischen. Der Nachweis in riesigen Beschleunigungsanlagen von immer kurzlebigeren Gebilden zeugt nicht unbedingt von deren natürlichen Notwendigkeit, sondern allenfalls von technischer Finesse. Somit könnte das Elementarteilchenfieber eher ein wirtschaftliches sein und nicht ein Wissen schaffendes.

Die Schwingungen, die diese winzigen Räume vollführen, entsprechen in der Addition des Volumens, in Verbindung mit der Zeit, der Größe des Kosmos. Er ist die Grundschiwingung. Daraus folgt, dass kein „Teilchen“ dem anderen gleicht, was auch der beobachtbaren Logik entspricht. Das Prinzip der Schneeflocke, wonach es keine zwei Schneeflocken auf der Welt gibt, die sich gleichen, kann auf das Weltall mit seinem gesamten Inhalt angewendet werden.

Damit ist das Problem der Singularität aufgehoben, weil es nur Singularitäten gibt.

Mir ist bewusst, dass auch mit dieser Idee nur unsere Erkenntnisgrenzen

hinausgeschoben werden. Denn nach vorher gesagtem kann ein geschlossenes All angenommen werden. Denn nur durch Verdrängung entstand das Sein, in Form von Organisation als Folge.

### **Organisation als Antwort**

Das dritte Prinzip ist also das Organisationsprinzip. Ohne Zwang keine Organisation. Somit bedingt die Verdrängung im geschlossenen Raum die Organisation, welche immer zwischen gleichgerichteten Interessen entsteht. Man weicht dem Druck aus und schafft sich damit eine „stabile Insel“. Das Bild von Yin und Yang ist dafür ein anschauliches Beispiel. Je harmonischer die Passung aneinander ist, um so stabiler ist die Verbindung. Die Frage ist immer: passt noch etwas dazwischen oder nicht?

Der Übergang des Lebens vom Wasser auf das Land fand sicher nicht explosionsartig statt, sondern ganz allmählich. Es sind nicht Eroberungsgelüste und der Drang nach Freiheit, welche die Randgruppen oder Individuen zu „neuen Ufern“ streben lässt, sondern die Verdrängung aus der wirkungsfreien Mitte hin zum Rand. Wenn also irgend eine Wirkung einer anderen Organisationsform dazwischen passt, sei es ein Fressfeind, Windbewegungen oder „Wärmestrahlungen“ usw., wird es eine Abspaltung geben, die zu einer neuen Mitte führt.

Der Fischschwarm wird zusammengehalten durch erlernte und weitervererbte Verhaltensweisen, passend zu seiner Umgebung. In dem Moment, in dem er gefangen und an das Ufer geschüttet wird, ist er nur noch ein zappelnder, orientierungsloser Haufen.

Nicht anders verhält es sich mit der sogenannten toten Materie. Auch hier gilt: je harmonischer die Bindung ist, um so stabiler ist sie. Ob ich ein Stück Holz spalte oder ein Molekül, immer muss das spaltende „Werkzeug“ kleiner, aber stärker sein als das zu spaltende Objekt.

Die allgemeine Lehrmeinung geht allerdings von inneren Bindungskräften aus und bleibt die Antwort nach ihrer Natur schuldig. Ein wissenschaftlicher Versuch endet bei „Quarks“, dem ich nichts hinzufügen möchte. Schon der Ausdruck „Bindung“ zeugt von einer instinktiv richtig angenommenen äußeren Beeinflussung und kommt meinen Überlegungen entgegen. Andernfalls müsste man von inneren Bindungen sprechen, was wieder zu den „logischen Geistfeldern“ führen würde. Nur, dass jetzt auch noch eine Seele hinzukommen würde.

Einfacher wird die Erklärung durch die Annahme einer Kraft, die von außen ansteht und alles zusammendrängt. Wir benötigen keine Bindungskräfte, Gravitationskräfte oder elektromagnetischen Kräfte; alles wären nur verschiedene Beobachtungen ein- und derselben Kraft: nämlich der Urkraft, dem „All“.

Ob ich die Vorstellung habe, dass eine Rakete die Anziehungskraft der Erde überwinden muss oder aber gegen eine Verdrängungskraft anfliegen muss, ist egal. Die Mathematik muss nur die Vorzeichen ändern. Allerdings scheint die benutzte Mathematik nicht ganz der Realität zu entsprechen. In letzter Zeit gibt es Hinweise auf Unregelmäßigkeiten beim Flug an die Grenzen unseres Sonnensystems. Die Raumkapseln fliegen langsamer als berechnet. Auch wenn es nur schwache Abweichungen sind und auch andere vage Erklärungen herangezogen werden, so könnte auch das eine Bestätigung meiner Ansichten sein.



Thomas Ritter & Christiane Müller

# Im Lande der Katharer

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 1/2000)

*„So oft ich in der Bibel lese, finde ich dort eine ganz andere Religion, als wir sie heute haben.“*

*(Bischof Johannes VI. von Meißen)*

Es war einmal... So beginnen alle Märchen und so beginnen auch viele Geschichten. Es war einmal... So beginnt manchmal auch Geschichte.

Also – es war einmal ein wunderschönes Land am Fuße des Pyrenäengebirges, das Okzitanien genannt wurde. Hier entwickelte sich im Mittelalter eine Gesellschaft, gegründet auf phönizische und phokäische Überlieferungen, gewachsen in der Tradition keltisch-iberischer Theogonie und bereichert durch gnostisch-manichäische Einflüsse, die von der katholischen Kirche als ketzerisch erklärt, gnadenlos bekämpft und schließlich nahezu ausgerottet wurde - die Gemeinschaft der Katharer.



*Die Cité - das alte Carcassonne*

---

Ihre Lehre war dualistisch, ihre Weltsicht von tiefem Pessimismus geprägt, ihr Glaube hingegen voller Hoffnung. Die Erde stellte für sie eine Schöpfung des urbösen Demiurgen - des „Nach-Bildners“ dar, der im Alten Testament unter dem Namen Jahwe agiert. Die Ewigkeit hingegen war die Wiedererlangung der reinen Existenz in einer Welt „jenseits der Sterne“, einer Welt des Geistes, geschaffen vom wahren Gott des Lichtes und der Liebe. Die Menschen begriffen sie als gefallene Engel, „Multiplikationen des Urverführers Luzifer“, ihr Leben auf dieser Erde als bloßen Zwischenzustand, erfüllt von Leiden, um der Buße und Läuterung willen. Jesus von Nazareth war für sie nicht die irdische Inkarnation Gottes, sondern ein Bote des Lichtreiches - daher sein Kreuzestod, eine Passion des Scheinleibes, aber keine Menschheitserlösung.

Über die Lehren der Katharer ist im Lauf der Jahrhunderte oft und heftig gestritten worden. Wer sie wirklich waren, wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben, denn mit den „Reinen“

(vom griechischen „katharos“) oder Guten Menschen, wie sie sich selbst nannten, starb auch ihre reiche Literatur auf den Scheiterhaufen. So ist es nicht verwunderlich, dass Voltaire in ihnen eine Variante der Waldenser erblickte, später erachtete man sie für Frühsozialisten oder gar Kommunisten. Autoren neuerer Werke sehen in ihnen Bogumilen, Anhänger einer bereits im 10. Jahrhundert in Bulgarien entstandenen Sekte. Dieser Streit ist jedoch eher akademischer Natur - was die Katharer für immer im Gedächtnis eines jeden human empfindenden Menschen erhalten wird, ist das Schicksal, das ihnen die katholische Kirche bereitete.

Die Katharer waren in ganz Europa verbreitet - Chronisten belegen sie mit zahlreichen Namen: Patarener, Publikaner, Manichäer, Albigenser, Arianer etc. - in Deutschland wurden 1143 zu Köln die ersten bekennenden Katharer dem Scheiterhaufen überantwortet.

Die eigentliche Heimat der Katharer aber war das heutige Südfrankreich - die Corbieren, das Minervois, Okzitanien - das „Ketzerland“. Die katholische Kirche war in jener Region der Verachtung anheim gefallen und in der Tat stark gefährdet. Doch sämtliche Ursachen für dieses Desaster hatte sich der Klerus aufgrund seines Lebenswandels selbst zuzuschreiben. In altbewährter Manier jedoch versuchten die Geistlichen, den Katharern dafür die Schuld zuzuschieben und die Lehren der Reinen als Götzendienst und Teufelsanbetung zu verunglimpfen.

Da solcherart von den Kanzeln aus geführte Verleumdungsfeldzüge nicht die gewünschten Wirkungen zeitigten, griff man auf Seiten der Catholica zu anderen Mitteln. Im Jahr 1163 verhängte das Konzil von Tours zunächst eine völlige Wirtschaftsblockade gegen Okzitanien, während das III. Laterankonzil dann den offenen Krieg gegen die Ketzer beschloss. So überfiel im Jahr 1181 ein „Kreuzheer“ unter Führung des Abtes Heinrich von Clairveaux die Grafschaft Toulouse, um nunmehr mit Feuer und Schwert die Ketzer zum „einzig wahren Glauben“ zu bekehren. Die Katharer aber übten eine besondere Art des passiven Widerstands. Sie unterwarfen sich scheinbar, um nach dem Abzug der Kreuzfahrer erneut zu ihrem friedlichen Glauben zurückzukehren. Nichts lag ihnen ferner, als die Waffen zu ergreifen und die kreuztragenden Banditen gewaltsam aus ihrem Lande zu werfen. Der erste Kreuzzug gegen Okzitanien geriet der Catholica zum Pyrrhussieg. So verwundert es auch nicht, dass 1184 Papst Lucius III. den Bannfluch wider alle Häretiker schleuderte.

Elf Jahre später gelangte in Toulouse Raimund VI. zur Herrschaft, ein mächtiger und fast unabhängiger Vasall der französischen Krone, unter dessen toleranter Herrschaft den Katharern nochmals eine friedvolle Zeit beschieden war. Seine Exkommunikation durch Papst Cölestin nahm er gelassen hin. Die Kurie vergaß und verzieh ihm dies nie...

In Papst Innocenz III., der am 22.02.1198 den Apostolischen Stuhl bestieg, erwuchs den Katharern ein unversöhnlicher Gegner. Sein Legat Rainier und nach ihm die Zisterzienser Peter von Castelnau und Radulf versuchten - allerdings mit nur geringem Erfolg - den Herren von Toulouse das Versprechen abzupressen, die Katharer aus der Stadt zu treiben. Als dies misslang, stellte ihnen der Papst einen weiteren Mann zur Seite: Arnold Amalrich von Citeaux, dessen Vollmachten eindeutig waren: „...**gewähren wir Euch uneingeschränkte Vollmacht, zu zerstören, zu vertilgen und auszureißen, was Ihr als zerstörens-, vertilgens- und ausreißenswert erkennt...**“

Da jedoch der Grund für einen offenen Angriff fehlte, mussten sich die Legaten

notgedrungen mit der Waffe des Wortes begnügen, was unter den solcherart Attackierten aber keinerlei nennenswerte Wirkung zeigte.

---



*Ruinen der Katharerburg von Coustaussa*

---

Die Situation veränderte sich dramatisch, als im Jahr 1208 der Legat Peter von Castelnau auf einer seiner Reisen durch Okzitanien von einem Unbekannten getötet wurde. Für den Vatikan war der Fall klar - niemand anderes als die Katharer konnten diesen Anschlag geplant und ausgeführt haben.

Im Auftrag des Papstes ließ Abt Amalrich von Citeaux seine Zisterzienser den Kreuzzug wider die Ketzer predigen und brachte mit derartiger Propaganda den Abschaum Europas unter seine Fahnen. Im Juni 1209 versammelte sich ein raubgieriges „Kreuzheer“ vor den Toren der Stadt Lyon, darunter solche erlesenen Zeitgenossen wie die „Ribautz“ und die „Truands“ - die „Hurenböcke“ und „Leichenfledderer“.

Die Stadt Beziers, gewarnt von ihrem jugendlichen Vicomte Ramon Roger de Trencavel, war das erste Ziel der Kreuzfahrer. Sie forderten die Auslieferung sämtlicher Ketzer, die sich innerhalb der Stadtmauern aufhielten. Die Bürger Beziers wiesen dieses Ansinnen empört zurück – *„Sie wollten lieber als Ketzer sterben, denn als Christen leben.“* Und so starben sie - als die Stadt erobert wurde, begann *„...ein Morden, wie es seit der Sarazenenzeit wohl niemals so wild beschlossen worden ist und ausgeführt...“*

Als ein Feldhauptmann Abt Arnold von Citeaux fragte, wie man denn Katholiken und Katharer unterscheiden solle, da antwortete der „Gottesstreiter“ lakonisch:

*„Erschlagt sie alle! Gott wird die Seinen schon erkennen.“*

Und so geschah es.

So begann jenes finstere Kapitel des Mittelalters, das unter dem unzutreffenden Namen „Albigenserkriege“ in die Geschichte eingehen sollte. Und so ging es weiter - zwanzig Jahre lang. Überall verbrannten die Reinen, die Guten Menschen auf den Scheiterhaufen, da sie *„lieber sterben, denn als Christen leben wollten.“*

Ihre mitleidlosen Henker waren Arnold von Citeaux und Simon de Montfort, von dem es hieß: **„Alle Ketzer, deren er habhaft werden konnte, ließ er eines grausamen Todes sterben...“**

Erst der „Friede von Paris“ brachte im Jahr 1229 vorläufige Ruhe für das gepeinigtes Land. Nach langem Zögern hatte sich der französische König schließlich doch in die Kampfhandlungen eingeschaltet und den Krieg zu seinen Gunsten entschieden. Okzitanien büßte seine Unabhängigkeit für immer ein - seine Kultur war zerstört, die Wirtschaft lag am Boden, viele Bewohner waren tot oder geflohen.

Dennoch - die Lehre der Katharer lebte fort. Noch existierte jener Ort, an dem die Reinen den Parakleten behüteten, den Tröster, den sie auch die „Manisola“ nannten. In den Pyrenäen ragt ein 1200 m hoher, schroffer, kahler Berg auf - eine Felspyramide, so wuchtig und wild, so abweisend und unzugänglich, dass sie ihresgleichen sucht auf der Welt. Auf dem Gipfel, in den reinen, klaren Himmel Okzitanien hinein, erheben sich die Mauern einer gewaltigen Burg - des **Montsegur**.

Nach den verheerenden Mord- und Raubzügen der allerchristlichsten Kreuzheere, nach mehr als dreißig Jahren Scheiterhaufen, Blut, Feuer und Tod, als Okzitanien nur noch eine verödete, zerstörte und fast menschenleere Gegend war, da ragte der Montsegur noch immer unbezungen über Chaos und Leid empor. Hierher flüchteten sich Ritter, Troubadoure, Bürger, Bauern - alle die dem katharischen Glauben anhängen oder ihm nahe standen. Auf dem Montsegur versammelte sich auch die überlebende katharische Elite - „Perfecti“ genannt - unter ihrem greisen Führer Bertrand d'En Marti. Hier fanden sie Zuflucht - so nahe den Sternen, nach denen sie sich sehnten und so ferne den Menschen, von denen sie doch nur Verfolgung und Tod zu erwarten hatten.

**„Gott ist reiner Geist und Liebe,“** so pflegten die Katharer zu lehren, **„diese Erde ist die Hölle.“**

Und von dieser Hölle sollten auch sie verschlungen werden.



*Puivert - Überreste der bekannten Burg der Troubadoure*

---

Im Jahr 1243 begann ein Kreuzfahrerheer, aufgeboten von Pierre Amiel, dem Erzbischof von Narbonne, mit der Belagerung der Festung. Anlass für diesen Kreuzzug war der Tod von 2 katholischen Inquisitoren und ihrem Gefolge, die so furchtbar unter der Bevölkerung gewütet hatten, dass die Menschen keinen anderen Ausweg mehr sahen, als sich ihrer Peiniger gewaltsam zu entledigen. In der Stadt Aviognet wurden die Inquisitoren durch Soldaten aus der Festung Montsegur, die von den Bewohnern zu Hilfe gerufen worden waren, hingerichtet. Daraufhin befahl das Konzil von Beziere die Zerstörung der Burg. Im Mai 1243 schloss eine 6000 Mann starke Truppe unter dem Oberbefehl des Seneschalls von Carcassonne, Pierre de Arcis, den Belagerungsring um die Festung. Auf dem Montsegur befanden sich zu dieser Zeit ca. 350 Katharer und eine unter dem Kommando von Pierre-Roger de Mirepoix stehende Garnison mit einer Stärke von 150 Mann.

Mehr als ein Jahr hielt die Festung den Belagerern stand, und oft hatten die Kreuzfahrer große Mühe, die Belagerung des windgepeitschten Berges überhaupt aufrecht zu erhalten. Obwohl Montsegur vollständig von den Gegnern eingeschlossen war, funktionierten der Nachschub an Proviant, Ausrüstung, Waffen und Munition sowie ein ausgezeichnetes Nachrichtensystem in dem unübersichtlichen Gelände - vermutlich durch eine riesige, natürliche Höhlenanlage unter der Festung, deren Eingänge heute jedoch verschüttet sind.

Eine Zeit lang schien die Lage der Eingeschlossenen doch nicht so hoffnungslos, zumal sich hartnäckig das Gerücht hielt, der deutsche Kaiser Friedrich II. werde Montsegur mit dem Reichsheer zu Hilfe eilen. Der gekrönte deutsche Pragmatiker hatte jedoch anderes im Sinn, als ein paar hundert Häretiker vor dem Scheiterhaufen zu bewahren. Seine Hilfe wäre ohnehin zu spät gekommen, denn zu Winterbeginn hatte Pierre de Arcis Söldner aus der Gascogne angeworben, die den Kampf am Berg gewohnt waren. Den Montagnards gelang es, den Gipfel des Montsegur zu erklimmen und sich nach blutigem Kampf des Roc de la Tour genannten Vorwerkes zu bemächtigen. Dort wurde unter Leitung des Bischofs Durand von Albi eine Wurfmaschine installiert, welche in der Lage war, die Hauptburg des Montsegur mit schweren Steingeschossen einzudecken. Die Angriffe dieses „Trebuchet“ genannten Belagerungsgerätes beantworteten die Verteidiger des Montsegur mit einem Katapult, das der Kriegingenieur Bertrand de la Baccaria de Capdenac konstruiert hatte. Noch drei Monate dauerten die Duelle der Wurfmaschinen. Im März 1244 zeichnete sich ab, dass die militärische Situation der Katharer auf dem Montsegur hoffnungslos war. Daher entschlossen sich die Kastellane des Montsegur, Pierre Roger de Mirepoix und Ramon de Perellha, zu Verhandlungen mit den Belagerern. Im Ergebnis wurde den Verteidigern des Montsegur im Austausch gegen Geiseln ein 15-tägiger Waffenstillstand gewährt. Ferner durften die Soldaten der Festungsgarnison mitsamt Fahnen, Waffen und ihrer nicht unbeträchtlichen Kriegskasse die Burg nach der Übergabe als freie Männer verlassen. Auch sollten alle Katharer, die bereit waren, ihrem Glauben abzuschwören, freigelassen werden. Andernfalls aber erwartete sie der Scheiterhaufen. Einige Soldaten ließen sich während der Waffenruhe von dem greisen Ketzerführer Bertrand d'En Marti in die Gemeinschaft der Katharer aufnehmen, obwohl sie wussten, welches Schicksal sie mit diesem Entschluss gewählt hatten..

Am 16. März 1244 übernahmen die bischöflichen Belagerer die stark zerstörte Festung, während Pierre Roger de Mirepoix mit seiner Garnison abrückte. Die Schlacht um den Montsegur hatte der Festungskommandant zwar verloren, doch er dachte nicht daran, den Widerstand aufzugeben. Bis zu seinem Ende befehligte er den Kampf der letzten freien

Fürsten Okzitaniens von der Burg Montgaillard aus.

Die Katharer verließen den Montsegur unter Führung ihres geistlichen Oberhauptes Bertrand d'En Marti. Der Erzbischof von Narbonne forderte sie auf, ihrem „Irrglauben“ abzuschwören. Doch die Gefangenen blieben fest - nicht ein einziger verspürte den Wunsch, im Zeichen des Kreuzes „gerettet“ zu werden. So erlitten sie das Schicksal, welches die Kurie zu jener Zeit und auch noch danach allen bereitete, die es wagten, die Dogmen dieser Institution in Frage zu stellen - sie wurden verbrannt.

---



*Montsegur - die wohl berühmteste Festung der Katharer*

---

Zweihundertfünf - andere Quellen nennen zweihundertfünfundzwanzig - Frauen und Männer starben an einem Ort, dessen Name auch heute noch die Erinnerung an jenes furchtbare Geschehen wach hält, Camp de Cremat, das Feld der Verbrannten, der Scheiterhaufenacker. Unter den Ermordeten waren Esclarmonde de Perellha, die Tochter des Kastellans und auch seine Frau, Corba de Perellha.

Doch das Symbol des lichten Parakleten überdauerte ihr Ende. Es war vor den Feinden rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden. Aus den Berichten der Inquisitoren geht hervor, dass sich in der Nacht vor dem Fall des Montsegur vier Katharer vom Gipfel aus in Richtung Lassetschlucht abseilten, um den „Ketzerschatz“ in Sicherheit zu bringen. Drei der „Perfecti“ kennen wir sogar mit Namen: Amiel-Alicart, Hugo und Potevin sowie einen vierten, dessen Name jedoch unbekannt ist. Sie brachten einen Gegenstand, den die Inquisitoren als „ad pecuniam infinitam“ („von nicht mit Geld aufzuwiegendem Wert“) bezeichneten, zur verborgenen Festung von Usson im Tal der Aude. Dort verliert sich ihre Spur.

---



*Gedenkstein für die am 16. März 1244 ermordeten Katharer am Fuß des Montsegur*

---

Wie könnte dieser „Schatz“ beschaffen gewesen sein, für dessen Rettung die Katharer solch ein Risiko eingingen? Vielleicht ist die Antwort einfach. Ein Schatz verbirgt oft einen zweiten. Hinter materiellen Kostbarkeiten versteckt sich möglicherweise ein spiritueller Schatz. Es mögen Manuskripte von höchster religiöser und spiritueller Bedeutung gewesen sein. Vielleicht war es auch die Verkörperung dessen, was für die Katharer von größter Wichtigkeit und das Wertvollste überhaupt für sie war auf dieser Welt, etwas, das unter keinen Umständen den Feinden in die Hände fallen durfte - es war der Paraklet, der Tröster, die Manisola oder der heilige Gral.

Mit dem Fall des Montsegur hatten die Katharer ihr geistiges Zentrum verloren und die okzitanische Kultur ihren Todesstoß erhalten. Den Reinen blieben die Höhlenfestungen von Ornlac und Bouan, die Pyrenäenwälder und die Burg von Queribus. Die Garnison des Wolkenschlusses verteidigte sich unter ihrem Kommandanten, dem überzeugten Katharer Chabaret de Barbeira, noch bis 1256.

Dieser aussichtslose Kampf der Katharer und der letzten freien okzitanischen Ritter dauerte noch mehr als achtzig Jahre - im Jahre 1324 starben die letzten bekennenden Katharer auf dem Scheiterhaufen.

Ihre Verfolger versuchten vergeblich, ihnen das Geheimnis des Parakleten zu entreißen. Doch sie erfuhren nie, wo jener Gegenstand verborgen war, den die vier Perfecti in jener Märznacht des Jahres 1244 vor den Häschern der Inquisition gerettet hatten. Die Reinen nahmen ihr Geheimnis mit ins Grab.

Vielleicht aber war es zu jener Zeit auch schon niemandem mehr möglich, in den Besitz

des Parakleten zu gelangen, denn einer Sage der Pyrenäen zufolge entfernt sich der Gral um so weiter von der Menschheit, desto unwürdiger sie seiner wird. Doch diese Legende berichtet auch von Belibaste, einem der letzten Katharer und Troubadoure, der auf seinem Weg zum Scheiterhaufen gesagt haben soll:

***„Al cap des set cens ans verdegeo le laurel”,***

was zu deutsch bedeutet:

***„Am Kap der siebenhundert Jahre wird der Lorbeer wieder ergrünen.”***

Dieser Satz von hohem Symbolwert wird oft so gedeutet, dass, dem Glauben der Katharer nach die Seele alle siebenhundert Jahre auf der Erde wiedergeboren wird, in neuem Gewand und neuer menschlicher Hülle, um so den Zyklus der Reinkarnationen von Prüfung zu Prüfung fortzusetzen, der die Seele schließlich zu ihrer wahren Heimat in einer Welt des reinen Geistes, des Lichtes und der Liebe führt.

**LUX LUCET IN TENEBRIS**

**UND DAS LICHT LEUCHTET IN DER FINSTERNIS**

---

**Fotos:** (c) Thomas Ritter & Christiane Müller

---



## NASA-Marssonden spurlos verschwunden

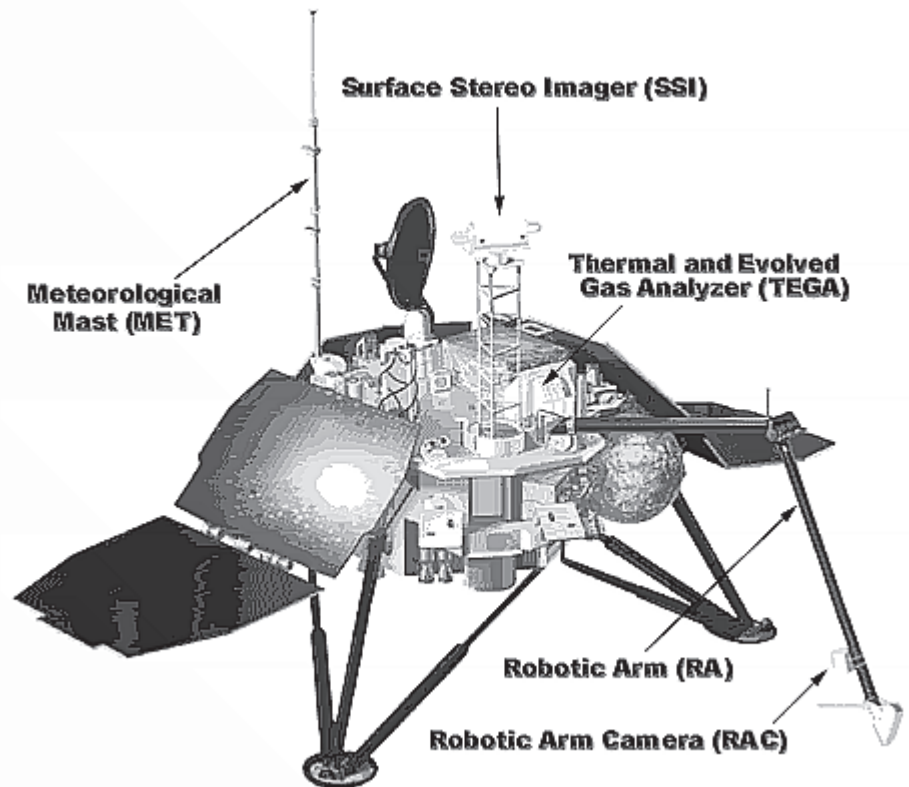
Innerhalb von sechs Jahren hieß es nun gleich zweimal im Abstand von nur wenigen Wochen bei den Mars-Forschern der amerikanischen Raumfahrtbehörde NASA, daß eine Marsmission gescheitert ist. 24 Stunden nach dem letzten Kontakt mit dem „Mars Climate Orbiter“ fehlte den Experten im Kontrollzentrum Pasadena jede Spur von der Sonde, die kurz davor war, in eine Umlaufbahn um den Roten Planeten einzuschwenken.

Man nimmt nun an, daß die 125 Millionen Dollar teure Sonde wahrscheinlich zerborsten oder auf den Mars gestürzt ist. Als Ursache vermutet man einen Navigationsfehler, ausgelöst durch einen Computerfehler oder durch menschliches Versagen in der Bodenkontrolle. Die Erforschung der Klimaverhältnisse auf dem Mars könnte durch den Fehlschlag um ein Jahrzehnt zurückgeworfen werden, befürchten NASA-Experten.

Die erste öffentliche Reaktion von Flugmanager Richard Cook: „Wir sind, offen gesagt, überrascht“. Es war der zweite schwere Rückschlag für das Mars-Forschungsprogramm der NASA seit dem Verlust des eine Milliarde Dollar teuren „Mars Observer“ im Jahr 1993.

Es sei „sehr wahrscheinlich“, daß die Sonde beim Einschwenken auf eine Umlaufbahn zu tief geraten und durch die dabei entstehende Hitze verglüht sei, meinte der wissenschaftliche Leiter der NASA, Carl Pilcher. Der Orbiter sei offenbar aufgrund eines Navigationsfehlers in eine Höhe von nur 60 Kilometern von der Mars-Oberfläche entfernt geraten, statt wie geplant in 150 bis 180 Kilometern Entfernung. Das Minimum für eine sichere Umlaufbahn habe 85 Kilometer betragen. Nun versuche die NASA, den Fehler zu lokalisieren.

Der jetzt verschwundene Climate Orbiter hatte eine ähnliche Ausrüstung zur Wetterbeobachtung auf dem Mars an Bord wie der „Observer“. Die Sonde sollte wie ein Wettersatellit um den Planeten kreisen und tägliche Aufzeichnungen über Temperaturen, Dunst und Wolken zur Erde funken. Außerdem sollte sie der Kommuni-



Der MARS POLAR LANDER (NASA)

kation mit ihrer Schwestersonde „Polar Lander“ dienen, die am 3. Dezember auf dem Mars weich landen sollte. Diese 165 Millionen Dollar teure Sonde sollte jedoch auch unabhängig arbeiten, meinte dazu die NASA.

„Mars Polar Lander“, auf den sich die Hoffnungen der NASA nun konzentrierte, erfuhr jedoch ein ähnliches Schicksal. Der Lander war ähnlich aufgebaut wie die legendären VIKING-Sonden der siebziger Jahre. Er sollte am Mars-Südpol mit Bremsraketen im Zentrum eines 4000 Quadratkilometer großen Mars-Tales weich landen, nachdem seine Eintauchgeschwindigkeit zunächst durch einen Fallschirm abgebremst worden war. Dort sollte die Sonde dann nach Wasservorkommen suchen. Dazu besaß die Sonde einen Roboterarm wie die VIKINGS, womit Grabungen bis zu einer Tiefe von neunzig Zentimetern möglich gewesen wären. Ein Lidar-Meßgerät sollte atmosphärische Daten wie Dunst oder Staub übermitteln. Ein Mikrofon sollte erstmals Windgeräusche aufnehmen, die zur

Erde übertragen worden wären. An dem Projekt ist auch die deutsche Wissenschaft mit zwei hoch empfindlichen Kameras beteiligt. Fachleute des Max-Planck-Instituts für Aeronomie in Katlenburg-Lindau entwickelten den auf einen Mast montierten „Surface Stereo Imager“, der aus zwei Metern Höhe Panorama-Aufnahmen vom Landeplatz machen und Informationen über die Atmosphäre liefern sollte. Außerdem sollte eine „Robotic Arm Camera“ die von der Baggerschaufel des Roboterarms gesammelten Bodenproben mikroskopisch genau erfassen. Für diese Aktivitäten war eine Funktionsdauer der Sonde von drei Monaten geplant.

Nach den Worten des NASA-Chefstrategen Jesco von Puttkammer sollte der „Polar Lander“ auch grundsätzliche Fragen klären: „Wie sind die Meteorologie und die klimatische Geschichte unserer Nachbarwelt beschaffen? Gab es dort jemals Leben? Gibt es heute vielleicht noch welches?“. Das sagte Puttkammer in einem Gespräch mit dem Nachrichten-

# Marssonden

kanal MDR info am 3. Dezember. Weitere Fragen seien, ob der Mars als nächstes Ziel für menschliche Forschungsbesuche in Frage komme und ob es auf dem Mars Rohstoffe gebe.

Vor der Landung sollten zwei mitgeführte, basketballgroße Mini-Sonden vom Typ „Deep Space 2“, genannt „Amundsen“ und „Scott“, ausgeklinkt werden, die ungebremst in den Marsboden bzw. das Polareis einschlagen sollten, um in etwa zwei Metern Tiefe Untersuchungen machen zu können. Die Meßergebnisse wären dann zu der weich gelandeten Muttersonde und von dort aus zur Erde gefunkt worden. Die Mini-Sonden hätten sich jedoch auch selbst direkt mit der Erde in Verbindung setzen können.

Bis in unmittelbare Nähe des Roten Planeten verlief der Flug reibungslos. So kündigte die NASA in den Tagen vor der geplanten Landung noch triumphierend an, sie würde die Landung über das Internet „live“ übertragen, damit alle Welt Zeuge werden könne, wenn die gelandete Sonde Bilder und erstmals Geräusche von der Marsoberfläche übertrage.

Doch kurz vor der Landung brach die Funkverbindung ab. Zunächst erklärte die NASA, die Unterbrechung sei wegen des Landevorganges passiert, die Sonde sei inzwischen gelandet und man warte „nur“ ab, bis sich der aufgewirbelte Staub niedergeschlagen hätte. Doch dann stellte es sich heraus, daß auch mehrfache Versuche der NASA-Techniker, den Kontakt wieder herzustellen, scheiterten.



Die beiden Mini-Sonden vom Typ „Deep Space 2“ sollten in den Marsboden einschlagen und aus etwa zwei Metern Tiefe Daten liefern (Abb.: dpa)

Auch zu den Mini-Sonden konnte keine Funkverbindung zustande kommen. So ist es nun unklar, ob die Sonde überhaupt auf dem Mars gelandet ist oder nicht. Ebenso unklar ist, warum sich die Mini-Sonden nicht gemeldet haben.

Wie Projektleiter Richard Cook andeutete, könnte die Sonde durch ungünstige Verhältnisse am Landeort in ihren Funktionen beeinträchtigt oder sogar ganz „ausgeschaltet“ worden sein.

Die Mars-Mißerfolge erschweren der NASA den Kampf um ausreichende Finanzierung durch den amerikanischen Kongreß.

Um der Kritik an ihren Program-

men zu begegnen, hat sie den Politikern „schnellere, billigere und bessere“ Projekte versprochen. „Climate Orbiter“ gehörte bereits zu der neuen Generation billigerer Raumschiffe. „Das Attraktive daran ist, daß die NASA sich den Verlust solcher Sonden eher leisten kann“, sagte der Raumfahrtexperte John Pike im US-Fernsehen. „Die Frage ist, ob sie mehr von ihnen verliert.“

Es sind ja nicht nur die Marssonden „Observer“, „Climate Orbiter“ oder „Polar Lander“, die ihr Ziel nicht erreichten oder bei denen kurz davor die Funkverbindung abbrach, sondern eine ganze Reihe weiterer. Den mysteriösesten Fall stellt immer noch der VIKING 2-Lander dar. Auch zu dieser Sonde war kurz vor der Landung der Funkkontakt abgebrochen, die Sonde wurde damals als verloren abgeschrieben. Und dann meldete sich die Sonde wieder: sie war ordnungsgemäß gelandet, allerdings in einer Talsenke, über deren Rand die Kameras nicht schauen konnten. Bis heute ist nicht geklärt, wie die Sonde dort hin kam.

Auch die Russen verloren seinerzeit ihre beiden „Phobos“-Marssonden, wobei „Phobos 2“ kurz vor dem Ausfall das spektakuläre Foto eines unbekanntes Flugkörpers übermittelte.

Man greift angesichts der jüngsten Fehlschläge unwillkürlich auf die alte Frage zurück, ob es in der Marsregion „jemanden“ gibt, der entscheidet, ob eine Marssonde für ihn „gefährlich“ werden kann oder der entscheidet, ob eine Sonde ihr Ziel erreichen darf oder nicht...

## Meldungen

### Auch Großbritannien plant Mission zum Mars

Wie im August bekannt wurde, will auch Großbritannien mit einer Mission zum Mars die Frage nach Existenz von Leben auf dem Roten Planeten erforschen. Was der NASA bisher versagt blieb, wollen die Engländer nun untersuchen.

Dazu soll im Juni 2003 die Raum-

sonde „Beagle 2“ gestartet werden, die nach sechs Monaten, am 1. Weihnachtstag, auf dem Mars landen und Proben von Boden, Steinen und Luft nehmen soll. Wissenschaftsminister Lord Sainsbury sprach darüber von einem „besonders aufregenden Vorhaben“. Damit solle geklärt werden, ob es auf dem Planeten Leben gab oder gar noch gebe, sagte er der BBC. Die britische Regierung will für das

auf Gesamtkosten von etwa 25 Millionen Pfund (rund 75 Millionen Mark) angesetzte Projekt fünf Millionen Pfund bereitstellen. Unternehmen haben weitere 13 Millionen Pfund zugesagt. Die „Beagle 2“ soll von der europäischen Weltraumagentur ins All geschossen werden.

Es bleibt abzuwarten, ob die Engländer mehr Glück bei der Erforschung des Mars haben als die NASA.

# Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei [http://www.efodon.de/html/archiv/chrono/pfister/2000-SY1 pfister\\_schweiz.pdf](http://www.efodon.de/html/archiv/chrono/pfister/2000-SY1_pfister_schweiz.pdf) ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



## SYNESIS-Abo-Bestellschein

**Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo** (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

\_\_\_\_\_  
Name, Vorname

\_\_\_\_\_  
Straße, Hausnummer

\_\_\_\_\_  
PLZ / Ort

\_\_\_\_\_  
Telefon/Fax

\_\_\_\_\_  
Email-Adresse

### Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (so weit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

### SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

\_\_\_\_\_  
Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

\_\_\_\_\_  
**IBAN** (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494  
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

\_\_\_\_\_  
Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.  
BIC: GENODES1RWN  
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen  
und unterschrieben senden  
an:

**EFODON e. V.**  
**Glückauf-Str. 31**  
**D-82383 Hohenpeißenberg**

Bestelltelefon: 08805-1485  
Fax: 08805-9460  
Email: synesis@efodon.de